Biblioteka
U.M.K.
Toruń
210221
II

P
683

Stadtbücherei Elbing
Zweigstelle
Pangritz Kolonie

Franz Adam Beyerlein

Der Brückenkopf

Der Brückenkopf

Ein Roman aus Ostpreußen

von

Franz Adam Beyerlein

August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW

P. 1930: 226

210.291
II

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung
Copyright 1927 by August Scherl G. m. b. H., Berlin
Druck von August Scherl G. m. b. H., Berlin

Theodor von Schön
auf
Blumberg
in Freundschaft gewidmet

Stadtbücherei Elbing
Zweigstelle
Pangritz Kolonie

I

Es war Reif gefallen in der Nacht. Aber dann war eine schöne, klare Maiensonne am Himmel emporgestiegen und hatte den frostigen Schleier von Wiesen und Feldern wieder aufgenommen. Nur im Schatten der Bäume schimmerte es noch weiß, und ganz unten am Hang, am abschüssigen Ufer der Sorpa, hingen noch Nebelschwaden zwischen den Weidenbüschen.

Auf der Veranda des Herrenhauses von Sorplauken war der Frühstückstisch gedeckt. Der Lehnstuhl der Tante Klarisse war fürsorglich in den Sonnenschein gestellt, und wohlgefällig spreizte die Greisin die dürren, krummen Hände in den milden Strahlen. „Wahrhaftig," greinte sie, „es wird noch einmal Frühling in Ostpreußen! Ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben." Sie erwartete letztens keine Antwort auf ihre Betrachtung, aber als die beiden Frauen, die sich mit ihr auf der Veranda befanden, wirklich nichts erwiderten, verdroß es sie gleichwohl. „O je!" fuhr sie fort. „Für wen soll sich der Himmel auch ins Zeug legen? Etwa für uns alte Weiber?"

Da lachte die jüngste der drei, diejenige, die bisher die Topfblumen an den verglasten Seitenwänden und auf den Stufen begossen hatte, fröhlich auf, ein herzliches, klingendes Lachen. „Und Gottfried?" versetzte sie. „Und die Marjellens, die jungen Burschen und die Kinder alle auf dem Hof? Und Sorplauken!? Zwölfhundert Morgen bester Weizenboden, Tantchen! Das andere gar nicht gerechnet!" Sie griff zwei große Schöpfeimer aus der Ecke und stieg in den Garten hinunter. „Die Regentonne ist leer," sagte sie, „ich hole mir das Wasser unten aus der Sorpa."

Groß und schlank schritt sie den Pfad zum Fluß hinab. Ein leichter Wind wehte ihr das Haar aus der Stirn, und die Sonne flirrte in den blonden Strähnen. Die beiden Frauen,

die auf der Veranda zurückgeblieben waren, schauten ihr schweigend nach. Die jüngere von ihnen, ein blasses, mageres Wesen von einigen fünfzig Jahren, wandte sich zuerst ab. Sie zog eine Brille aus dem Futteral, setzte sie auf und kramte seitab vom Frühstückstisch in einem Korb unter Wäschestücken herum, die der Ausbesserung bedurften. „Tante Klarisse," begann sie, „darf ich mir eine Bemerkung gestatten?" Die Alte blickte auf. „Ja, Johanna," erwiderte sie, „du darfst immer. Aber wenn du mir eine Freundlichkeit erweisen willst, laß wenigstens vor dem Frühstück die Stopfnadel in Ruhe! Du bist doch keine Näherin!"

„Aber Tante Klarisse! Auf dem ganzen Gut wird seit zwei oder drei Stunden gearbeitet, Gottfried selber ist schon längst unterwegs, und ich will mich nützlich machen! Ich m u ß mich nützlich machen, Tante Klarisse!" Das blasse, graue Geschöpf bekam jäh ganz rote Wangen und glänzende Augen und ereiferte sich: „Sonst – sonst weiß ich überhaupt nicht mehr, wozu ich noch da bin." Johanna von Imme hatte im Krieg den Gatten verloren. Er war gleich zu Beginn als Oberst eines Infanterieregiments in den Augustschlachten gefallen. Die drei Söhne waren ihm dann dem Alter nach in den Tod gefolgt, und schließlich war die einzige Tochter in einem galizischen Lazarett am Fleckfieber gestorben. Seitdem schien der Witwe und verwaisten Mutter der Sinn des Daseins verneint zu sein, und sie hatte hastig eingewilligt, als ihr Sorplauken von ihrem Vetter Gottfried Imme als eine Zufluchtsstätte angeboten wurde, in die sie sich vor dem Leben und den Menschen flüchten konnte.

Die Greisin maß sie mit einem scheuen Blick und nickte dann trübe. „Nun, nun," begütigte sie, „stopfe du dein Tischtuch! Aber enthalte mir nun auch nicht länger deine Bemerkung vor!"

Die andere hatte sich bereits über ihre Arbeit geneigt. „Ja," versetzte sie, indem sie das schadhafte Gewebe musterte, „wenn du von ‚alten Weibern' redest, wie du es nennst, Tante Kla-

risse, dann beziehe doch, bitte, Gertrud nicht ein! Für uns beide hat es ja seine Richtigkeit. Denn du bist vierundachtzig, soviel ich weiß, und ich bin im Grunde noch älter als du, obwohl ich dreißig Jahre jünger bin. Aber für Gertrud müßten wir doch trachten, daß sie sich möglichst jung fühle."

„Da sei beruhigt, Johanna! Sie nimmt sich schon selbst aus. Mit ihren achtundzwanzig Jahren ist sie selbstverständlich und von innen heraus jung."

„Aber sie bildet sich ein, sie sei alt, weil ihr Bräutigam da unten in Rumänien geblieben ist. Das ist es. Und sie redet sich vor, sie habe abgeschlossen mit dem Leben, mindestens in dem, was Liebe und Ehe angeht. Und das möchten wir doch gerade n i c h t, Tante Klarisse!"

Die Alte hatte sich aus dem tiefen Stuhl aufgerichtet und stützte sich auf ihren Stock. „Nun," erwiderte sie lebhaft, „was glaubst du, Johanna, zu welch anderem Zweck hab' ich wohl Gertrud zu mir gebeten, wie daß sie Gottfrieds Frau werden soll?" Sie krückte vor an den Rand der Veranda und sprach halb für sich weiter: „Jawohl, ich bin die älteste Imme, und ich fühle mich verantwortlich dafür, daß der Stamm nicht ausstirbt. Dazu aber gehören Mann und Frau, Gottfried und Gertrud. Und wenn ich mir diesen Kuppelpelz verdiene, hab' ich mir einen Gotteslohn verdient. Denn das gibt eine gute Rasse."

Sie legte Johanna die Hand auf den Nacken und wies den Hang hinab. „Ist sie nicht schön?" fragte sie. „Und gesund?"

Gertrud hatte am Flußufer die Eimer gefüllt. Trotzdem ihr die Last die Schultern herniederzog, stieg sie den Abhang in einer stolzen, freien Haltung hinauf, und wenn ihr der Wind den schlichten blauen Leinenkittel um den Körper wehte, sah man, wie kraftvoll und anmutig sie schritt.

In diesem Augenblick trabte ein Reiter über die Brücke, die unterhalb der Schöpfstätte in zwei stattlichen steinernen Bogen über die Sorpa führte. Vom Ufer klomm dann die

Straße in einer weitgeschwungenen Kehre die Höhe hinan, auf welcher der Sorplauker Gutshof lag, und berührte mit der Schleife, wo sie am weitesten ausholte, das Gartengebiet. An dieser Stelle war ein Tor in die hohe Tannenhecke geschnitten, die einen Staubschutz nach außen bildete, und zu ihr führte auch von innen ein Fußpfad hin. Gertrud mußte dem Reiter just an der Pforte begegnen, ohne daß sie ihn vorher gesehen oder gehört hatte. Denn das Tannendickicht verbarg ihn ihr, und die Hufe des Pferdes mahlten geräuschlos im Sande des Sommerweges. Klarisse aber verfolgte oben von der Veranda aus den Vorgang Schritt für Schritt. „Da sieht man es wieder, Johanna," sagte sie, „ihre Wege laufen zusammen, ohne daß sie es wollen."

Inzwischen rief mittwegs am Hang der Reiter die Wasserträgerin an. Das junge Mädchen schaute erstaunt zu ihm empor. Dann aber, nachdem es die Eimer abgesetzt hatte, reichte es ihm unbefangen die Hand in den Sattel, und als der Goldfuchs schnaubend den schönen Kopf nach dem Wasser reckte, hielt es dem Tier das Gefäß auf dem Knie hin und tränkte es. Schließlich nahm der Reiter das Pferd wieder mit der Trense heran, und beide setzten ihren Weg fort, er außerhalb der Hecke und das Mädchen auf dem Kies des Gartensteigs.

Oben wandte sich Johanna wieder dem zerschlissenen Tischtuch zu. „Was ist nun weiter?" fragte sie. „Ihre Wege laufen zusammen, aber sie trennen sich auch wieder. Mir scheint, sie sind noch recht weit davon entfernt, ineinander zu münden und beieinander zu bleiben."

„Oho!" entgegnete die Alte. „Allerdings sind die beiden noch nicht eins. Sie meint, ihr Liebesleben — so sagt man ja wohl — sei für immer verdorrt und verschüttet, und er hält sich um ein paar grauer Schläfenhaare willen für zu alt zur Ehe; es ist auch wahr, zu versäumen haben sie alle beide im Grunde nichts, — aber es will schon etwas heißen, daß

Gottfried nicht herunter vom Gaul ist, die Sporen zusammenklappt und dem Mädel die Hand küßt, sondern behaglich im Sattel bleibt und ihr die Hand heruntergibt wie einem guten Kameraden. Denn das ist der richtige Verkehrsfuß für sie und damit eine angenehme Neuigkeit. Gut Ding will Weile."

Es währte nicht lange, so trat der Gutsherr von Sorplauken, der Freiherr Gottfried von Imme, auf die Veranda heraus. Er klappte in der Tat die Sporen zusammen und küßte sowohl der Tante Klarisse wie auch Johanna die Hand. Gertrud nickte er fröhlich zu: „Wir haben uns schon guten Tag gesagt." Danach geleitete er Klarisse an den Tisch, und Gertrud goß den Tee in die Tassen. „Ich habe auf mich warten lassen," entschuldigte er sich, „aber es wäre eine Sünde gewesen, durch den schönen Morgen allzuschnell hindurchzutraben."

„Du warst auf dem Vorwerk?" fragte Klarisse.

„Ja, ich war drüben."

Er trank einen Schluck, und seine Stirn krauste sich ein wenig. „Da ist noch nicht alles in dem Topfe, in dem es kochen soll", sagte er. „Diese Leute, die ich da aufgenommen habe, — nein, sie gefallen mir nicht. Ukrainische Rückwanderer — schön! Und ich will es ihnen glauben, daß es ihnen da unten nicht mehr behagt hat. Aber sie scheinen mir ganz und gar Ukrainer geworden zu sein und haben gar nichts Deutsches mehr an sich. Viel zu demütig und zu einverstanden mit allem, als daß sie ehrlich sein könnten."

„Du hättest keine Leute wieder auf Pillwischken ansetzen sollen", brummte Klarisse. „Du hättest das Vorwerk in Gottes Namen tot liegen lassen sollen! Von dorther ist noch nie etwas Gutes für Sorplauken gekommen."

„Aberglaube, Tante Klarisse!" lächelte Gottfried. „Mit den Fohlen drüben haben diese Russen oder Ukrainer überhaupt nichts zu schaffen, und wenn es Anstände gibt, bin ich am Ende nicht mit ihnen verheiratet." Damit schob er fürs erste die

Bedenken beiseite und fuhr helleren Tones fort: „Aber vielleicht läßt sich auch aus dieser Blüte des Ostens etwas Honig saugen. Die Franzkis — so nennt sich der Zuwachs — haben zwar eine Masse kleine Kinder, aber sie können keinen Hofgänger stellen, wie sie sollen und den anderen Instleuten gegenüber müssen. Da haben sie sich eine Nichte verschrieben. Die Frau macht mir viel Rühmens von dem Mädchen. Es habe in Lemberg und hernach in Warschau in den vornehmsten Häusern gedient. Am Ende wäre das eine Hilfe fürs Haus?"

Die Tante stieß ein knucksendes Lachen aus. „Gertrud," kicherte sie, „dann versperre nur das Silber und den Leinenschrank doppelt!"

„Das will ich schon", erwiderte das junge Mädchen. „Aber im übrigen wär' es gar nicht so übel, ein Wesen im Haus zu haben, das Staub auf den Möbeln entdeckt, auch wenn er nicht gerade fußhoch liegt, und das mittags die Suppenterrine hereinträgt, ohne vor Angst zu zittern. Die Sorplauker Marjellens haben gewiß ihre guten Seiten, aber sie neigen doch eher zu Stall und Acker."

„Mir sind die alten guten Gesichter lieber, auch wenn mal die Suppe überschwappt," knurrte die Tante, „und mit der Zeit schleifen sich sogar unsere Marjellens glatt."

„Aber," warf die blasse Johanna ein, „aber wenn sie dann aus dem Gröbsten heraus sind, heiraten sie oder gehen in die Stadt, nach Berlin. Und man fängt immer wieder von vorn an."

Der Hausherr lauschte vergnügt der weiblichen Wechselrede. „Freut euch nur nicht zu früh!" lachte er. „Am Ende handelt es sich um genau solchen Trampel, wie er hierzulande heimisch ist, und nun gar um eine russisch-polnische Abart! Wartet es nur ab!"

„Das Telephon, gnädiger Herr", meldete in diesem Augenblick das Stubenmädchen von der Tür her.

„Wer will mich denn?" fragte Imme.

„Eine Depesche ist abzuhören von der Stadt, gnädiger Herr."

„Eine Depesche? — Wird ein rechter Unfug sein!" Aber er stand auf und ging ins Haus.

„Depeschen sind schrecklich", klagte leise Johanna. Die anderen beiden harrten schweigend.

Als Imme zurückkehrte, war seine Miene umwölkt. Aber er zwang seine Stimme zur Heiterkeit und berichtete: „Aus Berlin. Vetter Herbert trifft heute abend ein."

„Schade!" entfuhr es Tante Klarisse.

Gottfried schüttelte den Kopf. „Na," sagte er, „auf einen enthusiastischen Empfang darf der Vetter offenbar nicht rechnen?"

„Gott na," versetzte die Tante, „Whist spielt man nun mal zu vieren."

„Aber, Tante Klarisse, das gibt doch wieder mal einen Ton aus einer anderen Welt!"

„Ja, aus Berlin. Ich bedanke mich."

„Gertrud, rede du doch! Es ist doch nun mal nicht viel los in unserer Einöde. Was sagst du dazu?"

Das Mädchen sah voll zu ihm auf und antwortete dann herzlich: „Mir hat es immer gefallen in unserer Einöde."

Da reichte ihr Gottfried rascher, als es sonst seine Art war, die Rechte über den Tisch hinweg und sprach: „Das freut mich. Wirklich!" Dann trat er an die Stufen vor und schaute nachdenklich in den Garten hinab. Der Besuch kam ihm selber ungelegen oder überraschte ihn doch mindestens. „Seltsame Gewohnheiten haben diese Großstadtherrschaften", fuhr er fort. „Da lad' ich Herbert vor Jahr und Tag ein — jawohl, im vorjährigen Sommer war es —, und er schreibt: ‚Ja, gerne. Oder nein, vielleicht, wenn der Herbst schön wird oder wenn es sonst klappt'. Will heißen: nein. Seitdem kein Wort. Und heute: ‚Ankomme Mittwoch Nachmittagszug Schornheim'. Na! — Darf ich wohl bitten, daß mit Mam-

sellchen das Nötige angeordnet wird? Ich denke, wir quartieren ihn neben dir ein, Johanna. Ist es dir recht?"

Die blasse Frau hob abwehrend die Hand und erwiderte schüchtern: „Aber Gottfried, ich bin dein Gast, wie Vetter Herbert es auch sein wird."

„Nein, Johanna," antwortete er gütig und ernst, „du bist hier zu Hause. Das sollst du wissen!"

Ein leises Rot flog über die matten Züge der Witwe. „Ja, ja," versetzte sie eifrig, „ich fange wirklich an, mich daheim zu fühlen, hier in Sorplauken." — — —

Hernach, als das Milchfuhrwerk die Post aus der Stadt gebracht hatte, begab sich Imme in sein Arbeitszimmer. Er war Vorsteher des Gutsbezirks und dreier angrenzender kleiner Gemeinden, die mit Sorplauken zu einer Schul- und Verwaltungsgemeinschaft zusammengeschlossen waren. Gertrud ging, um der Wirtin über den bevorstehenden Besuch Bescheid zu sagen. Die beiden Alten blieben zurück. Johanna sann angestrengt vor sich hin. „Jetzt ist es mir wieder eingefallen," begann sie plötzlich, „du mußt nämlich wissen, ich habe fast keine Gedanken mehr, alles vergess' ich, — also ich wollte dich fragen: was hat es doch für eine Bewandtnis mit diesem Vetter Herbert?"

„Höchst einfach leider," antwortete Klarisse, „Gottfried und er sind auf und ab, hin und her die beiden letzten männlichen Immes. Ich, als Urglucke sozusagen, habe die Zahlen im Gedächtnis. Vor dem Kriege waren es neunzehn, gefallen oder sonstwie umgekommen sind siebzehn, — bleiben zwei. Die Rechnung ist grausam, aber richtig."

Ein Schauer überlief die andere. Sie gedachte ihrer Toten und der Tränen, die sie um sie vergossen hatte. Jetzt weinte sie nicht mehr. Die Greisin aber sprach weiter: „Weiber gibt es noch ein paar mehr. Aber sie kommen nicht in Betracht. Und wenn nun Gottfried sich zu keiner neuen Ehe entschließt, ist Herbert der Erbe von Sorplauken. Da ist der

junge Mann denn im vorigen Jahre eingeladen worden, sich den Kram wenigstens mal zu besehen. Ich glaube: wie die Sachen jetzt stehen, nach diesem Winter in der Einöde, wie er sagt, hätte Gottfried den Vetter nicht mehr gebeten. Sei's drum! Solche Leute kommen und gehen wie die Kometen, — plötzlich, auffällig, mit einem Schweif von Feuerwerk — und verschwinden ebenso schnell wieder. Für unsere Verhältnisse Gesprächsstoff für ein Jahr."

Johanna kroch in sich zusammen. „Ja, Feuerwerk," nickte sie, „das ist das Unangenehme daran. Laut und hell."

„Er wird sich mäßigen," beruhigte Klarisse. „Wenn er nur für ein Dittchen Geschmack im Leibe hat, wird er am dritten Tage einsehen, daß Ostpreußen keine Sensationsbühne ist und Sorplauken am allerwenigsten."

II

Nachdem Herbert Imme die Depesche an seinen Vetter am Fernsprecher aufgegeben hatte, überlegte er ein paar Minuten lang, ob er seinen Diener in Berlin lassen oder mit nach Ostpreußen nehmen sollte. Schließlich hieß er ihn mitkommen. Sorplauken war ein stattlicher Besitz, soviel er sich erinnerte, wohl dreitausend Morgen groß; in solchen Verhältnissen, rechnete er, werde sich für einen Menschen mehr unschwer ein Unterkommen schaffen lassen. Überdies kannte er Johann Madsen, der ihm, seinem Leutnant, von der Marine in das bürgerliche Leben gefolgt war, als außerordentlich bescheiden, und zuletzt war es ihm am bequemsten so.

Die Nacht im Schlafwagen war unerträglich. Dumpfe Schwüle lechzte nach einer gewitterlichen Entladung. Aber das Wetter zog vorüber. Der Mann oben im Bett schnarchte dauerhaft. Am Ende stand Herbert leise auf und kleidete sich an. Gegen den Fenstergang schlug von außen der Qualm der

Lokomotive. Es blieb nichts anderes übrig, wie an einer Stirnseite das Türfenster zu öffnen, um zu etwas reinerer und frischerer Luft zu gelangen. Er ließ sich gehörig anwehen, und die heftige Zugluft half ihm die Zigarette doppelt schnell rauchen.

Im Grunde wunderte er sich, unterwegs zu sein. Er war mit brennendem Eifer als Politiker im rechtsradikalen Lager tätig gewesen und hatte erst unlängst in dieser Arbeit einen grimmigen Ärger gehabt: wieder einmal hatte sich einer von denen, die das allgemeine Vertrauen genossen, als eigennütziger, wenn nicht betrügerischer Streber entpuppt. Diese Erfahrung hatte Imme mit Ekel und Verdruß erfüllt und ihn Berlin und die Stadt überhaupt hassen gemacht. Es kam hinzu, daß er noch eine gelinde Enttäuschung anderer Art erlitten hatte. Er hatte zu einem jungen Mädchen, einer Studentin namens Gerda Vollbrecht, in einem freundschaftlichen Verhältnis gestanden. Aber die ebenso anmutige wie gescheite Dame war ihm allmählich entglitten, und er hatte das peinliche Gefühl, daß sie ihn, seine gesellschaftlichen, allzu oberflächlichen Huldigungen belächelnd, zu leicht befunden habe. Als er dann mit sich zu Rate ging, wohin er vor seinen Erinnerungen fliehen sollte, hatte er sich der Einladung des Vetters entsonnen und kurzerhand seinen Besuch angekündigt. Madsen hatte die Koffer gepackt, glücklich noch eine Schlafwagenkarte erwischt, und nun waren sie beide unterwegs.

Herbert war weit in der Welt herumgekommen, Ostpreußen aber, die Heimat seiner Voreltern, hatte er noch nie aufgesucht. Mit gemäßigter Teilnahme schaute er in den erwachenden Morgen. Der Zug raste durch den polnischen Korridor. Die Sonne beschien mit rötlichen Strahlen die dürftige Landschaft, – Fichtenwald, mit Birken durchsetzt, grüne Saatfelder und endlose Kartoffelzeilen, hin und wieder ein Dorf, das noch fröstelnd in der weiten Ebene schlummerte. Die Bahnhöfe, auf denen ein scheinbar zweckloser Aufenthalt genommen wurde, lagen grau und tot da; die polnischen Beamten hatten die Un-

nahbarkeit eines Leichenbitters, und mit unheimlich hallenden Schritten tappten ihre deutschen Kollegen an den Wagen entlang, mit ihren Hämmern die Räder beklopfend.

Bei Dirschau wurde die Weichsel überschritten; helle Sandbänke lugten aus dem Fluß hervor. Herbert hatte den Vertrag von Versailles nicht durchaus im Kopfe, aber er meinte sich zu entsinnen, daß jenseits der Weichsel Polens Herrschaft ein Ende habe, und als bald hernach die wuchtig gegliederten Umrisse der Marienburg sichtbar wurden, wußte er zuversichtlich, daß er sich wieder auf deutschem Boden befand.

Madsen war aus seinem Abteil herausgeklettert und gewahrte seinen Herrn am Fenster des Schlafwagens. „Befehlen Herr Baron Kaffee?" fragte er. Herbert nickte. Das Getränk war dünn und heiß, aber es tat wohl und machte munter. „Na, Madsen," erkundigte er sich wohlgelaunt, „wie steht's?" „Ach," antwortete der Diener, „daß wir man bloß wieder raus sind aus Berlin, Herr Baron! Die Luft schmeckt hier gleich besser." Imme lachte. „Nach Eisenbahn schmeckt sie," versetzte er. Aber der andere blieb dabei: „Nein, Herr Baron, sie schmeckt nach Land, nicht mehr nach Stadt."

Herbert stellte sich wieder an seinen Platz bei der Tür. Allmählich wurden die Reisenden des Schlafwagens wach; wenn sie nach dem Waschraum gingen, streiften sie an ihm vorüber. Auch Damen waren darunter. Dann kehrte er sich, sobald er sie erblickte, höflich und merkbar ab. Er hätte sich in sein Abteil zurückgezogen, aber sein Gefährte schnarchte noch immer oben im Bett.

Die Sonne stand nun schon hoch am Himmel und verhieß abermals einen heißen Tag. Das Land zu seiten der Bahn schaute fruchtbarer drein; die Dörfer waren in Gärten gebettet, aus denen noch blühende Obstbäume herüberleuchteten. Zur Linken blinkte der breite Spiegel des Haffs, begrenzt von der verschwimmenden Linie eines fernen Ufers. ‚Da werden Madsens Augen glänzen!' fuhr es ihm flüchtig durch den

BIBLIOTEKA W TORUNIU

Sinn. Madsen war ein Schleswiger, aus Tondern gebürtig, aber er hatte für Deutschland optiert. Stattliche Rinder weideten auf fetten Wiesen, schöne Pferde stoben in fröhlicher Flucht vor dem Zischen der Lokomotive davon, die Fohlen schlugen mit ihren schlenkrigen Beinen aus. Männer und Frauen richteten sich vom Kartoffellegen auf und ließen den Zug an sich vorüberrasseln. ‚Wahrhaftig,' dachte er bei sich, ‚Madsen hat recht. Es ist schön, einmal aus der Stadt herauszukommen!'

In diesem Augenblick schwebte ein zarter Wohlgeruch an ihm vorbei, ein Duft voll Zurückhaltung, aber doch nicht ohne einen aufreizenden Beigeschmack. Er verspürte Lust, sich die Dame anzusehen, von der er ausging, aber ritterlich blieb er abgekehrt. Womöglich kam sie mit verschlafenen Lidern unmittelbar vom Bett und erschrak des Todes, wenn ein Mann sich nach ihr herumdrehte. Aber nein: sie verließ den Waschraum, — da war es am Ende gestattet, ein wenig hinter ihr dreinzuschauen. Mit behenden Augen erfaßte er eine zierliche, schlanke Gestalt, die hastig um die Ecke des Ganges bog. Mittwegs aber wurde sie aufgehalten: ihr Schal hatte sich in einer Türklinke verfangen und mußte erst von ihr befreit werden. Während dieses kurzen Zwischenspiels hefteten sich seine Blicke mit einer seltsam jähen Inbrunst auf einen im Grunde lächerlichen Mangel der Erscheinung: die Dame hatte ein wenig über den Knöcheln, dort, wo die schmale Fessel in eine feine Wade überging, im schwarzen seidenen Strumpf ein Loch etwa von der Größe eines Talers. Die Naht mochte nachgegeben haben. Aber diese geringe Entblößung fachte plötzlich in ihm einen hitzigen, fieberhaften Reiz an, und er trat geschwind ein paar Schritte vor, um nun auch einen Schimmer vom Antlitz der Frau zu erhaschen, — gerade verschwand sie in ihrem Abteil. Unten am Boden lugte noch in einer geschmeidigen Biegung der kleine Fuß hervor, an dem das winzige Stück nackter Haut bleich leuchtete.

Von nun an schenkte Herbert der Landschaft draußen, den verheißungsvollen Saaten, den rüstigen Bauern, den glatten Rindern, den edlen Pferden und munteren Fohlen keinen Blick mehr. Seine Gedanken jagten einer Gestalt nach, die er sich selbst aus einem Fleckchen blasser Haut geschaffen hatte und in immer neue Formen umbildete.

Erst als der Zug sich Königsberg näherte, öffnete sich die Tür wieder, hinter der die Dame verschwunden war. Sie trat heraus und stellte Gepäckstücke auf den Gang unter das Fenster. Herbert beobachtete den Vorgang mit heimlicher Freude: also reiste sie mit einer Mutter, Schwester oder Freundin, keinesfalls mit einem Gatten. Die Anmut, mit der sie sich regte und neigte, entzückte ihn. Im übrigen gab es wenig an ihr, was hätte Aufsehen machen können. Sie war eine von den Blondinen, die allzuwenig Farbe haben. Aber die Nase war, soviel der Schatten des Hutes erkennen ließ, fein und gerade und der Mund sehr klein, die Lippen schmal und dunkelrot. Die Farbe ihrer Augen bekam er zu sehen, als er, vorgeblich dem Ausgang zustrebend, mit seiner Handtasche ihr näherrückte; es war ein tiefes Blau unter langen dunklen Wimpern. Ein kalter, unsäglich hochmütiger Blick richtete sich auf ihn. Aber er hielt ihm stand, obwohl er spürte, daß die Gleichgültigkeit, die er zur Schau trug, nur eine kümmerliche Maske war.

Um so verwunderlicher nahm sich die Begleiterin aus, die jetzt zum Vorschein kam. Breit und derb stand sie in der Tür. Viel eher hätte sie in die Kleider etwa einer ländlichen Beschließerin gepaßt als in die städtische Gewandung, die sie trug. Sie streckte die plumpen Hände, deren Finger mit billigen Ringen besteckt waren, nach dem Gepäck aus, aber die andere verwies es ihr leise. Gehorsam, fast demütig, trat sie wieder zurück. Als dabei ihre Blicke Herbert streiften, leuchteten sie unwillkürlich auf: ‚Ein schöner Herr! Ein feiner Herr!' Dann wieder schaute sie mit einer so un-

bedingten Ergebenheit zu der Gefährtin auf, wie sie nur das innigste Verhältnis zu schaffen vermag. War sie die Mutter, die durch eine Laune der Natur ein auserlesen edles Geschöpf aus ihrem behäbigen Schoße geboren hatte und es nun auf seinem Fluge vom bescheidenen Neste in die Welt sorgend begleitete? War sie nur die Amme?

An ihrem Kleide blinkte eine Nadel, vorn an den üppigen Busen lose hingesteckt. Ein schwarzer Seidenfaden hing noch im Ohr. Herbert lächelte insgeheim und spähte abwärts: richtig, der Schaden im Strumpf war geheilt. Und wiederum war es ihm, als habe er der stolzen Dame ein kleines, aber köstliches Geheimnis listig entwendet.

Der Zug hielt auf einem entsetzlich engen Bahnhof. Die beiden Frauen schauten nach einem Gepäckträger aus, Imme aber mußte wohl oder übel aussteigen. Madsen war schon an der Tür. „Wir haben vierzehn Minuten Zeit, Herr Baron", meldete er. „Draußen vor der Halle ist die Abfahrt für uns." Imme nickte: „Ja, ja, schon gut." Mit einem Male aber lachte er und sagte: „Wissen Sie was, Madsen? Wir fahren erst mit dem Mittagszug. Es gibt doch einen?" — „Zu Befehl. Aber erst ab Königsberg 4 Uhr 37, an Schornheim 8 Uhr 58." — „Wenn schon! Telegraphieren Sie nach Sorplauken, wir kämen erst abends an! Und ja, machen Sie es dringend, damit der Wagen nicht vergebens geschickt wird! Wer weiß, wann man wieder mal nach Königsberg kommt. Ich will mir das Nest mal besehen." — „Zu Befehl, Herr Baron." Madsen zuckte mit keiner Wimper.

„Schön. Also dann besorgen Sie, was nötig ist, und amüsieren Sie sich gut! Ein Viertel nach vier bin ich wieder da." Madsen klappte die Absätze zusammen: „Zu Befehl, Herr Baron. Der Zug geht ja erst nach halb."

Inzwischen hatten auch die beiden Frauen den Schlafwagen verlassen. Nachdem das Gedränge der Ankunft ein wenig verebbt war, schritten sie dem Ausgang zu. Imme kaufte

sich eine Morgenzeitung, um hinter sie zu gelangen. Madsen sah von weitem zu, wie er sich danach auf ihre Spuren setzte. Er schüttelte den Kopf dazu. ‚Immer wieder!' dachte er. Darin begriff er seinen Herrn nicht.

Imme aber blieb seinem Wild auf den Fersen. Die beiden Frauen traten auf den Platz vor dem Bahnhof hinaus und winkten eine Droschke heran. Die Vormittagssonne lag schon prall auf dem weiten Plan. Aber sie hatte noch nicht ihre volle Macht. Etwas von der Frische der Nacht webte noch in der Luft, und auch von dem maijungen Grün der Bäume schien ein reinerer Hauch auszugehen. Dazu wehte ein leichter Wind den kräftigen Geruch von Teer und Wasser heran. Herbert erwachte gleichsam aus einem Rausch. Grau und welk dünkte ihn plötzlich seine Schöne, wie er sie, stets demütig gefolgt von der Alten, im klaren Lichte sich bewegen sah. Sollte er das alte Spiel wieder einmal anfangen, gleichfalls einen Wagen nehmen und hinterdreinfahren? Er zauderte einen Augenblick, — dann tat er es dennoch.

Der Kutscher, ein junger Mensch, verstand ihn sofort und grinste auf eine unbequeme Weise. „Pol'sche", sagte er. — „Wie meinen Sie?" fragte Imme mißgelaunt. — „Es sind Polinnen", antwortete jener. — „Woher wissen Sie das?" — „Das sieht man, Herr. Ich bin von der Grenze her." Damit fuhr er in einem nachlässigen Trab los und hielt sich geschickt in einem losen Abstand von dem ihm anbefohlenen Ziel.

Die Polinnen — Herbert eignete sich alsbald die Vermutung seines Kutschers an — stiegen vor einem Warenhaus aus. Das bedeutete eine neue Verlegenheit und eine neue Überwindung für ihn. Aber er folgte ihnen eine breite Treppe hinauf in den ersten Stock zur Wäscheabteilung. Während er sich ein Taschentuch kaufte, da er das seine angeblich verloren hatte, bemerkte er, daß ihnen Schürzen, bunte Wirtschaftsschürzen, vorgelegt wurden. Da überwältigte

ihn das Ungereimte seines Handelns dermaßen, daß er eilends sein Taschentuch bezahlte und sich die Treppe wieder hinabwandte, ohne einen Blick auf die ‚Polinnen' zurückzutun. „Mein Herr," rief ihm die Verkäuferin nach, „Sie vergessen Ihr Taschentuch!"

Auf der Straße rechnete er sich aus, daß er nunmehr reichlich sieben Stunden zur Verfügung habe, um sich die Stadt zu betrachten. Er war nicht sehr glücklich darüber. In einem Kaffeegarten ließ er sich ein Frühstück auftischen und saß leidlich zufrieden im Schatten einer Kastanie, Tee trinkend, die Zeitung lesend, dem Summen der Bienen lauschend und die Sperlinge fütternd. Aber der Zeiger rückte dennoch verzweifelt langsam vorwärts. Da streifte außen am Gatter ein Matrose der Reichsmarine vorüber, eine Mappe unter dem Arm, halb amtlich-geschäftig, halb bummlerisch, wie sich die Ordonnanzen der militärischen Behörden zu gehaben pflegen. Die blaue Mütze rief es ihm ins Gedächtnis, daß auch in Königsberg ein Überbleibselchen der ehemaligen Kaiserlichen Marine seine Garnison hatte. ‚Holla! Vielleicht ein Kamerad?!' überlegte er. Und er hatte Glück. Ein Korvettenkapitän, mit dem zusammen er während des Krieges einmal auf einem Minensucher Dienst getan hatte, verwaltete am Pregel irgendein kleines Amt. Es war kein Anlaß zu einem erschütternden Wiedersehen, wohl aber zu einem flotten, herzhaften Mittagsmahl in einer verwinkelten Weinkneipe auf dem Schloßhofe, die das ‚Blutgericht' genannt wurde. Es gab schwere, gewaltsame Speisen und einen gesegneten Burgunder und zu Kaffee und Zigarette ein Spielchen, das kraft seiner Bedingungen niemals zu Katastrophen führen konnte, die andrängende Müdigkeit aber siegreich bekämpfte. Und erstaunlich war es, wie außerordentlich geschwind unter den veränderten Verhältnissen die Zeit verflog. Imme raste schließlich mit dem Kameraden im Auto zum Bahnhof. Es waren noch drei Minuten Zeit, als der Kraftwagen vorfuhr.

Madsen wartete, wie ihm aufgetragen war. Abschied, eine Umarmung, sogar ein Kuß, der heftig nach Zigaretten und Likör schmeckte, — ein Händedruck, ein letztes Winken.

Draußen, weit vor der Halle, stand der Zug abfahrtbereit. Der Führer bedeutete mit beschwichtigender Gebärde: ‚Ruhe nur! Ruhe! So grausam sind wir nicht!' Imme kletterte in sein Polsterabteil, Madsen rannte nach seiner Holzbankklasse. Aber wie zum Hohn auf die unnötige Eile und obwohl die Stunde der Abfahrt bereits überschritten war, setzte sich der Zug immer noch nicht in Bewegung.

Herbert hatte sich auf seinen Sitz fallen lassen und wartete darauf, daß die Fahrt beginnen solle. Als sich jedoch nichts rührte und rüttelte, ließ er das Fenster herab und lehnte sich hinaus. Er war in solcher Hast aus der tiefen, tabakverqualmten Nische des ‚Blutgerichts' aufgebrochen, daß ihn jetzt noch immer die Sonne auf eine verwunderliche Art blendete. Seinen umnebelten Augen erschien der Tag gerade um seiner Helligkeit und Klarheit willen seltsam unwirklich und phantastisch, und darum überraschte es ihn auch nicht, daß er Dinge erblickte, die unbedingt einem Traum entsprossen sein mußten. Unfern nahm vor einem Wagen 4. Klasse eine einfach gekleidete ältere Frau, eine Bäuerin vielleicht oder die Gattin eines Arbeiters, Abschied von ihrer Tochter. Ganz verstohlen schlug sie ein Kreuz über das Mädchen und segnete es. Und diese Bäuerin und das Mädchen waren die beiden Frauen aus dem Schlafwagen vom Morgen. Die ältere mochte in der nachmittäglichen Hitze nur den städtischen Mantel abgelegt und den Hut mit einem Kopftuch vertauscht haben, die jüngere aber stand in der Tür ihres Abteils ganz angetan, als wolle sie in der Fremde in Dienst treten. Und sie war es, die Dame mit dem Loch im Strumpf, zweifellos. Es war dasselbe schmale, blasse Antlitz, dieselbe feine, gerade Nase, derselbe kleine, dunkelrote Mund.

Aber just gab der Vorsteher das Zeichen zur Abfahrt, und

der Zug rollte gehorsam an. Winkend blieb die Alte zurück. Und abermals waren es dieselben plumpen Hände, mit billigen Ringen besteckt, die sich am Morgen nach dem Koffer ausgestreckt hatten. Leise und unmerklich zeichnete die Rechte wieder das Kreuz in die Luft.

Die Lokomotive spie dicke Rauchschwaden nach rückwärts. Imme schloß das Fenster. ‚Narrheit!' sagte er zu sich. ‚Es ist der Burgunder! Und der Kognak!' Aber seine Gedanken wogten aufgeregt hin und her und brandeten stets von neuem um dieselbe Untiefe. Unzufrieden machte er es sich in einer Ecke bequem und war im Nu eingeschlafen.

Als er wieder erwachte, war die Sonne am Untergehen. Aus dichtem Gewölk schoß sie rotglühende Strahlenpfeile am Himmel empor. Der Zug ratterte gemächlich durch das ebene Land. Wald, Wiese und Feld lösten einander ab, bisweilen blinkte auch der Spiegel eines Sees. Das Vieh weidete sich gelassen, gleichsam träumend, in die Nacht hinein.

Auf einer Station wurde ein Wagen voll blökender Rinder angehängt. Madsen benutzte den Aufenthalt und lugte zur Tür herein. „Na, Madsen?" fragte Imme gähnend. „Sind wir bald da?" – „Zu Befehl, Herr Baron. Die dritte Station von hier ab ist Schornheim." – „Gott sei Dank, Madsen!" – „Zu Befehl."

Herbert legte sich ins Fenster. Die Zugluft tat ihm wohl. Die Farben am westlichen Horizont waren verblichen, aber trotz der vorgerückten Zeit vertiefte sich die Dämmerung nicht. Die Landschaft hüllte sich gewissermaßen nur in einen Schleier, hinter dem sie die harten und scharfen Linien und Farben verbarg. Fernab wetterleuchtete es.

Der Zug hielt. Zwei oder drei Menschen bestiegen ihn, ein paar andere kletterten heraus. Jenseits der Hecke, die sich den Bahnkörper entlangzog, verloren sie sich. Dann ging die Fahrt weiter. Und abermals stand die Lokomotive still. Obschon es nicht nottat, war die Laterne vor dem kleinen

Stationsgebäude angezündet. Seitab wartete ein Bauernfuhrwerk, mit zwei schmächtigen Pferden, einem Schimmel und einem Braunen oder Rappen bespannt. Der Knecht glotzte über die Schranke herüber. Eine einzige Reisende verließ den Zug, ein junges Mädchen, das alsbald, ein verschnürtes Paket tragend, in das Licht der Laterne trat und dem Vorsteher mit ein paar Worten Fahrkarte und Gepäckschein abgab. Der Beamte nahm den Zettel und hieß den Knecht mit seinem Wagen um die Schranke herum an den Packwagen fahren, damit das Gepäck ohne Zeitverlust verstaut werden könne. Das Mädchen zog sich mit einem höflichen Dank zurück und sah zu, wie dies geschah.

Herbert rieb sich die Augen. Der mittägliche Rausch war verflogen, bestimmt verflogen; gründlich war das Gehirn durch den langen Schlaf ausgefegt, und dennoch — dieses Mädchen, dort unter der Laterne war die Dame aus dem Schlafwagen. Die einfache Jacke, in der sie steckte, der billige, von jedermann getragene Hut auf dem Kopfe konnten diese Wahrheit nicht erschüttern. Jetzt kreuzten sich ihre Blicke mit den seinen, und es dünkte ihn, als erkenne auch sie ihn wieder und als kräusele ein spöttisches, überlegenes Lächeln die schmalen, dunkelroten Lippen. Da riß er in jähem, unwiderstehlichem Antrieb Hut, Mantel und Stock vom Haken und sprang aus dem Abteil. Er lief rückwärts an der Wagenreihe entlang dahin, wo Madsen aus dem Fenster schaute. „Madsen, ich komme nach", rief er. „Sobald wie möglich komm' ich nach. Reden Sie mich heraus, wie Sie können! Seien Sie gescheit!"

Madsen war aufs tiefste erschrocken, aber er stammelte: „Zu Befehl, Herr Baron." Der Zug war schon im Rollen.

Imme trat hastig auf den Stationsvorsteher zu und fragte: „Sagen Sie — ich kann doch hier einen Wagen haben?" Dabei spähte er angestrengt in das Dunkel hinaus nach dem Mädchen. Schließlich erblickte er es auch: es sprach mit dem Knecht des Fuhrwerks.

„Verzeihung!" erwiderte der Beamte. „Darf ich Ihre Fahrkarte sehen?"

Imme zeigte sie.

„Sie hätten im Zug sitzenbleiben sollen. Dies hier ist Podszunkehmen, Schornheim ist die nächste Station. Wo wollen Sie denn hin?"

„Nach – nach Sorplauken."

„Ebendeshalb hätten Sie bis Schornheim fahren müssen. Die große Landstraße führt von Schornheim nach Sorplauken." Er wandte sich dem Stellwerk zu und brachte es in Ordnung. Dann erst schien er Teilnahme für den verirrten Reisenden zu gewinnen. „Das heißt," überlegte er, „in der Luftlinie sind Sie ja allerdings ziemlich nahe bei Sorplauken. Die Bahn beschreibt erst noch den weiten Bogen um den Nallensee. Aber es gibt nur den schlechten Weg durch die Forst bis hin, mitten durch zwischen Bruch und Sumpf, und auch nicht ganz leicht zu finden, gar bei Nacht."

Imme nickte: „Aber wenn Sie mir ein Fuhrwerk verschaffen könnten?"

Der Vorsteher schüttelte den Kopf. „Ganz unmöglich", erwiderte er. „Oder doch! Da war ja so'n Panjewagen. Vielleicht fährt der in der Richtung Sorplauken."

Just ratterte das Gefährt über das Pflaster vor dem Stationsgebäude. Das Mädchen saß neben dem Kutscher. „Halt! Halt!" rief der Beamte. Der Knecht wollte schon dem Zuruf folgen, da sprach eine Frauenstimme hart ein paar Worte dazwischen. Und der Mann hob die Peitsche, schlug auf die beiden dürftigen Gäule ein und jagte davon.

Der Vorsteher blickte verdutzt hinterdrein. „Verrückte Gesellschaft!" knurrte er.

„Was sagte das Mädchen?" fragte Imme.

„ ‚Fahr' zu, Esel!' Es war polnisch."

„Und woher war das Geschirr?"

„Wie soll ich das wissen? Es gibt hier immerhin ein paar

kleine polnische Besitzer. Weiß der Teufel, woher es kam!" Er winkte den Arbeiter heran, der die Schranke wieder geschlossen hatte: „Reinhardt, wissen Sie, woher der Panjewagen stammte?"

Der Mann schüttelte den Kopf: „Keine Ahnung, Herr Vorsteher. Der Hornochse von Knecht tat so, als verstünde er kein Deutsch." Damit schritt er, schwer den Kies schürfend, auf das kleine Wohngebäude zu, das sich an den Waldrand schmiegte.

Der Bahnhof lag nun ganz einsam da. Die Schienenstränge führten zwar zweifellos vorwärts und rückwärts in belebtere Gegenden, aber an diesem Abende war man versucht zu glauben, irgendwo, nicht sehr weit weg, seien die Geleise unterbrochen, und man befinde sich auf der Insel der Einsamkeit.

„Hm, ja," räusperte sich der Vorsteher, „was gedenken Sie nun zu beginnen, mein Herr?"

Imme ließ die Schultern hängen. Er war mit einem Male sehr müde. Fast blöde schaute er auf die kleine helle Staubwolke, die das davoneilende Panjegespann in dem verschwimmenden Halbdunkel aufwirbelte. Sie kam ihm vor wie vor Jahren auf See die Rauchfahne eines begegnenden Dampfers, der sich langsam vom Kurs wieder entfernte, so daß man allein zurückblieb in der öden Wasserwüste. Aber er raffte sich auf. „Zuerst," sagte er, „zuerst und vor allen Dingen muß ich meinem Diener telegraphieren."

„Bitte sehr," versetzte der Beamte, „das kann sogleich geschehen." Höflich öffnete er die Tür zu dem Amtsraum. Der Telegraph tackte auf dem Tisch, und wenn er schwieg, schwang feierlich der Pendel der großen Wanduhr hin und wieder. Imme schrieb: „Madsen, ankommend Abendzug Schornheim. Wandere zu Fuß Podszunkehmen Sorplauken. Imme."

Der Vorsteher las und klappte die Hacken zusammen. „Es ist besser," erwiderte er, „man setzt anstatt Abendzug die

Dienstnummer 32a, dann wird die Depesche zuverlässig bestellt. Aber wollen Sie wirklich gehen, Herr von Imme? Bei der Nacht? Es sind immerhin zwölf oder dreizehn Kilometer, schlechten Weges, betone ich, und nicht leicht zu finden. Wenn ich Ihnen ausnahmsweise die Benutzung des Fernsprechers anbieten darf, so ist doch sicherlich von den Sorplauker Herrschaften jemand an der Bahn in Schornheim, den man an den Apparat rufen könnte. Dann wäre der Wagen in drei bis vier Stunden hier."

Imme hatte mit wachsendem Unbehagen zugehört. „Sehr liebenswürdig von Ihnen, Herr Vorsteher", murmelte er zaudernd.

„O bitte sehr! Es wäre mir nur eine Ehre. Herr von Imme-Sorplauken ist der beste Mann im ganzen Kreis. Es wäre nur meine Schuldigkeit."

Herbert war unschlüssig. Noch einmal wog er die Aussichten, die sichere, alltägliche, daß er mit dem Vetter am Fernsprecher eine Unterhaltung voller Lügen und Ausflüchte führen und vier Stunden oder mehr in einem muffigen Raum warten sollte, bis der Sorplauker Wagen anlangte, — oder die ungewisse, ungewöhnliche, daß er in nächtlichem Marsch ein unbekanntes Waldgebiet durchqueren sollte. Ein helles Bild tauchte in ihm auf, wie er, müde zwar und bestaubt, aber doch wohlgemut morgens am ländlichen Frühstückstisch in Sorplauken landete, indem er sich sogleich mit einem bescheidenen Abenteuer einführte. „Nein," sprach er darum, „lassen wir es bei dem Telegramm! Ich möchte meinem Vetter nicht Ungelegenheiten machen."

Der Beamte zuckte die Achseln. „Wie Sie wünschen, Herr von Imme", antwortete er. „Es wird aber möglicherweise auch ein Gewitter geben."

Aber Imme beharrte auf seinem Kopfe. Er ließ sich auf der Karte den Weg nach Sorplauken zeigen, und es dünkte ihn, als sei er unmöglich zu fehlen. Der Vorsteher geleitete

ihn um das Stationsgebäude herum und wies ihm die Richtung. „Sehen Sie," sagte er, „da fährt der Pole doch auf Sorplauken zu! So'n Kerl!"

Ganz in der Ferne war die helle Plane des Panjefuhrwerks eben noch zu erspähen.

Imme dankte dem freundlichen Beamten, warf seinen Mantel über die Schulter und ging. Das Helldunkel wogte in leisen Wellen über das Land und ertrank erst im Schatten des Waldes. Im Westen türmten sich Wetterwolken.

III

Der Regen rauschte hernieder.

Die Sorplauker Damen saßen im gelben Zimmer, das so hieß, weil es helle Ahornmöbel hatte; namentlich waren an der türlosen Längswand hohe verglaste Bücherschränke aus diesem Holz aufgestellt. Klarisse, die leicht fror, hatte im Kamin ein Feuer anzünden lassen und nährte die Glut der Scheite mit dürren Tannenzapfen. Johanna, in eine gestrickte Jacke gehüllt, häkelte irgendein Gewebe, das wirtschaftlichen Zwecken dienen sollte. Gertrud endlich sah vom Fenster aus dem abziehenden Gewitter nach, dessen Blitze allmählich erloschen und dessen Donner immer leiser verhallten. Nur der Regen ließ nicht nach.

„Schließlich kommt es auf eine gräßliche Enttäuschung hinaus", raunzte die Alte. „Was für ein Umstand! Erst eine Depesche: ich komme. Dann eine zweite: nicht mittags komme ich, sondern erst abends. Und nun Donner und Blitz, als wollte der Gottseibeiuns selber durch den Schornstein einfahren! — Wird Vetter Herbert sich solcher Vorzeichen würdig erweisen?"

Johanna zählte ihre Maschen zum soundsovielten Male und seufzte leise dazu. „Daß sie in diesem Wolkenbruch unterwegs sind!" klagte sie.

„Nun," erwiderte Gertrud, „sie sind gut versehen mit Decken und Mänteln, auch für den Vetter. Und wenn es ihnen gar zu toll wird, kehren sie einfach im Siebenlindenkrug ein."

„Sehr wahr", versetzte die Greisin. „Vermutlich sitzen sie dort längst beim steifen Grog, und wir warten hier vergebens mit Tee und Abendbrot. Ich muß aber sagen, ich habe barbarischen Hunger!"

„Ich auch", lachte das junge Mädchen. Es stand auf und fuhr munter fort: „Weißt du, Tantchen, ich mache uns ein Brot zurecht. Dir auch, Tante Johanna?"

Die fleißige Häklerin hielt einen Augenblick inne. „Ach," sagte sie, „wenn du schon einmal dabei bist, Kind, dann bitte!"

Gertrud hantierte noch im Speisezimmer am Tisch, da trat Gottfried in die Tür. Er hatte wohl den Mantel draußen auf dem Flur abgelegt, aber den triefenden Filz auf dem Kopf behalten. Jetzt warf er ihn auf einen Stuhl. „Du hast Verdruß gehabt, Gottfried?" fragte das Mädchen.

„Ja", antwortete er kurz.

„Wegen des Vetters?"

Er nickte und faßte sie beim Arm: „Komm, dann brauche ich nicht alles zweimal zu erzählen!" Nebeneinander traten sie in das gelbe Zimmer.

„Nun? Und der Vetter?" staunte Klarisse. „Ist er endlich da?"

„Nein," erwiderte Imme, „nur sein Diener und die Koffer."

„Oh!" verwunderte sich die Alte. „Sogar einen Diener hat er mitgebracht!"

Darauf erzählte Gottfried, Vetter Herbert sei, einer plötzlichen unbegreiflichen Laune folgend, bereits in Podszunkehmen ausgestiegen, um in einer nächtlichen Wanderung nach Sorplauken zu gelangen. Das sei schon bei Tage und für einen Ortskundigen ein unbequemes Unternehmen, für einen Fremden aber und bei Nacht wenn auch kein lebensgefähr-

liches Abenteuer, so doch ein Wagnis, das sehr übel auslaufen könne. Deshalb habe er, Gottfried, augenblicklich mit Podszunkehmen gesprochen, aber die Nachricht erhalten, der Vetter sei längst unterwegs.

„Nun noch zu allem andern dieses Gewitter!" schloß er. „Der Weg durch die Forst ist ohnehin kaum je trocken, — jetzt ist er grundlos!" Unmutig schritt er an den Bücherschränken auf und nieder, indem er zuweilen gedankenlos einen Titel besah; immer wieder aber gesellte er sich zu Gertrud, die aufrecht am Fenster stehengeblieben war.

Klarisse blickte vom Kamin her zu ihnen empor und frohlockte in sich hinein: ‚Sie gehören zusammen. Unweigerlich!' Laut aber sprach sie: „Und ich vermute euch beim Grog im Siebenlindenkrug! — Aber was für eine Idee, von Podszunkehmen durch die Forst! Helf' ihm Gott, dem Vetter! Und der Diener hat auch nicht mehr Verstand gehabt?"

„Oh, das scheint ein recht ordentlicher Mensch zu sein. Er hängt sehr an seinem Herrn und ist ganz aufgeregt. Er wollte sogleich auf die Suche gehen."

„Und was gedenkst du zu tun, Gottfried?"

Imme zuckte die Achseln. „Ich selber kann mich auf die Nachforschungen gar nicht einlassen", erwiderte er. „Ich muß unbedingt morgen mit dem Frühzug nach Königsberg zur Landwirtschaftskammer. Was soll ich tun? — Ich habe Dröge bitten lassen."

In diesem Augenblick meldete das Stubenmädchen auf der Schwelle: „Der Herr Administrator möchte den gnädigen Herrn sprechen."

Imme rief in den Saal hinein: „Kommen Sie nur, lieber Herr Dröge!" Aber eine tiefe Stimme antwortete: „In meiner Joppe vor den Damen, Herr Baron! Wie dürft' ich?!" Da mischte sich Tante Klarisse lachend ein: „Ich erteile Ihnen Absolution, Dröge. Machen Sie keine Umstände!"

Der Administrator, ein kleiner, wohlbeleibter Mann, war inzwischen bereits eingetreten. Er verbeugte sich mehrmals und küßte dann den Damen reihum die Hand. Danach hob er das glatte, rundliche Gesicht, das von einem kleinen weißen Backenbärtchen gerahmt war, zu Imme empor und sagte: „Ich stehe ganz zur Verfügung, Herr Baron."

Gottfried erzählte, Dröge hörte aufmerksam zu. „Ja, Herr Baron," versetzte er schließlich, „meinen Sie nicht auch, daß in diesem Falle Simoneit und Hussa das Richtige wären? Wenn einer die Forst kennt, ist es Simoneit, und die Nase meiner Hussa — —!"

„Na, na, Dröge!"

„Sie werden es erleben, Herr Baron. Der Hund hat im ganzen Kreise nicht seinesgleichen."

„Schön, es soll mir lieb sein, wenn Sie recht haben. Und was für einen Wagen sollen sie nehmen?"

„Den leichtesten, den wir haben, Herr Baron, — den kleinen Jagdwagen. Und davor die beiden Panjeschimmel. Das Kroppzeug wittert immer noch einen Weg, wenn unsere ehrlichen Ostpreußen schon längst im Sumpf ersoffen sind."

Imme nickte zustimmend: „Wollen Sie das Nötige veranlassen, lieber Herr Dröge? Und jedenfalls soll der Diener meines Vetters mitfahren."

Der Administrator verneigte sich: „Ich werde sogleich Auftrag geben, Herr Baron." Damit ging er.

„Nun, Tante Klarisse," fragte Gottfried, „was sagst du zu dieser Geschichte?"

Die Alte erhob sich ächzend aus ihrem Stuhl. „Ich sage nur eines," erwiderte sie, „— Berlin! Im übrigen hab' ich einen gesegneten Hunger. Darf ich dich um deinen Arm bitten, Gottfried?" — — —

Madsen hatte in der Gesindestube Abendbrot und heißen Tee vorgesetzt bekommen, nun wartete er ungeduldig, bis der Wagen angespannt wurde. Als das Gefährt vor die Auf-

fahrt klapperte, trat Imme auf den Flur hinaus. Warme Decken wurden unter einer wasserdichten Plane verstaut, eine Feldflasche mit Kognak und eine Thermosflasche mit starkem, brühheißem Kaffee gefüllt. Der Administrator führte am Riemen seine Hussa herbei. „Haben Sie etwas," erkundigte er sich, „woran der Hund die Witterung aufnehmen kann?" Madsen wies die Handschuhe und die Reisemütze seines Herrn vor. „Das genügt vollständig", erwiderte Dröge. Er lüftete das Wagenleder und ließ die Hündin darunter schlüpfen. Gehorsam wühlte sich das Tier in das Stroh am Boden. Endlich stellte sich auch Simoneit ein, ein gedrungener Mann mittleren Alters. Er hatte buschige dunkle Brauen, und der schwarze Schnurrbart hing ihm dick über den Mund. Unter einem jägergrünen Lodenumhang trug er ein Gewehr. „Ich weiß vollständig Bescheid, Herr Baron", sprach er, indem er soldatisch die Hacken zusammennahm. „Der Herr Administrator hat mir alles Nötige erzählt, während ich mich zurechtmachte."

„Und wo ungefähr wird mein Unglücksvetter Ihrer Meinung nach stecken?" fragte Imme.

Simoneit zuckte die Achseln. „Hinter dem großen Knüppeldamm denk' ich, von uns aus gerechnet", antwortete er. „Dort ist die größte Versuchung, durch den Wald einen besseren Richtweg zu nehmen."

„Wird der Regen nachlassen?"

„Gegen Morgen sicherlich, Herr Baron."

„Na, dann! Bis vier Uhr bin ich hier. Dann muß ich zur Bahn. Hoffentlich, Simoneit!"

„Was möglich ist, wird geschafft, Herr Baron." — — —

Sobald Simoneit die Leinen aufnahm, zockelten die beiden Schimmel los. Der Wagen rollte über den gepflasterten Hof auf das Tor zu. Der Hofjunge, der die Gäule aufgeschirrt hatte, stand mit einer trüben Laterne dabei, um es wieder zu

schließen. Es regnete immer noch, aber es war nicht mehr der ungestüme Wassersturz eines Gewitters.

Madsen war in seinem Ölmantel auf den Bock geklettert und bekam mit der Linken die Wagenlaterne zu fassen. „Wäre es nicht besser," schlug er vor, „wenn wir Licht ansteckten?"

Der andere fragte zurück: „Wo hast du gedient, he?"

Madsen antwortete: „Marine. Bursche bei Baron Imme. Seitdem bin ich bei ihm geblieben. Warum?"

„Na, bei der Marine wirst du ja wohl nachts haben sehen lernen. Licht blendet nur. Aber sonst wollen wir's uns mal bequem machen." Er ließ die Zügel fallen, zog eine Jägerpfeife hervor und steckte sie unter seinem Mantel in Brand. „So," sagte er paffend, „nun kann es losgehen."

Der Himmel war zwar noch verhangen, aber die Helligkeit der nordischen Nacht bahnte sich bereits wieder einen Weg durch die Wolken. Die Landstraße, die Allee hoher Birken, die sie säumte, und die gekalkten Kilometersteine waren deutlich sichtbar. Auch der flache Kiesweg, in den danach das Fuhrwerk einbog, zeichnete sich leidlich von den beiden Gräben zur Seite ab. Dunkel und undurchdringlich aber drohte der Wald. Sogar die Schimmel verlangsamten ihren Trab, als sie seine Schattengrenze überschritten. Immer kürzer werdend, fielen sie schließlich in Schritt. Die Räder mahlten sich mühsam durch knietiefen Morast, und wenn eines davon über einen Stein, eine Baumwurzel oder einen Knüppel holperte, geriet der Wagen in das bedenklichste Schwanken. „Festhalten, Kamerad!" mahnte Simoneit.

Madsen klammerte sich an die Lehne des Bocksitzes. „Alle Wetter," brummte er, „das sieht ja beinahe so aus, als könnten wir umwerfen!"

„Das mag wohl passieren. Aber im allgemeinen kann man annehmen, wo die Gäule durchkommen, kommt auch der Wagen durch."

„Und mein Baron in seinen Promenadenschuhen! Dammich! Dammich!"

Der andere paffte dicken Qualm aus seiner Pfeife. Unendlich langsam, fast nur Schritt für Schritt, rückte die Fahrt vorwärts. Ohne daß einer der beiden es wahrnahm, ließ der Regen nach und hörte zuletzt ganz und gar auf, und ebenso unmerklich fiel damit ein ungewisses graues Licht zwischen den Baumreihen ein und trieb die Finsternis in das Dickicht zurück.

„Geht es schon auf den Morgen?" fragte Madsen.

„Nein," antwortete Simoneit, „das sind unsere hellen Nächte. Es sind wenigstens noch drei Stunden bis Sonnenaufgang."

Im übrigen war die Klarheit, die der Lichtschimmer schenkte, fast noch trostloser als die gnädige Dämmerung, die zuvor geherrscht hatte. Scheinbar endlos erstreckte sich der schnurgerade Weg; er spiegelte von tausend Tümpeln und Pfützen, und lehmig ragten die Längsstreifen der Radspuren daraus hervor. „Dammich! Dammich! Mein Baron!" fluchte Madsen. Danach fragte er lachend: „Zu was dient dieser Kanal eigentlich? Zur Holzabfuhr?"

Simoneit nickte: „Jawohl, zur Holzabfuhr. Laß nur Schnee gefallen sein, viel Schnee, und laß es drüber derb frieren, dann geht der Schlitten wie auf Butter." Er deutete mit der Pfeife voraus und fuhr fort: „Da vorn, wo es so schön trocken aussieht, ist der große Knüppeldamm, und dahinter kommt das dickste Ende. Da hat dein Baron auf keinen Fall durchkönnen. Aber nun fragt es sich: was ist er für einer? Ist er umgekehrt oder ist er weiter, quer durch den Wald?"

Madsen war geschwind bei der Hand: „Umkehren?! — Der?! — Mit dem Kopf durch die Wand!"

Der Jäger nickte: „Du mußt ihn ja kennen. Also dann verlass' ich mich drauf. Der Wagen mag auf dem Knüppeldamm bleiben, wir beide aber gehen auf die Suche."

Es war ungefähr anderthalb Stunden vor Tag, als sie vom Bock herabkletterten. Die Schimmel standen, als seien sie angewurzelt, und ließen die Köpfe hängen. Ihr Fell war gelb von Schweiß und dampfte. Simoneit warf ihnen ein Bund Heu vor und hängte sich die Büchse um.

„Wozu?" fragte Madsen.

Der andere zuckte die Achseln. „Es gibt überall Gesindel," versetzte er, „aber vor allem können wir uns damit vernehmlich machen."

Noch einmal musterte er den Wagen. „Ja so, der Hund!" erinnerte er sich. In diesem Augenblick wühlte sich das Tier, als habe es verstanden, daß von ihm geredet werde, aus dem Stroh hervor, gähnte und wedelte mit dem Stummelschweif. Dann sprang es hurtig vom Wagen herunter und schaute von einem zum andern, begierig harrend, was es wohl für eine Aufgabe erhalten werde. „Wart's ab!" sagte Simoneit.

Er schritt vorsichtig auf einem der Längsbalken vorwärts, zwischen denen die Knüppel, jetzt seit langem in Grund und Boden gefahren, dereinst gelagert gewesen waren. Madsen trat behutsam in seine Fußstapfen. Der Hund stöberte seitab im Holz.

Unsäglich mühevoll und langsam legten die beiden Männer ein paar hundert Meter Weges zurück, dann gewann allmählich fester Boden die Überhand vor den lehmig-trüben Tümpeln. Simoneit sprang von dem wackeligen Balken herunter und stapfte auf dem feuchten Kies weiter. „Bis hierher ist 1914 der Weg beschottert worden," sagte er, „seitdem ist nichts mehr gebessert." Er ging noch ein paar Schritte, machte dann Kehrt und zeigte auf eine Schneise, die sich in einem spitzen Winkel von der Straße loslöste. Da sie eine geringe Erhebung erklomm, nahm sie sich, gemessen am Morast des Weges, verführerisch trocken aus. „Ich will Kopf und Kragen wetten," brummte er, „dahinein ist dein Baron. Was meinst du, Mariner?"

Madsen verglich. „Ich würde jedenfalls die Schneise genommen haben", erwiderte er.

„Schöner Reinfall!" lachte der Jäger. „Nun ruf' mal, sobald ich geschossen habe!" Er hielt schräg nach oben und drückte ab. Der Schuß hallte roh und grell, aber er ertrank sogleich wieder im Nebel. Madsen setzte die Hände wie ein Sprachrohr vor den Mund und rief mit seiner hellen Stimme: „Imme ahoi! Imme ahoi!!"

Unfern knackte es und prasselte es im Holz. „Hörst du?" raunte Madsen. Simoneit schüttelte den Kopf. „Das ist ein flüchtiger Bock oder eine Ricke", flüsterte er. Und wirklich: das Geräusch entfernte sich und erlosch schließlich. Unzufrieden horchte er noch einmal, — vergebens. Dann schritt er in die Schneise hinein und pfiff der Hündin. Sie heftete sich gehorsam an seine Sohlen, zuweilen den klugen Kopf fragend zu ihm emporhebend.

Der Weg ließ sich fürs erste erträglich an. Nach einiger Zeit aber verwandelte sich die Schneise geradezu in einen schlammigen Graben, aus dem nur hier und da zerbrochene Äste oder eine Kiesinsel trübselig hervorragten. Es blieb nichts anderes übrig, wie im Wald von Baumwurzel zu Wurzel zu springen. Der Hund patschte durch die grünbewachsenen Pfützen.

Simoneit gab einen zweiten Signalschuß ab, und Madsen rief abermals sein „Imme ahoi!". Aber sie erhielten keine Antwort. Alle beide hatten die Stirn voller Schweißtropfen. Die Luft blieb zwar naß und kalt, aber es war ein beschwerliches Gehen in dem schweren Regenzeug.

Der Himmel hatte sein fahles Gesicht verloren, die Sonne war hinter dem Gewölk aufgegangen. Simoneit stopfte sich eine neue Pfeife. „Gib her die Handschuhe oder was du dort hast," knurrte er, „der Hund soll Witterung nehmen. Mal sehen, ob so ein Vieh mehr ausrichtet als unsereins." Er ließ die Hündin einen Handschuh beriechen und gab sie dann frei: „Such' Hussa! Such' verloren!"

Das Tier stürmte davon. Zunächst lief es scheinbar planlos hin und wieder, oft innehaltend und mit den bebenden Nasenflügeln die Luft einsaugend. Noch einmal kehrte es zurück und beschnupperte noch einmal eifrig den Handschuh. Dann verlor es sich im Gehölz.

Simoneit ließ sich auf einen Baumstumpf nieder. „Wir können hier ruhig warten", sagte er. „Entweder findet sie ihn, oder sie kommt wieder." Während er schweigend seine Pfeife schmauchte, erhob sich ein leises Wehen, wie es meist vor Sonnenaufgang einherfährt und das Gestirn ankündigt. „Das ist gut," brummte er, „wenn dein Herr vor diesem Winde sitzt, Mariner, ist uns geholfen."

Einstweilen blieb alles still. Man hörte die Tropfen von den Zweigen fallen, unweit kreischte ein Häher. Aber nach einer Weile verstärkte sich der Wind und trug auf seinen Flügeln die Geräusche der Ferne heran. Mit einem Mal sprang Simoneit auf: „Sie hat ihn! Hörst du's, Mariner?"

Madsen vernahm nichts. Aber der Waldläufer beharrte: „Sie hat ihn! Ja, ja! Sie verbellt ihn!" Er feuerte zum dritten Mal seine Büchse ab. „Komm, komm, Mariner!" rief er. „Immer dem Wind entgegen!"

Es wurde ein eiliger Marsch. Ziemlich gerade schlugen sie sich durch den Wald. Der Sumpf reichte bis zum Knie und darüber, — es machte nichts aus. Kaum vermochte Madsen dem Jäger zu folgen. Manchmal machten sie einen Halt, um eine neue, bessere Richtung zu nehmen. Das Bellen klang immer deutlicher zurück, nicht feindselig und zornig wie vor einem jagdbaren Wild, sondern regelmäßig und gemessen, wie aus Pflichtgefühl, um vorschriftsmäßig Laut zu geben. Madsen hörte es nun auch und rief: „Imme ahoi!" Aber niemand antwortete. Um so schneller schritten sie aus.

Plötzlich brach die Hündin jaulend und winselnd durch das Dickicht, sprang wild an Simoneit hoch und raste wieder davon. Als sei sie nunmehr beruhigt, bellte sie von jetzt an selte-

ner und minder laut, fast freundschaftlich. Und sie fanden sie auch wirklich schweifwedelnd vor Herbert Imme sitzen, der, den Rücken gegen den Stamm gelehnt, unter einer breitästigen Fichte hockte und das Tier mit matten Gebärden zu locken versuchte. „Sieh da, Madsen!" sagte er leise. „Das ist recht, daß Sie kommen." Die patschnassen, beschmutzten Kleider klebten ihm am Körper, und er sah jämmerlich erfroren und blaß aus.

Madsen eilte mit einem „Gottlob!" auf ihn zu. Aber sogleich sorgte er sich: „Wenn man bloß Herr Baron keinen Schaden genommen haben!"

Imme blickte ihn abwesend an. Allmählich verstand er. „Unkraut verdirbt nicht", versetzte er. Dann lächelte er müde und fuhr fort: „Und nun komm' mal her, mein Jung, und hilf mir auf. Allein kann ich nicht."

Simoneit und Madsen richteten ihn auf. Als er stand, schüttelte ihn der Frost. „Verdammt kalt!" klapperte er. „Habt ihr nicht einen Schnaps?"

Der Jäger zog die Thermosflasche voll heißem Kaffee aus der Weidtasche und schenkte einen Tassenkopf ein, Madsen bot die Feldflasche voll Kognak dar. Imme schaute von einem zum andern. „Märchenhaft!" murmelte er und nahm von dem Kaffee und von dem Branntwein. „Wahrhaftig," sagte er, indem er sich schüttelte, „ich wartete nur noch auf die Wölfe. ‚Ein wilder Wolf in Polen fraß — den Tischler samt dem Winkelmaß.' Dann war es aber dieses famose Hundevieh." Und er lockte die Hündin zu sich heran. Sie näherte sich ihm langsam, beroch ihn zögernd und ließ sich schließlich ein wenig den Kopf tätscheln.

Kaffee und Kognak taten ihm wohl. Er verlangte beides noch einmal und reckte sich dann mühsam auf. „Vorwärts!" heischte er. „Nun bringt mich mal heraus aus diesem verwunschenen Wald!"

„Wird es denn gehen, Herr Baron?" fragte Madsen.

„Wird schon. Und wenn ich falle, hebt ihr mich auf. Ohne Tritt marsch! Der Jägersmann nimmt die Spitze."

„Zu Befehl," antwortete Simoneit. „Die schlimmere Hälfte ist ja überwunden, und im Notfall tragen wir Herrn Baron."

„Tragen?" verwunderte sich Imme. „Wozu?" Aber der Gedanke heimelte ihn an.

Unsicher tappend folgte er Simoneit, der sorgfältig den gangbarsten Pfad ausspähte. Madsen machte den Beschluß. Er sah, wie sein Herr vor Erschöpfung taumelte, und meinte, ihn durch eine Unterhaltung wach halten zu sollen. „Wie konnten Herr Baron sich nur so verirren!" sprach er deshalb.

„Ach, Madsen," entgegnete Imme, „das war ganz einfach." Er gab die Sätze brockenweise von sich und legte große Pausen zwischen ihnen ein. Aber er redete doch immer weiter, eher zu sich freilich als zu den anderen. „Zuerst fuhr doch der Wagen vor mir her. Er kam nämlich nicht viel schneller voran als ich. Und über den Wagen war eine helle Plane gebreitet. Die leuchtete wie ein Stern. Und ich behielt sie immer im Auge. Dann war aber der Stern plötzlich tot, und der Weg wurde ein einziger Sumpf. Da bin ich in die Schneise eingebogen. O je! Denn dann fing es an zu blitzen und zu donnern, und es schüttete wie mit Scheffeln. Was sollt' ich tun? Mittwegs war ich. Umkehren? Nein. Also vorwärts! Bis es nicht mehr zu schaffen war. Da hab' ich mich hingesetzt. Und gewartet. Bis der Wolf — nein, der nette Hund kam. Siehst du, Madsen, so war es."

„Jawohl, so war es", schloß er. Die Silbenfolge schien ihm zu gefallen. Er brummelte sie unablässig vor sich hin. Mit einem Mal aber blieb er steif stehen und sagte: „So. Jetzt kann ich nicht mehr." Dabei blickte er seine beiden Begleiter ernst und fest, aber keineswegs hilfesuchend an.

„Einen Augenblick, Herr Baron!" rief ihn Simoneit an. Er hielt Madsen den Lauf der Büchse hin und lud Imme ein: „So, nun setzen Sie sich, Herr Baron! Halten Sie sich

mit den Armen an uns fest! Wie wir manchen Kameraden aus dem Feuer getragen haben."

Gelehrig wie ein Kind tat Imme, wie ihm geheißen wurde, und die beiden Männer schleppten ihn ein letztes schweres Wegstück keuchend, schwitzend, aber unverdrossen und treu bis zum Wagen. Halb schon schlummernd wurde er auf den Sitz hinaufgestemmt und, nachdem ihm nochmals Kaffee und Kognak eingeflößt waren, rundum und vom Kopf bis zum Fuß in die weichen, warmen Decken gehüllt. Madsen setzte sich neben ihn und stützte ihn. Simoneit aber trieb trotz Schlamm und Wasser die Schimmel an und brauchte grausam die Peitsche, wenn sie nachließen.

„Mensch!" rief ihn Madsen an. „Du fährst die Gäule zuschanden!"

„Die?!" erwiderte Simoneit. „Die sind wie die Pol'schen. Sie taugen nicht viel, aber totzukriegen sind sie nicht. Morgen früh sind sie wieder wie der Fisch im Wasser."

Die Sonne hatte sich für kurze Zeit eine Bahn durch die Wolken gebrochen, als der Wagen vor die Auffahrt des Sorplauker Herrenhauses rasselte. Gertrud trat in die Tür. Sie erschrak, als sie den Vetter ohnmächtig in den Armen seines Dieners erblickte. Aber sie griff ohne weiteres hilfreich zu, als die beiden Männer ihn jetzt aus den Decken wickelten und vom Wagen herabhoben. Imme schlug darüber die Augen auf. Es war ersichtlich, daß er sich sogleich zusammenriß und der unbekannten Dame seine Ehrfurcht erweisen wollte. Aber die Lider fielen ihm wieder zu.

Madsen kleidete ihn aus und brachte ihn zu Bett.

Der alte Medizinalrat Trabitius, der aus Schornheim herbeigerufen worden war, stellte eine Lungenentzündung fest. „Hm, hm," verlautbarte er nach der Untersuchung, „der Patient ist zart, aber jung und bei guten Kräften. Ich denke, er wird durchkommen."

IV

Drei Wochen hindurch tappte Herbert Imme dicht am Abgrund des Todes entlang. Er war im Grunde bereits losgelöst vom Leben, und ein Zufallslüftchen konnte ihn in die Tiefe wehen. Aber er blieb verschont. Mürrisch und langsam zog sich schließlich die Krankheit zurück. Nachdem sie ihn gründlich ausgesogen hatte, überließ sie ihn wieder sich selbst. Nun lag er da, wächsern und spitz im Gesicht, keiner Bewegung mächtig und sogar unfähig zu sprechen, und lebte nur in den Augen, die unendlich matt und dennoch aufmerksam den Vorgängen um ihn herum folgten.

Der Medizinalrat Trabitius sagte: „Er ist über den Berg. In sechs oder acht Wochen balgt er sich wieder wach mit seinen Fieberfeinden herum, mit dem Schubbejack, der aus der Parteikasse das Auto gekauft und sein Mäuschen unterhalten hat, und mit den beiden Damen, dem Fräulein Gerda und der blassen Polin." Er hatte Madsen gefragt: „Was waren denn das für welche, diese beiden?" Und Madsen hatte geantwortet: „Eine Polin haben wir nie gehabt. Und Fräulein Gerda? Oh, Herr Medizinalrat, hochanständig! Dawider ist nichts zu sagen. Eine Studentin und soweit auch 'ne ansehnliche Deern'. Aber sie hat uns 'nen Korb gegeben."

Fürs erste war der Kranke im höchsten Maße friedfertig. Er hörte es oft und verstand es recht gut, wenn Gertrud, die ihn mit Johanna und Madsen gepflegt hatte, sich mit dem Diener beriet: „Was meinen Sie, Madsen? Will wohl der Herr Baron irgendetwas? Er scheint etwas zu suchen mit den Augen." Dann hätte er gern geantwortet, aber er war viel zu schwach, um ein Wort zu formen, ein wenig den Kopf zu schütteln oder auch nur zu lächeln. Übrigens wünschte er meistens wirklich nichts. Er war sich getrost bewußt, daß er gut versorgt wurde, daß ihm zu bestimmten Stunden Suppe, Milch und Wein eingeflößt wurden und daß ihm Madsen die nötigen

Handreichungen tat. Mehr begehrte er gar nicht. Es genügte ihm vollauf, zu atmen, sehr flach und leise noch, und zu sehen. Wen oder was er erblickte, war ihm einerlei.

Aber mit der Zeit erwachte er wieder zu deutlicherem Dasein. Da wurde es ein launischer Eigensinn bei ihm, sich absichtlich außerhalb der Beziehungen zur Umwelt zu halten. Gewiß, er war sehr schwach, aber er war vor allem auch zu träg und zu unlustig, sich ohne Not damit zu befassen. Die Vorstellung, daß er Begrüßungen austauschen oder vielleicht gar von sich erzählen müssen werde, ängstigte ihn bisweilen ehrlich. War es dann nicht am einfachsten, die vorhandene Schwäche ein wenig zu übertreiben und hinter ihr verschanzt von solchen Belästigungen unbehelligt zu bleiben?

Nachdem er sich einmal zu diesem Verhalten entschlossen hatte, baute er es mit der naiven, egoistischen Freude eines Kindes aus. Der Arzt durfte natürlich nicht beunruhigt werden. Aber mit ein paar leisen Worten war der alte liebenswürdige Herr zufrieden und über die Maßen erfreut. „Zeit und Ruhe!" verordnete er dann. „Ruhe und noch einmal Ruhe! Die Nerven scheinen doch stärker mitgenommen, als man annehmen konnte." Und nach dem Arzt richtete sich selbstverständlich alles Übrige.

Auf diese Weise wuchs der Genesende gleichsam wie ein eben geborenes Kind, aber vollbewußt sehend und hörend, in sein neues Leben hinein. Er hatte bisher Sorplauken noch nie betreten, und außer dem Vetter, dessen er sich schwach erinnerte, waren ihm alle Menschen, die ihm begegneten, fremd. Madsen war für ihn das einzige bekannte Gesicht. Wie ein Kind sein Bilderbuch, so betrachtete er die Welt um sich herum. Je schweigsamer er sich aber mit voller Absicht nach außen verhielt, desto stärker wurde allgemach seine stille innere Teilnahme an dem seltsamen Spiel, und als sich seine Kräfte immer mehr festigten, empfand er immer drängender das Bedürfnis, das festzuhalten, was ihm in seiner sonderbaren Lage durch die

Seele ging. Schließlich ließ er sich von Madsen ein einfaches liniiertes Heft in einem Wachstuchumschlag besorgen und versuchte mit einem Bleistift seine Gedanken niederzuschreiben. Seine Hand war matt und malte nur ganz langsam zitterige, undeutliche Buchstaben. Auch sein Geist tastete lange hin und her: ‚Womit beginnen? Was fortlassen aus der Fülle? Was hervorheben?' Mit der Zeit aber wurde es ihm zur lieben Gewohnheit, in sein ‚Logbuch' das ‚Tagesbesteck', wie er es in Erinnerung an seine Marinejahre nannte, einzutragen.

Tagebuch.

Ich bin sehr krank gewesen, ganz nahe beim Tod. Er hat mich nicht gegriffen. Jetzt bin ich sehr schwach.

Madsen hat mir das Heft besorgt. Er war immer dabei.

Ich habe gar nichts Schweres mehr an mir. Manchmal glaube ich, ich schwebe. Ich bin ganz leicht und sehr hell und klar. Was ich sehe, ist wie Spielzeug, das sich dreht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Frauen sind um mich herum, eine jüngere, lebendige, und eine ältere, ein Schatten. Gertrud und Johanna. Der Arzt ist grau und behaglich. Und Madsen ist immer da. Gottlob. Aber alle sind wie Puppen.

Ich lebe nicht mehr richtig. Leben ist anders. Leben ist mehr als Zuschauen. — — —

Ich weiß es jetzt: leben ist angenehm und unangenehm. Unangenehm ist, meine Suppe essen und umbetten, wenn ich gerade bequem liege. Sonst ist fast alles angenehm. Ich glaube aber, es kann langweilig werden.

Heute wollte ich mich aufrichten, als ich allein war. Ich konnte nicht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Bei Madsen wackeln die Dielen. Gertrud ist größer und geht leicht.

Ich kann gut reden. Aber ich schweige mit Absicht. Es ist vergnüglicher.

Ich habe eine leichte Decke. Aber es war trotzdem warm. Welcher Tag mag es wohl sein? Welcher Monat? — — —

Madsen sagt: der 4. Juni. Ich liege also vier Wochen hier.

5. Juni. Früh wäscht mich Madsen mit dem großen Schwamm ab und trägt mich dann ins Bett gegenüber. Er ist famos. Gegenüber ist es schön. Ich liege höher und sehe das Fenster. Draußen ist Laub. Die Vögel pfeifen alle durcheinander.

Ich trinke alten Rheinwein. Der Medizinalrat lacht und sagt: „Bravo!" Alle lachen. Madsen wird gelobt und ist ganz rot. Der Doktor zeigt mir das Etikett: Schloß Vollradser. Jahrgang kann ich nicht lesen. Etikett ist dort ab. Aber der Wein ist gut.

Sie sind alle froh. Ein Neuer ist da. Es ist Vetter Gottfried.

Nachmittags Gewitter. Toll.

6. Juni. Ich habe ganz fest geschlafen.

Ich habe sehr schön geschlafen und bin, glaub' ich, besser. Ganz früh bin ich mal aufgewacht. Die Vögel lärmten. Aber es war herrlich, ganz still.

Madsen grient: „Heute geht es mal hinunter in den Garten."

Ich weiß nicht, ich freue mich nicht. Madsen ist ganz betrübt, daß ich mich nicht freue. Ich möchte nicht in den Garten. Nicht aus meinem Zimmer. Ich bin richtig erschrocken darüber.

Ich werde es dem Medizinalrat sagen.

Am Ende — — meinetwegen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Madsen hat mich einfach angepackt und hinuntergetragen. Sie hatten den Stuhl ins Gras gesetzt, ins grüne junge Gras, das roch. Es ging über eine Diele, wo man die Hausbalken sah, eine Treppe hinab, über einen Flur mit steinernen Fliesen, durch einen Saal, wo Bilder hingen, über eine Veranda in

den Garten hinab. Der Liegestuhl stand im Schatten von einem Apfelbaum mit alten krummen Ästen. Es waren keine Blüten mehr da, aber die Bienen waren noch darum herum. Ich sah gerade in einen Fliederstrauch über und über voll Blüten hinein. Ich war ganz stumm.

Gertrud und Johanna kamen vorbei. Johanna ist auch in der Sonne grau. Gertrud ist schön. Sie hatte einen großen Hut auf und eine Gartenschere in der Hand. Der Vetter kam auch vorbei. In Reitdreß. Er sieht gut aus. Den Doktor hab' ich verschlafen.

Als ich aufwachte, lag ein Hund neben meinem Stuhl. Eine Hündin, stichelhaarige Vorstehrasse. Sie hat gelbe Augen wie Bernstein. Kluge Augen. Sie wedelte, als ich sie ansah. Madsen kennt sie; sie heißt Hussa. Er kennt schon alles hier. –

Nachmittags. Ich bin doch froh, daß ich wieder in meinem Zimmer bin. Hier ist es mir am heimeligsten. Ich gewinne das Zimmer ordentlich lieb; es ist ein gutes altes Zimmer.

7. Juni. Gestern hatte ich mir immer vorgenommen, mein Zimmer einmal gründlich anzusehen und zu studieren. Aber ich war zu müde. Ich habe kolossal geschlafen. Aber es hat mir gut getan.

Das Zimmer ist ein sonderbares Gelaß, nicht sehr breit, dafür ziemlich lang und auch hoch. An der Schmalseite ist die Tür und gegenüber das eine Fenster. Daher ist es nicht übermäßig hell.

Am Fenster ist ein Schreibpult. Madsen hat dort die Fiebertabellen. Das sind wilde Sprünge! Jetzt aber lacht er.

Weiter innen im Zimmer stehen Tisch und Sofa. Das Sofa ist wie für Riesen. Madsen hat darauf gelegen bei den Nachtwachen.

Noch weiter innen kommt mein Bett. Mir zu Häupten hängt ein Männerbild, ein junger Husarenoffizier in der Uniform der friderizianischen Zeit, in rotem Attila. Meinem Bett

gegenüber ist das andere, auf das ich beim Umbetten gelegt werde. Darüber hängt ein Bild.

Das ist ‚sie'.

Eigentlich hängen zwei Bilder über dem Bett. Aber das andere ist unbeträchtlich: es stellt eine üppige Frauensperson in gepuderter Perücke dar.

Danach, nach der Tür zu, kommen noch Schrank und Waschkommode. Im Ganzen sind nicht viel Möbel in dem Zimmer; es ist wie auf Bildern aus der Zeit Friedrich Wilhelms des Vierten. Aber die Möbel sind alle heimelig und alt. Und es gefällt mir. Ich habe die Stube lieb. Denn sie heißt besser ‚Stube' als ‚Zimmer'. ‚Zimmer' ist Hotel.

Madsen besorgt mich jetzt ganz allein, nicht mehr die Damen. Ich kann mich auch schon wieder aufrichten im Bett, ohne daß mir jemand hilft. Dann fühl' ich aber das Herz gehörig arbeiten.

Heute ist es draußen trüb, und ich soll nicht in den Garten. Madsen bringt dafür einen großen Fliederstrauß und stellt ihn ans Fenster auf das Schreibpult. „Das gnädige Fräulein hat ihn mir gegeben", sagt er. Das ist Gertrud, die jüngere von den beiden Damen. Johanna, die andere, ist Witwe. Madsen erzählt, sie hat den Mann und alle Kinder im Krieg verloren. Drei Söhne und eine Tochter. Grauenhaft! — —

Nachmittags. Zum ersten Male nicht nur Suppe, sondern eine gebratene Taube. Gut! Gut! Und schönes Kompott, Pfirsiche.

Was kann ich jetzt schlafen! Die Sonne steht schon wieder tief. Dann scheint sie gerade auf das Bild.

Wer ist sie nun? Ich habe sie gesehen, oder ich werde sie sehen. Eines von beiden. Das ist gewiß.

In der Vergangenheit suche ich vergebens. Mit Gerda hat sie nicht die geringste Ähnlichkeit. Gerda ist ein ganz anderer Typ. Überhaupt ist sie keiner von allen den Frauen und Mädchen ähnlich, denen ich begegnet bin. Ich habe sie wohl

im Traum gesehen. So wird es sein. Im Unterbewußtsein während des Fiebers.

Jetzt ist nur noch ein Sonnenkringel auf dem Bild. Die übrige Helligkeit ist von dem Baum draußen mit seinen Zweigen verschluckt. Der Kringel tanzt hin und her, mal auf dem Kinn, mal auf der Stirn und den Augen, mal auf dem Mund. Der Mund ist sehr klein und hat sehr rote Lippen.

8. Juni. Nun ist es ganz klar: ich träume von ihr. Ich besinne mich sehr deutlich darauf.

Erst saß sie auf dem Sofa zu meinen Häupten. Ich sah sie nicht, aber ich fühlte sie. Dann ging sie zu dem Bett, dem meinen gegenüber. Aber das Bett war eine Kommode aus hellem gelben Holz mit schwarzen Rändern und Knöpfen. Sie zog Fächer heraus und kramte darin. Mich bemerkte sie gar nicht. Einmal sah sie sich um.

In diesem Augenblick kam Madsen leise herein und öffnete das Fenster. Schade. Ich stellte mich schlafend.

Aber die Morgenluft ist herrlich, ganz jung und rein. Das Atmen ist eine Lust.

Die Damen sind schon im Garten. Aber es sind drei Stimmen. Gertrud rund und warm, Johanna unlebendig, aber doch nicht kalt, und eine, die ich noch nicht kenne, — entschieden und scharf. Ich stelle mir eine energische alte Dame vor. Ich werde sie ja kennenlernen. Kennenlernen müssen.

Oder nein. Gertrud mag ich gern sehen und hören. Sie hatte gute, weiche Arme, wenn sie mich hob.

Vorhin hatte ich Hunger auf mein Frühstück bekommen, und weil über meinem Bett auf dem Tisch eine Klingel steht, drückte ich den Knopf. Da rief es im Garten: „Er klingelt!" Erst Gertrud und Johanna. Die beiden freuten sich. Und dann die andere Stimme: „Na ja, er klingelt." Da mußt' ich lachen. Das ist sicher eine alte Tante.

Madsen strahlte. „Wir freuen uns ja so!" sagte er. Als er mir dann den Kakao und das Ei brachte, fragte ich ihn nach

der dritten Dame, und ich hatte recht: es ist eine ganz alte Tante Imme. Sie ist weit über achtzig Jahre und geht am Stock. Aber sonst sei sie sehr kregel, sagt Madsen.

Das Bild hängt am Morgen im Schatten. Madsen sollte es mir bringen, damit ich mir es beschaute. Aber es ließ sich nicht vom Nagel nehmen.

Dann hat mich Madsen einfach wieder in den Garten getragen. Sie gratulierten mir alle. Ich war ein bißchen gerührt, weil sie sich alle so freuten. Die Tante ist allerdings uralt, aber sie hat famose kluge Augen. Vetter Gottfried setzte sich ein paar Minuten schweigend zu mir. „Gefällt es dir hier?" fragte er dann. Und ich nickte: „Schön ist es hier." „Das will ich meinen," antwortete er, „am schönsten auf der ganzen Welt." Aber dann überfiel ihn eine Traurigkeit, und er stand auf.

Der Doktor wollte mich noch einmal beklopfen und behorchen, und Madsen trug mich hinauf. Der Medizinmann ist zufrieden und will von jetzt ab nur gelegentlich einmal hereinschauen. Ich wußte schon immer, wann er kam. Ganz genau kannte ich sein Motorrad.

Während er aufbricht, besieht er sich das Bild. Ich fragte ihn, ob er wisse, wen es vorstelle. „Nein", versetzte er lächelnd. „Aber wenn es eine legitime Baronin Imme wäre, würde sie unten im Saale hängen. Da dies nicht der Fall ist, wird sie wohl eine Mätresse vorstellen. Kostüm Friedrich Wilhelm der Zweite. Es scheint polnisches Blut zu sein. Damals gehörte ja sogar Warschau zu Preußen. Heute freilich läuft die Grenze zwanzig Kilometer südlich von Sorplauken."

Ich staunte. Denn ich wußte nicht, daß Polen so nahe sei.

„Früher war es auch anders, besser", erwiderte er.

Ich dankte ihm. Aber er wehrte ab: mein Fall sei schwer, aber ohne alle Heimtückerei, eine ehrliche Krankheit gewesen, mit der man kommentmäßig habe pauken können, und das sei ihm immer noch ein Vergnügen. Er hat viele Schmisse. Zum

Schluß lädt er mich nach Schornheim zur Erdbeerbowle ein, wenn ich wieder frisch bin.

Nach Tisch schlafe ich stets wie ein Toter. Und seltsam, auch wenn ich wach bin, ist es mir, als hätte ich noch nicht ganz am Leben teil. Ich nehme nur auf und gebe nichts dawider hin.

Erst sah ich nur, jetzt höre ich auch wieder. Den Wind, der im Laub der Bäume raschelt, wenn die Sonne untergehen will. Und die Gespanne, die vom Feld heimkommen. Auch vom Wirtschaftshof her mal Zuruf und Antwort. Und dann, ziemlich nahe, im Garten — das muß irgendwelches geflügeltes Volk sein, das da schreit. Es klingt, wie wenn ein Pumpenschwengel kreischt. Pfauen sind es nicht, auch nicht Puten. Madsen wird es wissen. — — —

Heute bin ich die paar Schritte von meinem Bett zum anderen gegangen. Es war mir etwas schwindelig. Ich stecke mir auch das Licht selber an.

Wenn das Licht brennt, ist das Bild halb im Schatten. Der Schirm der Pendellampe wirft ihn so, daß nur Hals, Schultern und Busen im Hellen bleiben. Der Busen ist tief entblößt. Sie ist sehr jung gewesen, als sie gemalt wurde.

Ganz abends, wenn ich meinen Flockenbrei und mein Dunstobst gegessen habe, wenn es schon auf die Nacht geht, lösche ich aus und liege noch eine Zeitlang im Dunkeln. Dann ist es sehr still. Aber Unken und Frösche sind unermüdlich. Im Garten sind Nachtigallen; ich weiß es von einem Vogelstimmenimitator im Kabarett her. Es klingt weniger schön als zärtlich. Vielleicht müßte man aber auch dazu auf einer Bank unter einem Fliederstrauch sitzen, und nicht allein. Irgendwoher kommt auch Harmonika, und manchmal singen Mädchenstimmen mehrstimmig. Nicht in Terzen, sondern eher in Quarten, wie mir scheint, und auch das nicht ganz rein. Jedenfalls hat es einen dunklen, melancholischen Reiz. Sicher gehen die Mädels untergefaßt nebeneinander und möchten viel lieber einem jungen Kerl am Arm hängen. Dann schwieg einmal zufällig

alles. Und da schritt es draußen auf dem Kies, und eine Frauenstimme sang eine Melodie aus einer Oper, ohne Worte. Es muß Verdi gewesen sein oder Puccini. Gertrud? — Das kann ich mir schlechterdings nicht denken. Sie singt Schumann, vielleicht Schubert.

Und schließlich, zuletzt, kommen die Käuzchen. Sie schreien spitz und klagend. Madsen hat mir gesagt, ich solle mich nicht vor ihnen graulen; hier in Ostpreußen habe es nichts auf sich, wenn sie schreien, dafür gäbe es ihrer zu viele. Der gute Kerl hält mich für abergläubisch. Hübsch klingt es natürlich nicht, wenn sie schreien.

Ich bin auch dann noch nicht müde, — kein Wunder bei der Trägheit den ganzen Tag über, — aber ich schlafe dennoch ein.

9. Juni. Das ist ein Sonntag.

Geträumt habe ich in der Nacht gar nicht. Leider.

Madsen meint, ich solle mich mal wieder anziehen. Bisher hat er mich immer im Schlafanzug und in meine Decke gehüllt in den Garten getragen. Jetzt scheint es der Doktor erlaubt zu haben.

Natürlich sind mir die Kragen zu weit, viel zu weit. Über den Flur und die Treppe hinunter bis zur Veranda laß' ich mich noch tragen, aber dann geh' ich die paar Schritte bis zu meinem Stuhl. Ich war denn doch froh, als ich gelandet war.

Dann kamen sie alle und freuten sich. Und mir zur Gesellschaft nahmen sie das Frühstück nicht auf der Veranda, wie gewöhnlich, sondern in einem Rondell, das aus einer hohen, gestutzten Fichtenhecke besteht und in das weiße Gartenmöbel hineingesetzt sind. Auf diese Art konnte ich ihnen zusehen und sie mir. Madsen bediente mich, drüben die anderen ein Hausmädchen, das komischerweise barfuß, aber in Halbschuhen ging. Ländlich, sittlich.

Darin haben sie etwas los hier: es bleibt mir ganz unbenommen, ob ich an dem Gespräch teilnehmen will oder nicht.

Es wird nur stets so geführt, daß ich einhaken könnte. Aber ich mag nicht. Nach dem Frühstück tritt Gottfried zu mir heran und fragt, ob ich mich mit der Post abgeben wolle, die für mich eingelaufen sei. – Um Gotteswillen! Wer hat mir überhaupt zu schreiben? Ich will es nicht! Gerda langweilt mich mit ihren gescheiten Freundschaftsbriefen und will sich nur jemand erziehen, von dem die Rede sein, auf den sie stolz sein kann, im übrigen – –! Und die Politik soll mir erst recht gestohlen bleiben!

Der Vetter lacht und brennt sich seine Pfeife an. Er will nochmal durch die Felder reiten. Später soll ich ihn dabei begleiten, wenn es mir recht ist. Natürlich wird es mir recht sein.

Und dann bin ich allein. Die drei Damen sind während des Gespräches gegangen. Die Hündin mit den klugen Bernsteinaugen hat sich wieder zu mir gefunden. „Sie ist es, die dich verbellt hat," sagt Gottfried, „nun erhebt sie Anspruch auf dich." Er tätschelt ihr den Kopf und lobt sie.

Eine Weile schaue ich in die grünen Bäume und in den Himmel hinein. Obwohl ich die langen Wochen her nichts getan habe, nur krank gewesen bin und gelegen habe, hab' ich doch auch ein sonntägliches Gefühl. Mir scheint, Himmel und Bäume haben die bessere Garnitur an, und ich selber bin ja auch zum ersten Male wieder angekleidet. Es ist alles sauber, blank und still, noch stiller als sonst. Plötzlich aber hör' ich ein Geräusch. Es ist, wie wenn hölzerne Stäbchen gegeneinander geschlagen werden oder auch wie wenn mit einer Klapper Spatzen gescheucht werden sollen. Ich drehe mich um, und wahrhaftig: es ist ein Storch, – der Klapperstorch! Jetzt endlich weiß ich, wieso der Name zustandegekommen ist, den ich seit den Kinderjahren unbesehen hingenommen habe. Der Storch steht, auf einem Bein natürlich, auf einem Schornstein, wendet den Hals und klappert dazu mit seinem langen roten Schnabel. Oben im Blauen kreist ein anderer in herrlichem

Fluge. Ich weiß nicht: ist es ein Liebeslied oder ein Kampfruf, den der eine, mein Klapperstorch, verlauten läßt.

Und ich hab' mich aufgesetzt und mich gleich ordentlich umgesehen. Das Haus hat nur ein Geschoß, aber das Dach ist mit Mansarden ausgebaut. Die Wände sind weiß getüncht und leuchten in der Sonne. Vor der Mitte ist die Veranda vorgebaut. Dann kommt Rasen und ein kleiner Park in englischem Geschmack. Aber vom Giebel zur Rechten an scheint der französische Gartengeschmack zu herrschen. Ich sehe hohe, gestutzte Hecken, und das Rondell, in dem gefrühstückt wurde, leitet dahin über. Zur Linken scheint hinter einem Dickicht von Flieder und einem Zaun ein Weg zu laufen.

Madsen steht mit einmal vor mir. „Na, gefällt es dir hier?" frag' ich. Und er antwortet: „Zu Befehl. Hier sollten wir bleiben."

Hier bleiben? Wieso denn? — Er würde sich wundern.

Jetzt weiß ich auch, was für Geschöpfe es sind, die Lärm wie ein schlecht geschmierter Pumpenschwengel verüben. Es sind Perlhühner. Sie haben ein schönes Gefieder, aber häßliche Köpfe. Sie naschen beständig. Madsen sagt, Mamsellchen sei sehr böse auf sie. Aber sie fliegen immer wieder über den Zaun. Hussa, die Hündin unten bei meinem Stuhl, weiß nicht recht, was sie aus dem Viehzeug machen soll. Rechte brave Haushühner sind es nicht, das versteht sie, sondern sie haben noch etwas Wildbretartiges. Sie leckt sich die Schnauze und verfolgt sie mit ihren gelben Augen. Sicherlich würde sowas gut schmecken, denkt sie.

Wie ich so dem Köter zusehe, trägt das Hausmädchen das Geschirr vom Frühstückstisch ab. Es geht leicht und flink auf dem Kies, barfuß in Halbschuhen. Und was hat es für feine Fesseln! Das fällt mir auf.

Dann bin ich eingeschlafen. — — —

Abends. Den ersten Tee ‚im Familienkreise' hab' ich hinter mir. Heute nachmittag um 4 Uhr. Mittagszeit ist

hier um 12 Uhr, Tee oder Vesper, wie sie hier sagen, um ¼4 Uhr, nur Sonntags eine halbe Stunde später, und Abendbrot um ½7 Uhr.

Gottfried hatte mich vorher unterrichtet. Ich soll wie zu ihm so auch zu allen drei Damen ‚du' sagen. Das sei so Sitte in Sorplauken: wer zur Immeschen Vetternschaft gehöre, werde geduzt, nicht als ein Zeichen besonderer Intimität, sondern rein äußerlicher Zugehörigkeit. Ich konnte nicht wohl ablehnen, obschon ich mich erst flink über die verschiedenen Verwandtschaftsgrade belehren lassen mußte. Gebrauch hab' ich aber von der Vergünstigung oder ‚Sitte' nicht viel gemacht. Gertrud ist übrigens eine Erolzhausen, aus Baden, und hat nur eine Imme, Klarissens Schwester, zur Großmutter. Gottlob ist man, trotzdem daß drei Damen dabei sind, nicht im geringsten neugierig. Wenn ich um etwas gefragt wurde, war es um etwas Gleichgültiges. Meinen Madsen loben sie über den grünen Klee. Er hat sich tadellos in der Krankheit benommen. Auch der Medizinalrat ist angetan von ihm von oben bis unten. Madsen hat von ihm eine Bruyere-Pfeife bekommen. „Warum wohl er so an mir hängt?" fragte ich. „Das kann ich Ihnen sagen," antwortete Gertrud. „— Dir!" verbesserte Gottfried. Aber sie schüttelte lächelnd den Kopf und erwiderte: „Nein, dafür hab' ich nicht genug Immesches Blut in mir." Dann fährt sie fort: „Ich mußte ihn manchmal, wenn es nicht zum besten ging, trösten und fragte ihn auch mal dabei ganz obenhin: ‚Sie hängen wohl sehr an dem Herrn Baron?' Da nickte er und sagte: ‚Zu Befehl, gnädiges Fräulein. Denn ich weiß, wenn ich auf unserm Torpedoboot über Bord gegangen wäre, dann wäre er mir nachgesprungen. Und er hätte mich gerettet oder wäre mit mir untergegangen.' "

Natürlich wär' ich ihm nachgesprungen. Das ist klar, außer wenn es im Gefecht gewesen wäre. Aber woher Madsen das wußte? — Ich hab' es auch nie leiden mögen, wenn Kame-

raden die Leute ‚Kulis' nannten. Es sind brave Kerls, keine Kulis. — — —

Es ist mir ganz lieb, daß Gertrud auf diese Art das Duzen unterbunden hat. Mit den andern beiden geht es mir flotter von der Zunge, namentlich der ‚Urtante' Klarisse gegenüber. Sie ist im Jahre 1838 geboren. Das will was bedeuten! Sie ist als junges Hoffräulein einem Herrn von der Marwitz begegnet, der Page beim Alten Fritz gewesen ist. Allerdings war dieser Marwitz beinahe hundert Jahre alt. Im übrigen will sie mir Sörplauken zeigen, wenn ich wieder beiwege bin. Ihr Tempo, meint sie, die gichtbrüchig ist und am Krückstock geht, werde dem meinen entsprechen, bis ich ihr dann eines Tages davonlaufen würde. Sie ist sicherlich sehr unterhaltend.

Johanna stopfte Wäsche; sie ist wohl erledigt. Kein Wunder. Gertrud sagte: „Nein, heut hab' auch ich Sonntag!" Und sie beißt herzhaft in den Kuchen. Sie ist die hellste und lustigste von allen. Die Urtante m a ch t sich oft lustig, Gertrud i st lustig. Aber sie legt sich Zurückhaltung auf. Auch über Vetter Gottfried liegt es wie ein Schleier. Erst recht über Johanna.

Jetzt lieg' ich zufrieden in meinem Bett. Das Bild mir gegenüber hat Sonne. — — —

Ich bin noch einmal herausgekraucht und hab' es mir angesehen. Um ein Haar wär' ich nicht wieder bis zum Bett gekommen. Was dann wohl Madsen gesagt hätte, wenn er mich auf der Diele gefunden hätte?

Sie ist dunkelblond und hat die farblose Haut dieser Gattung und fast kein Rot auf den Wangen. Aber sie hat ein feines, schmales Gesichtchen. Die Augen sind dunkelgrau, die Augenbrauen zierlich gezogen und schwarz. Der Mund ist sehr klein, die Lippen geschürzt. Schultern, Hals und Busen eher bleich als weiß, ein wenig ins Gelbliche getönt. Und sie muß entweder sehr jung oder sehr schlank gewesen sein.

Hat sie eigentlich – damals im Traume – gesungen? Mich dünkt so. Aber nein. Das ist jetzt, unten irgendwo im Haus. Dieselbe Stimme wie neulich. Und es ist Verdi, was da gesungen wird. Jawohl, ‚Maskenball', die Arie der Amelia. Es-moll. Die Stille draußen fließt schön damit zusammen. Aber wie kommt das hierher? Nach Ostpreußen, an die polnische Grenze? Und wer singt es?

10. Juni. Montag morgens.

Heute, gegen Morgen, nach einer Nacht voll wunderbarsten Schlafes hatt' ich den seltsamsten Traum.

Gestern im Gespräch hatt' ich erfragt, daß die Sorpa, von der mehrfach geredet wurde, der Fluß sei, an dem Sorplauken liegt. In diesem Traum nun floß sie mitten durch meine Stube, ein idyllischer Bach mit bemoosten Steinen und breiten Lattichblättern. Dies war die Sorpa. Andererseits war die Stube an ihrer Stelle geblieben, so daß ich mich auf dem einen Ufer, das Bild aber und das andere Bett auf dem anderen Ufer befanden. ‚Sie' stand drüben und hielt mir die Hand entgegen, damit ich ihr über die Sorpa hülfe, aber ich vermochte mich nicht zu regen. Da sagte sie in einer fremden Sprache, die ich indessen dennoch verstand: „Dann muß ich weinen und sterben." Setzte sich auf den Bettrand und begann sich die Strümpfe auszuziehen, während ihr die Tränen über die blassen Wangen tropften. Sie war wie eine Trianonschäferin gekleidet, aber in ganz versonnenen, weichen Farben, und hatte einen großen, schwingenden Hut auf dem Kopfe. Wie sie aber den feinen schwarzen Strumpf vom Knie und der zarten Wade abstreifte, wehte mich ein Sturm des Glückes an. Ich meinte zu ersticken und sah nichts mehr. Aber ich wachte auf.

Die Uhr war kurz nach fünf. Ich bin zum Fenster – es ging ganz leicht, – und habe in den Garten geschaut. Wie ich vermutete, ist er auf dieser Seite wahrhaftig in französischem Geschmack gehalten: zu Füßen meines Giebelfensters

ein Teppichbeet, das sich freilich erst zum Blühen anschickt, in Buxbaumrahmen, und weiterab verschnittene Hecken und Gänge von Laub- und Nadelbäumen. Und die Morgensonne über allem, jung und strahlend.

Gertrud kommt in ihrem leinenen Hauskleid, das ich von der Pflege her kenne; sie hat Blumen geschnitten. Auch in dem schlichten Wirtschaftskittel steht sie wie eine Königin da. Im Schatten ist es noch ernstlich kühl, aber in der Sonne —! Sie läßt sich bequem auf einer Bank nieder und streckt sich recht in dem warmen Schein. Ganz lang dehnt sie sich mit ausgespreizten Fingern. Sie ist voller Kraft und Gesundheit, und wie anmutig dabei! Nun steht sie auf und geht, ein Liedchen trällernd.

Was singt sie? Verdi?

Nein. Irgendeine zufällige Schallbrechung trägt es mir heran: „Am Brunnen vor dem Tore . . ."

Und es ist eine ganz andere Stimme wie jene, die gestern abend die Maskenball-Arie sang.

V

Herbert Imme gefiel sich immer besser als Genesender. Er legte eine gemessene Entfernung zwischen die andern und sich und meinte, so über sein Geschick, soweit es sich mit dem der andern kreuzte, freier walten zu können. Vor irgendwelcher Wißbegier Gottfrieds oder der Damen bangte ihm nach seinen Erfahrungen längst nicht mehr. Die Ereignisse insbesondere, die zu seinem seltsamen Einzug in Sorplauken geführt hatten, waren zeitlich schon so ferngerückt und durch die gewichtigeren Wechselfälle der Krankheit dermaßen beschattet, daß die Rede sie nur selten und dann ganz obenhin streifte. Er selbst entsann sich ihrer wie eines Traumes und war zuweilen versucht, sie entweder für die Vorläufer des Fiebers oder aber für die

Nachwehen des trefflichen Burgunders im Königsberger ‚Blutgericht' zu halten. Einer harmlosen, seligen Trägheit hingegeben, atmete er den späten und starken Frühling Ostpreußens tief ein, ließ sich in lächelnder Gelassenheit noch verwöhnen und zeigte sich dafür auf die liebenswürdigste und reizendste Art dankbar. Es war ein wenig, als ob ein Kind verhätschelt würde, und es hatte den Anschein, als hielten die Frauen, jede auf ihre besondere Weise, nicht ungern an dieser Vorstellung fest.

Klarisse, die ‚Urtante', wie er sie nannte, hatte vom Morgen bis zum Abend Muße und leistete ihm demzufolge am meisten Gesellschaft. Sie führte ihn, mit ihrem Stock vor sich hinkrückend, um den Hausgiebel herum und unter dem Fenster seiner Stube vorbei in den französischen Teil des Parks, der schlechthin ‚der Garten' geheißen wurde. Am ersten Tag ging die Reise bis zum Lindengang, der von sauber gestutzten Linden gebildet war. Dem Juni zum Trotz dachten sie noch nicht daran zu blühen. Fernerhin gab es einen Nußgang von Haselsträuchern und einen Buchengang. Die Krone aber der ganzen geradlinigen und rechtwinkelig sich schneidenden Anlage war der Tannengang. Wohl zehn Meter hohe, sorgfältig verschnittene Fichtenwände führten ein paar hundert Schritt lang durch die Mitte des Gartens nach einem erhöhten Ausblick. Mittwegs wurden sie durch Querpfade, die aber ihrerseits bescheidenerweise nur von Beerensträuchern gesäumt waren, mehrfach unterbrochen. „Oje!" spottete die Greisin, „in meinen Blütejahren dufteten hier ringsum nur Rosen und Lilien, Tulpen und Levkoien. Gottfrieds Vater, der Barbar, hat den Zauber ganz weggewischt. Edelobst war sein Steckenpferd; die Beeren haben sich heimlich nebenher eingeschlichen. Und er hat recht gehabt. Ein reifer, milder Gravensteiner geht mir über alle Rosen, und zum Tee hat ein hausgesottenes Johannisbeergelee entschieden seine Meriten."

„Das ist der Lauf der Welt", versetzte Herbert. „Wenn

Flora keine Blumen mehr für ihr Füllhorn findet, verwandelt sie sich in Pomona. Johannisbeeren, — warum nicht? Wenn es nur nicht Zwiebeln und Lauch sind!"

Er hatte leicht den Ton herausgefunden, den die Urtante, sofern es sich nicht um ehrliche und wichtige Fragen drehte, für den Verkehr liebte, — ein wenig skandalisierend und spielerisch in Gedanken und Worten. Diesmal aber war er nicht eben plauderhaft aufgelegt. Es drängte ihn vorwärts nach der Warte, nach dem Ausblick. Das war ja die Kunst des Gartenbaumeisters gewesen, daß er die gleichförmige Ferne zwischen seinen Fichtenwänden einfing und in ein Bild preßte.

„Nun, nun!" knurrte Klarisse. „Warum mit einmal so stürmisch?"

„Was ist dort zu sehen?" fragte Herbert.

Er stand schon oben auf dem Ausblick, während die Alte noch mühsam die vier oder fünf Stufen emporklomm. Über die mannshohe Hecke hinweg, die den ganzen Park umgab, sah er auf die weite Landschaft hinaus. Flach im allgemeinen, die Äcker und Weideflächen nur selten von Buschwerk gesprenkelt, ließ sie es sich in der Sonne wohl sein. Gerade voraus aber lag jenseits der Sorpa, die den Immeschen Gutshof in ihrer Senke in einer Schleife umfloß, eine abgeplattete Bergkuppe, ähnlich derjenigen, die von Sorplauken selbst eingenommen wurde. Die zwei Erhebungen beherrschten unbedingt weithin die Gegend. Fernerab dunkelte rechts und links der Wald.

„Was ist das?" fragte Herbert, geradeaus auf die Kuppe deutend.

Der Greisin war der Anblick von Kindheit an vertraut. „Das ist der Berg", antwortete sie gleichmütig. „Einfach ‚der Berg'. Es gibt ja keinen andern ringsum."

„Er sieht wie ein riesenhaftes Hünengrab aus."

„Ja, das kann man wohl sagen."

„Und das Gehöft dort neben dem Gehölz?"

„Das ist das Vorwerk Pillwischken. Es gehört zu Sorplauken."

„Und diese Turmbauten auf der Hochfläche?"

„Das ist das Denkmal des Kreises Schornheim für die Gefallenen des Weltkriegs."

Herbert schaute stumm in die Weite. „Das Gelände ist, militärisch gesehen, fabelhaft interessant", sagte er dann.

Die Tante nickte. „So meint man", antwortete sie. „Es soll ein Brückenkopf sein. Nicht weit von dem Berg drüben ist schon polnisches Gebiet. Deshalb erfreute sich Sorplauken auch der besonderen Aufmerksamkeit der interalliierten Kommission, und wohl jetzt noch der Einrichtung, die an ihre Stelle getreten ist, im Grunde aber dasselbe bedeutet."

„Wirklich? Das wäre etwas für mich, die Herren zu nasführen!"

Die Alte blieb ganz ruhig. „Ich weiß von keinen Geheimnissen, die zu hüten wären", brummelte sie. „Aber du, mein Lieber, bist ein Romantiker. Das stellt ihr euch in Berlin fabelhaft interessant vor, hier im Krautkeller ein paar Flinten versteckt und dort unterm Stroh eine große Kanone. Praktisch und an Ort und Stelle nimmt sich das ganz anders aus. Ich versichere dir, wenn irgendetwas zu verbergen wäre, so würde sich zu allen und jeden Zeiten und allerorten auch ein roter Halunke finden, der als ein Judas hinginge und den Kram verriete."

Der Neffe nickte beifällig, aber zugleich schwermütig zu ihren Worten. Das eben war auch seine Erfahrung, daß auf ein Dutzend anständiger Menschen stets ein Schuft kam; erst jüngst hatte er sie wieder in seinem Kreise gemacht. Er war in die Betrachtung der Landschaft zurückgesunken. Kein Zweifel: der Berg drüben war der Kernpunkt des deutschen Widerstandes gegen einen polnischen Überfall. Aber sollten sich dann wirklich nicht Mittel und Wege haben finden lassen, ihn allen interalliierten Kommissionen zum Trotz mit geheimen Kampf-

mitteln auszustatten? Die Lage schrie gleichsam danach, und es dünkte ihn unmöglich, daß man so gänzlich die Hände in den Schoß gelegt haben sollte. Ach nein, überredete er sich schließlich, sicherlich hatte man aufs beste vorgesorgt. Aber natürlicherweise war das Geheimnis einer alten Dame wie Klarisse nicht gerade auf die Nase gebunden worden.

Die Greisin las ihm seine Gedanken von den Augen ab. „Nein, mein Herr Verschwörer," sagte sie lächelnd, „hier ist wirklich nichts zu holen. Die Herren haben uns — ich weiß nicht wieviel — Zentner Kartoffeln um und um gegraben, — Gottfried kam es nicht einmal ungelegen, denn sie begannen eben zu keimen, — und es waren keine Patronen und kein Pulver darunter. Und drüben beim Denkmal auf dem Berg haben die Mauern nur halb so dick gemauert werden dürfen, wie vorgesehen war. Es hätte ja sonst eine Festung werden können. Nein, dawider ist nichts zu machen, gestern nicht und heute und morgen nicht." Veränderten Tones schloß sie: „Ich für meine Person mag die Gegend drüben nicht leiden. Es kommt nichts Gutes dorther für Sorplauken."

Sie nahm seinen Arm und ließ sich die Stufen wieder hinabgeleiten. „Komm fort von hier!" mahnte sie. „Ich will dir lieber unsere größte Merkwürdigkeit zeigen. Sie ist in der ganzen Provinz berühmt."

Sie krückte eifrig den Gang entlang; plötzlich indessen blieb sie atemschöpfend stehen. „Sieh doch," schnaufte sie, „jetzt ist der Augenblick gekommen, da du mich hinter dir lässest. Es ist das erste Mal. Die Genesung ist gut fortgeschritten, und ich wünsche dir Glück dazu. Aber heute passe noch einmal dein Tempo dem meinen an!"

Gemächlich weiterwandelnd plauderte sie: „Weißt du eigentlich, wer diesen Garten geschaffen hat?"

Herbert lachte. „Familiengeschichte ist meine schwache Seite," erwiderte er, „aber ich getraue mich auf den zu raten, auf den bei uns Immes schließlich alles zurückgeht, — der Marschall

wird den Garten eingerichtet haben. Er wird ihn dem Alten Fritz in Sanssouci abgeguckt haben."

„Es ist nicht schwer", nickte die Tante. „Ja, Geoffroy Imme, wie er selbst damals zeichnete, hat den Garten geschaffen."

„Vermutlich für ein Mätreßchen?"

„Nein, sondern rein zufällig für seine rechtmäßige Frau. Er vereinigte nämlich beides in sich: eine ehrliche Liebe zu seiner Angetrauten und eine ziemlich durchgebildete und ausgebreitete Flatterhaftigkeit. Gerade dieser Tannengang aber verdankt seine Existenz der Gattenliebe. Der Marschall hatte als Fünfziger ein zartes, feines Ding von sechzehn Jahren geheiratet, und nach dem ersten Kind — gottlob einem Knaben, von dem wir übrigens allesamt abstammen, — wurde die junge Mutter krank und blieb es zeitlebens. Der Gatte liebte sie dafür desto mehr, freilich anders wie er sonst pflegte. Er hatte auf seinen Gütern in Südpreußen bei Bialystok ein paar berühmte Geliebte, ihre Bilder hängen, soviel ich weiß, in deinem Zimmer, Herbert, — aber seine tiefste, röteste Leidenschaft und sein meistes Geld verschwendete er doch an die kranke junge Frau, die dabei in ihrer Engelhaftigkeit nicht einmal wußte, was für ein kostbares Bijou sie war. Der Tannengang hier war eigentlich ein Eichengang. Aber er wurde mit Stumpf und Stiel wieder ausgerottet und mit Fichten bepflanzt, weil die Kranke sich kindisch-übermäßig vor Raupen fürchtete und deshalb nie den Garten betreten wollte. Von diesem Viehzeug sind ja wohl Fichten verhältnismäßig frei. Und in diesem Gang sind sie dann zusammen spaziert, und die Frau fragte den Mann: ‚Haben Sie viel Vergnügen von Ihren Geliebten, mein Freund?' Und er erzählte ihr von seinen Amouren."

„Und das ist hier in Ostpreußen geschehen? Und nicht in Versailles oder Trianon?"

„Ich sag' es ja, zwischen diesen Fichten. — Und nun das Kernstück, der Clou!"

Am Ende des schattigen Ganges tat sich ein sonniger Gartenfleck auf. Geradeaus begrenzte ihn gegen den Wirtschaftshof eine Mauer, die von Jelängerjelieber bewachsen war. Zu beiden Seiten aber erstreckten sich Lauben von Pfeifenstrauch, die sich in der Mitte zu den Kuppeln kleiner grüner Tempel erhöhten. Inmitten dieses so abgeteilten Raumes war aus Buxbaum eine Sonnenuhr kunstvoll angepflanzt. Im Kreis der Ziffern stand die Jahreszahl 1779, und überall waren die dunkelgrünen Linien des Buxbaumes mit hellen Stauden von Frühjahrsblumen ausgefüllt. Rings um das Kunstwerk des Gärtners herum harrten schließlich hochstämmige Rosen dem Aufbrechen der Knospen entgegen.

„Das kann nur ein Verliebter geschaffen haben", sagte Herbert. Er war überrascht von dem Reiz der Anlage, deren galante Zopfigkeit in dem bunten Blumenflor gänzlich ertrank.

„Ganz richtig, der Marschall", bejahte die Alte. „Die Blumen überwuchern die Ziffern, das will heißen: dem Glücklichen schlägt keine Stunde. Das sollte die junge Frau wissen."

Plötzlich legte Herbert den Finger auf den Mund und zeigte auf die weiße Gartenbank, die in einem der Geißblatttempel aufgestellt war. Ein Mädchen saß darauf, der Kleidung nach eine der Hausbediensteten, die Glieder lässig in die warme Sonne ausgestreckt. Es war ersichtlich eingedruselt, während es sich zu einem kurzen Ausruhen niedergelassen hatte. Hübsch war es hingelagert, den Kopf zur Seite geneigt und die Hände leicht im Schoß gefaltet. Neben ihm auf dem Tisch stand ein Becken und lagen Tücher, mit denen es die weißen Möbel gesäubert hatte.

Klarisse bekam einen harten Zug um den Mund. „Anni!" rief sie. Und noch einmal, schärfer: „Anni!!" Da schrak die Schläferin empor. „Bitt' ich Verzeihung, gnädiges Fräu-

lein!" sagte sie, und einen Augenblick schien es, als wollte sie der Greisin den Rocksaum küssen, wie es die alten Frauen auf dem Hofe, der neuen Zeit zum Trotz, immer noch zu tun pflegten. Aber dann vollendete sie doch die Gebärde nicht. Ihr vordem blasses Gesicht war mit einem Male dunkelrot übergossen. Hastig griff sie nach Becken und Tüchern und schritt nach dem gegenüberliegenden Tempelchen, um dort ihre Arbeit fortzusetzen.

„Eine hübsche Person," knurrte die Alte, „vor allem zierliches Beinwerk. Aber sie gefällt mir nicht. Warum tut sie so, als wolle sie mir den Rock küssen? Der alten Zaptatschen kommt es von Herzen, ihr nicht. Und was hat sie hier zu schlafen?"

„Mein Gott, sie wird müde gewesen sein. Wer weiß, wann sie ins Bett ist?"

„Dies Vergnügen hätte sie um neun Uhr haben können. Um neun Uhr kriecht alles auf Sorplauken in die Federn oder braucht doch keine Bedienung mehr. Aber sie läuft dann noch Abend für Abend über die Sorpa hinüber nach dem Vorwerk zu ihren Leuten. Was hat sie dort zu tun?"

„Ist das nicht natürlich? Sie will wahrscheinlich einmal zu Hause sein, sich aussprechen."

„Diese Art Sehnsucht hat derlei Volk nicht."

„Du bist voreingenommen, Tante Klarisse!"

„Nein, mein Lieber, du bist es. Eine hübsche Figur, ein nettes Lärvchen, — da seid ihr Männer Feuer und Flamme."

Herbert lächelte. „Allerdings ist sie niedlich anzusehen", gab er zu. „Aber das ist es nicht allein. Sondern sie erinnert mich noch an irgendwen. Ich weiß nur nicht, wer es ist. Aber ich werde es schon noch herausbekommen."

In diesem Augenblick trat Gertrud aus dem Tannengang hervor. Der Bastkorb an ihrem Arm quoll über von Blumen, und ihr schönes, rosiges Gesicht leuchtete gleichermaßen von Morgenfreude. „Ich habe eine gute Idee", rief sie. „Gleich

hier will ich die Vasen füllen!" Sie setzte sich auf die Rundbank an den weißen Tisch, so daß sie mit ihren Blumen im Schatten blieb, und hieß Anni freundlich, die Vasen aus den Zimmern herbeiholen. Herbert ließ sich neben ihr nieder. Er sah zu, wie die kräftigen, sonngebräunten Hände die Stengel ordneten, und reichte ihr zuweilen eine Rose oder Narzisse. Dabei gab er ihr für die Zusammenstellung des Straußes unmögliche Ratschläge, über die sie lachen mußte. Aber er liebte es über die Maßen, wenn sie fröhlich war. Ihr heiteres Lachen erinnerte ihn an junges grünes Gras, und wenn er dabei ihre schönen weißen Zähne blinken sah, mußte er unwillkürlich an schäumende Milch denken. Wie ein Stück Natur oder auch wie eine Verkörperung der gütigen Mutter Erde erschien sie ihm.

Klarisse saß seitab in der Sonne. Irgendwie mißfiel ihr das Spiel, das die beiden jungen Menschen über den Tisch hinweg mit den Blumen trieben. Sie meinte zwar über Gertrud dahin Bescheid zu wissen, daß sie sich nicht so leicht von einer Leidenschaft werde fortreißen lassen, aber wer kannte sich in den letzten Falten eines Frauenherzens aus? Ihr selber klang der leichte, behende Ton von Herberts Unterhaltung angenehm ins Ohr. Es war gemeinhin nichts eben Tiefes, was er sagte, aber er regte allerhand neue Gedanken an, und dies gab Anlaß, sich mit ihm, dem Urheber, auch weiterhin zu beschäftigen. Und eben dies fügte sich durchaus nicht in ihre Pläne.

Mißmutig erhob sie sich. Die beiden merkten es über ihrer Neckerei nicht einmal. Auch Anni war mit ihrer Arbeit fertiggeworden. Als sie an dem Tisch, an dem die Vasen unter lustigen Scherzen gefüllt wurden, vorüberging, wandte sie den Kopf zurück und lächelte geringschätzig. Die Greisin fing das Mienenspiel auf. Aber es paßte zu gut zu ihrem Unmut, als daß es voll zu ihrem Bewußtsein durchgedrungen wäre.

— — — — — — — — — — — — — — —

Tags darauf reichte Gottfried dem Vetter über den Frühstückstisch hinweg einen Brief, den der Milchfahrer soeben in der Posttasche mitgebracht hatte. Herbert empfing selten Nachricht von außen; er hatte allerdings auch selber noch keine Zeile an irgendwen geschrieben. Den Kleinkram über die Wohnung in Berlin und derlei Nebensachen ließ er durch Madsen erledigen. „Was mag das nun wieder sein?" schalt er, indem er die Anschrift, die in Maschinenschrift auf dem Umschlag stand, unmutig betrachtete. „Eingeschrieben! Persönlich! Ob es eine Schneiderrechnung ist?"

Gertrud lachte. Klarisse aber raunzte: „Mach' das Ding auf, dann weißt du es."

„Ich will es aber gar nicht wissen!" Er musterte den Brief noch einmal und fuhr dann fort: „Ich werde ihn ungelesen verbrennen."

Da mischte sich überraschenderweise die blasse Johanna ins Gespräch. „Nein," versetzte sie, „das sollte man doch wohl nicht tun. Ein Brief kann doch auch einmal eine gute Botschaft enthalten."

Herbert verneigte sich: „Wie du befiehlst, Tante Johanna." Er bat um die Erlaubnis, dann aber auch sogleich am Tisch lesen zu dürfen, und riß den Umschlag auf. Achtlos fing er an zu lesen, aber er machte immer erstauntere Augen. Dann begann er noch einmal von vorn und überflog den Brief hastig bis zum Ende. „Alle Wetter!" sprach er vor sich hin. Er war ganz rot vor Eifer geworden und hatte ersichtlich eine wichtige Neuigkeit auf dem Herzen. Aber zuerst wandte er sich an Johanna und sagte: „Wie gut, Tante Johanna, daß du mich veranlaßtest, den Brief zu öffnen! Er geht uns alle, vor allem aber dich, Gottfried, an. Darf ich vorlesen? Aber sind wir hier auch allein?"

„Ist es denn ein Staatsgeheimnis?" fragte der Gutsherr mit gutmütigem Spott.

Herbert überhörte in seinem Eifer den Scherz und flüsterte: „Der Brief ist von einem Parteifreund, der wohl für unbedingt zuverlässig gelten kann. Hört! ‚Lieber Bruder! Durch Madsen, der sich bei Deiner alten Wirtschafterin nach Deinem Schäferhund erkundigt hat, erfuhr ich Deine Anschrift. Ich bedurfte ihrer, um Dich von gewissen Klärungen zu unterrichten, die sich seit Deiner Abreise in unserem Bunde vollzogen haben; aber diese ausführlichere Darlegung verschiebe ich auf später, um Dir heute so schnell wie möglich eine Nachricht von höchster Bedeutung zukommen zu lassen. Ein fast unwahrscheinlicher Zufall will es, daß sie das Gut Sorplauken betrifft, auf dem Du Dich gegenwärtig befindest. Sie ist uns durch einen der Kanäle zugeflossen, die wir als reinlich kennen, und lautet dahin, daß eines der ersten Ziele, auf das sich die Tätigkeit der neuerlich eingesetzten Investigationskommission vermutlich richten wird, Sorplauken ist.‘ “

Bis hierher war er in seinem Bericht gelangt, da betrat Anni, das Hausmädchen, die Veranda. Sie trug ein Tablett, auf dem die Eier samt den Bechern für das Frühstück aufgebaut waren; gewohnheitsmäßig wurden sie erst in das kochende Wasser gelegt, wenn die Herrschaft sich am Tisch niedergelassen hatte. Nun verteilte sie Becher und Eier über den Tisch.

Herbert zögerte einen Augenblick und war im Begriff, den Brief sinken zu lassen. Dann aber trieb ihn der Stolz, Träger einer wichtigen Mitteilung zu sein, voran, und er fuhr fort, das Schreiben französisch weiter zu verlesen. Er durfte die Kenntnis der Sprache bei allen am Tisch voraussetzen. Im übrigen gebrauchte er das Französische, wie es sich ihm gerade am schnellsten fügte, und indem er es bisweilen mit dem ihm vertrauteren Englisch ergänzte. Auf diese Art las er: „Ist es nicht ein sonderbarer Zufall? Der Name Sorplauken hatte in dem Bericht keineswegs meine besondere Aufmerksamkeit erregt, aber er war mir doch haften geblieben. Als ich ihn nun

wieder von Deiner Haushälterin hörte, ging es wie ein elektrischer Schlag durch mein Gehirn: die Leitung war hergestellt. Was Du nun in Sorplauken zu tun hast, mußt Du selbst – vor allem auch Dein Vetter! – am besten beurteilen können. Ich werde Dir Nachricht geben, – – – –."

„Erlaube!" unterbrach ihn plötzlich Klarisse. „Anni," sprach sie darauf, „ich möchte ein Glas Wasser, frisch vom Brunnen!" Das Mädchen huschte davon. „Nun lies weiter!" brummte die Greisin.

„– – – Ich werde Dir Nachricht geben, sobald wir selbst etwas Neues erfahren. Ein genauerer Bericht ist uns bereits in Aussicht gestellt und soll Dir alsdann vorsichtshalber chiffriert zugehen. Ich erwähne nur noch, daß gemäß der Quelle, die uns gespeist hat, die Aufmerksamkeit der Investigationskommission von polnischer Seite auf Sorplauken gelenkt worden ist. Vielleicht gibt Dir dieser Umstand einen Hinweis auf das Verhalten, das Ihr dort werdet beobachten müssen."

„Ist das alles?" fragte Klarisse.

Herbert nickte.

Darüber trat Anni wieder herein. Sie trug auf einem silbernen Teller ein Glas Wasser; es war von der Kälte ganz angelaufen. „Is wie Eis", sagte sie mit einem kindlichen Lächeln. Sie war vor Eile außer Atem. „Sonst noch Befehl?" fragte sie, ringsum blickend.

„Nein, mein Kind," erwiderte die Alte, „danke."

Das Mädchen ging.

Klarisse sah ihm nach, bis es im Saal verschwunden war. „So," sagte sie dann, „nun schließe mal die Tür, Gertrud, denn Anni wird sich drinnen sicher etwas zu tun machen. Die Fenster sind ja wohl alle dicht, und im übrigen brauchen wir unsere Stimmen nur ein wenig zu dämpfen. Denn dieses Dienstmädchen versteht Französisch."

Gertrud kam von der Tür zurück. „Richtig, Tantchen," sprach sie, „sie hantierte mit dem Silber im Büfett. Und wahrhaftig, du hast auch sonst recht, — sie versteht Französisch. Ich sah sie an, während Vetter Herbert vorlas, ganz gedankenlos, aber jetzt weiß ich es: ihre Mienen und ihre Augen bezeugten deutlich, daß sie erfaßte, was vorgelesen wurde."

Herbert hatte natürlich nichts beobachten können. Johanna und Gottfried aber bekannten beide, daß sie achtlos vor sich hingeschaut hätten, während Anni die Eierbecher auftrug und verteilte. „Was ist aber dabei?" erwiderte Gottfried. „Und was schlagt ihr für einen Lärm darum? Schließlich wäre es doch kein Wunder, wenn sie Französisch verstünde. Die Franzkis in Pillwischken erzählen ja, sie sei in Lemberg und in Warschau Zofe in guten Häusern gewesen."

„Dann hat sie fein hingehört", trotzte die Greisin. „Sie weiß sogar, was richtiges Französisch ist und was nicht. Als du ‚ich gebe Dir Nachricht' je te donne des nouvelles übersetztest, Herbert, zuckte es um ihren Mund, und sie hatte recht. Das ist kein Französisch. Sehr erfreulich, wenn eine Zofe so hochgebildet ist! Aber das muß einem bekannt sein, damit man sich danach richten kann. Es hätte gut und gern etwas in dem Briefe stehen können, was sie nie und nimmer zu wissen brauchte. Hab' ich nicht recht?"

Gottfried war aufgestanden. Ihm hatte das Gebaren des Vetters mißfallen. Herbert hätte schweigen sollen, als das Mädchen hereinkam. Daß er statt dessen plötzlich französisch weiterlas, dünkte ihn, Gottfried, eine unnötige Wichtigtuerei und mußte genau das Gegenteil des Erstrebten hervorrufen: das Mädchen lauschte doppelt aufmerksam, während es sonst vielleicht kaum hingehört hätte. Letztens kam aber auch darauf nichts an. „Lassen wir die sprachkundige Dame einstweilen aus dem Spiel!" sagte er. „Es ist kein Grund vorhanden, uns über sie zu ereifern, und es sind schon viel zu viel Worte

an sie verschwendet worden. Schlimmstenfalls trägt sie einen Klatsch aus dem Haus zu ihren Leuten und von da weiter weg. Das können wir nicht hindern. Im übrigen hat sie nichts erfahren, was nicht alle Welt schon weiß. Sei mir nicht böse, Herbert, — aber es sind wirklich olle Kamellen, die dein Gewährsmann dir da so hochwichtig mitteilt. Seit etwa acht Tagen wohnt in Schornheim im Norddeutschen Hof ganz offenkundig ein Herr Aubert. Er hat sich natürlich offiziell nicht vorgestellt, aber wir alle hierzulande wissen, daß er der der französischen Botschaft zugeteilte Agent für Investigationsfragen ist. So etwas läßt sich nun einmal nicht verheimlichen. Er hat einen Diener bei sich, der nicht sein Diener ist, sondern nur eine weitere Mittelsperson abgibt, und wird auch noch andere Kreaturen in seinem Solde haben. Nun, das ist seine Sache und sogar seine Pflicht. Wir aber hier im Kreise warten ruhig, was da kommen wird. Wir haben weder zu fürchten, noch zu hoffen. Allenfalls sind wir gespannt, was für einen neuen Osterhasen sie wiedermal aufjagen, von welchem Ende sie die Wurst diesmal anschneiden werden."

Er trat an die Stufen der Veranda vor und schaute in den Garten hinaus. Gedankenlos stopfte er dabei seine kurze Pfeife. „Ein Gutes ist an der Sache," sprach er halb für sich, „— sie zeigen ganz deutlich drüben, daß sie noch Furcht vor uns haben. Und das kann uns eben recht sein." Dann wandte er sich um: „Darf ich den Brief einmal sehen?"

„Gerne." Herbert reichte dem Vetter das Schreiben hin.

Gottfried betrachtete es flüchtig. „Wärest du einverstanden, wenn wir dies vernichteten?" fragte er. „Es ist am besten so."

Der andere zuckte die Achseln. Da strich der Gutsherr ein Zündholz an und hielt den Brief samt dem Umschlag in die Flamme. „Es ist nicht darum, daß wir Schaden davon haben könnten," sprach er dazu, „aber ich habe eine Abneigung

gegen alle Geheimniskrämerei und Geheimbündelei. Es wird nichts erreicht damit, und allermeistens entsteht eine Verwirrung oder sogar ein Unglück daraus."

Herbert sah finster zu, wie das Papier aufflammte, sich krümmte und wieder erlosch. Die leichte Morgenbrise wehte die Aschenreste davon. Er war durch den Brief des Berliner Freundes angenehm erregt worden. Mit einem Male war die Trägheit der Krankheit und der Genesung von ihm abgefallen. Irgendwie hatte er einen neuen Sinn seines Lebens entdeckt und sich mit Feuereifer in das junge Dasein stürzen wollen. Nun war er grausam ernüchtert. Die kühle Ablehnung des Vetters empfand er als wenig liebenswürdig. Er war am Ende alt genug, um den Wert der Botschaft, die sich zu allem übrigen als durchaus wahr erwiesen hatte, selbst beurteilen zu können, und für sein Teil hielt er jedenfalls an ihr fest. Die Kränkung war unschwer von seinem Gesicht abzulesen.

Gottfried musterte ihn, indem er gelassen aus seiner Pfeife vor sich hinpaffte. Der kleine Ärger mußte überwunden werden. In diesen Dingen verstand er keinen Spaß; dafür waren sie zu ernst. Aber er erinnerte sich alsbald seiner Wirtspflichten und redete Herbert nach einer Weile freundlich an: „Du mußt hier ohne die Berliner Brille sehen lernen, Vetter! Die Feinde haben uns wehrlos gemacht; mit dieser Tatsache mußt du dich befreunden. Wehrlos ohne jeden Kringel und Vorbehalt! Glaube mir: hier weht die Luft der Wirklichkeit verdammt kalt! Schmecke sie mal erst!"

Herbert nickte mürrisch. Das war das alte Lied, das ihm bereits die Urtante gesungen hatte: man war unschuldig wie das Kind im weißen Hemdchen. Wer's glaubte! Aber er verlangte ja gar kein Vertrauen, gar keine Mitwisserschaft! Er wünschte ja nur, daß ehrlicher guter Wille, kam er auch aus einer neuen Richtung, willkommen sein sollte!

Inzwischen fuhr Gottfried ruhig fort: „Du mußt nun endlich mal heraus aus dem Bau! Ich will dir doch auch mal

was von Sorplauken zeigen. Würdest du wohl imstande sein, einen ganz lammfrommen Gaul etwa anderthalb bis zwei Stunden zu reiten?"

Herbert war im Augenblick versöhnt. Er hob den Kopf; ja, da war er gern dabei. „Den ganzen Tag sitz' ich im Sattel," antwortete er ein wenig zu laut. „Und ich reite, wohin und worauf du willst! Auf einem Mustang oder einem Panjegaul!"

Der Gutsherr aber erwiderte lächelnd: „Vorderhand sollst du mich nur über die Sorpa hinüber zum Vorwerk begleiten, und weder auf einem Mustang noch auf einem Panjegaul, sondern auf einer normalen, selbstgezüchteten, immerhin edlen ostpreußischen Fuchsstute."

VI

Die Pferde wurden vorgeführt. „Nun," scherzte Gottfried, indem er aufsaß, „bist du zufrieden mit deiner Rosinante?"

Herbert hatte schon seine volle gute Laune wiedergewonnen, als er sein Reitzeug anzog. Das Leben schien ihm nicht mehr ganz leer zu sein, sondern es hatte sich etwas Neues für ihn angesponnen. Davon war er überzeugt. Der Anfang war gemacht, um das Ende war ihm nicht bange. Jetzt ging er um die Stute, die für ihn vorgeführt worden war, herum und betrachtete sie mit Entzücken. „Mein Gott," versetzte er, „ich verstehe nicht viel von Pferden und rede womöglich Unsinn. Aber auf diese Gefahr hin — das ist ja ein wundervolles, einfach vollendet schönes Tier!" Die zierliche Stute, die Madsen am Zügel hielt, war feingliedrig und durchaus ebenmäßig gebaut. Mit wahrhaft edlem Anstand trug sie den schmalen Kopf, und ihr seidenweiches glattes Fell glänzte in der Sonne wie Gold.

„Schön ist sie," nickte Gottfried. „Und du solltest erst ihre Gänge sehen! Wie vor dem Spiegel! Schlechthin kokett!

Aber sie ist ein Frauenzimmer von heute: nett anzusehen, aber nichts dahinter. Mein ‚Hadubrand' ist mir lieber." Und er glättete seinem großen Wallach mit dem Reitstock die Mähne. „Früher," plauderte er weiter, „verkaufte man so eine an einen Husarenrittmeister. Der ritt sie dann zur Parade, beileibe nicht zum Manöver. Jetzt muß ich trachten, sie mal als Damenpferd loszuwerden. Ein Luxusgegenstand!"

Madsen hatte seinem Herrn nachgeschaut und trat in den weißgetünchten, hohen Flur zurück, als die beiden Reiter durchs Hoftor geritten waren. Am Fenster stand Anni, das Hausmädchen, einen Staubwedel in der Hand. Sie hatte ersichtlich draußen zugesehen. „Nun, Fräulein Anni," sagte er, „möchten Sie nicht auch mal reiten?"

Die Angeredete schrak aus ihrem Sinnen empor. „Möcht' ich schon," erwiderte sie dann freundlich und schien nicht ungern das Gespräch fortsetzen zu wollen. Madsen aber fragte: „Wo ist Mamsellchen, Fräulein Anni?"

„In Küche, Herr Madsen."

Da Madsens Dienste durch die Pflege seines Herrn immer weniger in Anspruch genommen wurden, hatte es sich gefügt, daß er der Mamsell oder ‚Wirtin', wie sie dem Brauch der Provinz gemäß genannt wurde, mit seinen mancherlei Fertigkeiten zuhilfegekommen war. Er hatte ihr in der Vorratskammer ein Gestell gezimmert, auf dem sie die frischgebackenen Brote verstauen konnte, ohne daß sie sich drückten, er hatte ihr Haken in der Räucherkammer eingeschlagen und im Hühnerstall vor das Abflußloch, durch das die Ratten eingedrungen waren, ein dauerhaftes Gitter angefertigt. Nicht zu vergessen, daß er so oft wie möglich zur Stelle war, wenn sie in dem kleinen Küchenkräutergarten, der ihrer Obhut vorbehalten war, grub und goß. Die rotbackige Marta Diedrichkeit, die wahrhaftig nicht über Mangel an Arbeit zu klagen hatte, war recht zufrieden mit diesem Gehilfen. „Ach," seufzte sie zuweilen, „ob Sie wohl so lange bleiben, Herr Madsen, bis der Feldkümmel

reif ist? Dann könnten wir abends auf den Rainen ein bißchen spazieren gehen und pflücken. Der wildwachsende Kümmel ist nämlich viel gewürziger als der Gartenkümmel." Worauf Madsen vorgeschlagen hatte, auch schon vor der Reifezeit des Feldkümmels abends spazierenzugehen. Die ‚Wirtin' hatte eingewilligt. Aber stets war sie bei diesen Promenaden in ihr helles Hauskleid gekleidet, und stets hatte sie die weiße Schürze umgebunden. Jedermann sollte sehen, daß hier nichts geschehe, was fremde Augen zu scheuen hätte.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die beiden Reiter hatten inzwischen die Sorpabrücke hinter sich gebracht und ritten auf einem weichen Wirtschaftsweg die Kuppe des ‚Berges' hinan. Mit jedem Schritt, den die Pferde taten, weitete sich gegen Süden der Ausblick auf die Landschaft. Mit grünenden Feldern bedeckt, fiel sie sanft und ebenmäßig nach allen Seiten ab. „Ist das nicht auch schön in seiner Art?" fragte Gottfried.

Herbert reckte sich im Sattel und trieb seine Stute ein wenig an. „Ja, gewiß," antwortete er. „Aber ich kann nicht anders, ich sehe das Gelände immer mit militärischen Augen. Verzeih, daß ich daran rühre! Aber besonders seit dem Brief heute früh ist es ja nur zu verständlich. Das ist ja das Glacis einer Festung! Das ist ja das Schulbeispiel eines Brückenkopfes! Meilenweit nicht die geringste Deckung für den Angreifer, keine Möglichkeit für ihn, seine Reserven zu verbergen, absolut beherrschend in der Front und nach beiden Flanken, bis Wald und Bruch und die Sorpa die seitliche Deckung übernehmen."

Gottfried hielt vorn am Abfall des Hügels und schaute nachdenklich auf das Land zu seinen Füßen. „Vor dem Kriege," versetzte er, „fing Rußland viel weiter südlich an. Jetzt aber ist dieser unser Berg nach dem Urteil der Sachverständigen allerdings der wichtigste strategische Punkt in der gesamten

neuen Grenzgegend. Darin hat dein Briefschreiber ganz recht. Im übrigen aber hat sich natürlich gerade aus diesem Grunde ein wahrer Rattenkönig von Gerüchten über den Sorplauker Berg gebildet, hüben wie drüben. Was sollen wir nicht alles verborgen halten! Maschinengewehre, Minenwerfer, Feldartillerie, schwerste Haubitzen und Mörser! Gutes Gottchen, hätten wir sie doch! Was haben sie nicht alles durchsucht! Es ist zum Weinen! Oder zum Lachen! Und wie es scheint, soll es in dieser Lesart weitergehen! Es ist, als könnten und könnten sie es drüben nicht begreifen, daß dieser Fleck Erde ungeschützt, unbefestigt sein soll!"

Er ritt eine Volte und setzte sich auf die andere Seite des Vetters. Seine Stirn war gefurcht, und er fuhr bitter fort: „Das hat seinen guten Grund. Ein Staat, ein Volk, das in freien, menschenwürdigen Verhältnissen lebt, würde selbstverständlich hier ein Verteidigungsbollwerk errichten. Das wissen sie drüben sehr gut. Und deshalb bestehen sie darauf, daß wir — Knechte bleiben!"

Er war in sich zusammengesunken. Aber mit einem Ruck riß er sich empor, daß der Wallach sich bäumte. „Gottlob," sprach er, „das Letzte können sie dennoch nicht ändern und verhüten, mit keiner Macht der Erde, — daß dieser Berg hier steht, wo er steht, und daß es immer Leute geben wird, die sich auch ohne Forts und Sperrwerke auf ihn hinstellen und ihn mit ihren Leibern halten werden, solange sie eben noch pusten können!"

Die letzten Worte hatte er in sich hineingegrollt; sie waren für kein fremdes Ohr bestimmt. Herbert sah ihn verstohlen an. Selbst nur mäßig groß, mußte er vom Sattel des zierlichen Stutchens zu ihm hinaufblicken. Wie ein Vorposten der alten Ordensritter hielt der baumlange Vetter auf seinem mächtigen Gaul inmitten der kahlen Kuppe des Berges, gesammelter Kraft voll, die Augen auf die Grenze gerichtet. Helm, Kettenpanzer und Schild hätten ihm wohl angestanden.

Gottfried aber nahm den Fuchs herum und wandte sich zur Rechten. Leichteren Tones fuhr er fort: „Übrigens hast du für einen Marinemann ein bemerkenswertes Geländeverständnis."

„Erlaube," erwiderte Herbert ein wenig gekränkt, „ich habe mich lange mit der Marinedivision in den Ostender Dünen herumgetrieben."

„Aha! Deshalb!" nickte der andere. Vor einem Bauwerk, das auf einer vorspringenden Nase des Hügels errichtet war, machte er halt. Es war eine kleine, aus Beton aufgebaute Halle, vor der ein paar Lebensbäume inmitten von Blumenbeeten steil und ernst in den Himmel ragten. „Dies ist das Kriegerdenkmal unseres Kreises," erklärte er. „An dieser Stelle hat ost- und westpreußische Landwehr im August 1914 einen russischen Vorstoß zurückgewiesen. Es war nichts gerade Bedeutendes, die Front war ja durchaus nebensächlich."

„Warst du dabei, Gottfried?"

„Nein aus Zufall," bejahte der Gutsherr. „Aber ich habe gar nichts geleistet. Meine Landsturmschwadron hielt hinter der Höhe, dort rechts bei meinem Vorwerk. Die Hauptsache machten die Maschinengewehre aus Graudenz. Ich habe den braven Kerls nach dem Gefecht ein Schwein schlachten lassen. Und nun laß uns weiterreiten, wenn es dir recht ist!"

Herbert blickte sich noch einmal rundum und musterte insbesondere das Denkmal. „Tante Klarisse erzählte mir," sagte er beiläufig, „es sei zu Anfang größer und stärker geplant gewesen."

„Ja, so war es," lachte Gottfried. „Aber die Kommission vermutete sofort ein Sperrfort. Auf den Zentimeter haben sie uns dann die Mauerdicke vorgeschrieben, und wir durften froh sein, daß wir nicht noch Filigran bauen mußten!"

Er warf die Schultern zurück und munterte sein Pferd auf. „Das wurmt und frißt", zürnte er. „Aber es ist die bittere Wahrheit." Er nahm die Mütze ab und ließ sich die Stirn

von dem gelinden Wind kühlen. Nur die Sättel knarrten, und ab und an schnaubten die Gäule.

„Ist dies alles Immescher Grund und Boden, auf dem wir reiten?" fragte nach einer Weile Herbert.

„Ja," antwortete Gottfried, „seit den Zeiten des Deutschen Ordens. Vor uns gegen die Grenze liegt die Domäne Kurssen, links ist gräflich Dönhoffscher Besitz und rechts hinter dem Bruch liegt Klaibutten. Da ist viel Bauernland, auch polnisches."

„Es muß wundervoll für dich sein, Herr über dies alles, Feld und Wald, Wasser und Wiese!"

Der Gutsherr schaute erstaunt zur Seite. Wußte der Vetter wirklich nicht, daß Feld und Wald, Wasser und Wiese ihm zufallen mußten, sobald er, Gottfried Imme, zum Beispiel jetzt mit dem Gaul kopfüber ging und das Genick brach? — Aber nein, ganz klar und rein, allein in der Freude über den schönen Morgenritt, glänzten dem andern die Augen. Auch nicht die Spur eines geheimen Gedankens trübte sie. Gottfried schämte sich seines Argwohns. „Ja, es ist schön," versetzte er und seufzte insgeheim ein wenig dazu. Dann lenkte er seinen Fuchs vom Wege ab auf eine Koppel. „Wir können hier querdurch reiten," sagte er, „dort in der Senke liegt das Vorwerk."

Die Pferde begannen sogleich zu traben, als sie die weiche Grasnarbe unter den Hufen spürten. Gottfried mußte seinen Wallach hart am Zügel halten. Das Tier warf den Kopf ungeduldig hoch; es hatte Lust zu einem ausgiebigen Galopp. Herberts zierliches Stutchen tänzelte nebenher. „Jetzt, Vetter," sprach der Gutsherr zwischen dem Schnauben der Pferde und dem Knarren der Sättel hindurch, „jetzt wirst du das Schönste und dann das Häßlichste von Sorplauken sehen."

„Etwas Häßliches?" erwiderte Herbert, ein wenig atemlos vom Traben. „Das glaub' ich schlechterdings nicht."

„Du wirst sehen! Aber erst das Schöne! Sieh, da kommen sie schon!"

Überall her aus den Tiefen der Weiden kamen die Fohlen heran und drängten sich längs des Drahtzaunes, in den sie eingeschlossen waren, jede Altersklasse für sich, die Jährlinge, die Zweijährigen und auch ein paar Dreijährige. Sie waren wie neugierige muntere Kinder, hoben die schönen Köpfe über die Einfriedung und folgten den beiden vorüberreitenden erwachsenen Kameraden, auf denen zweibeinige Geschöpfe saßen, bald stumm mit ihren klugen Augen, bald wieherten und prusteten sie vor Verwunderung. Bisweilen biß eines das andere mutwillig; dann gab es ein Gequiek, die Hufe wirbelten zur Abwehr durch die Luft, und mit einemmal stob das ganze Geschwader in wildem Galopp davon. Die Mähnen und Schweife schwammen im Sturm der Bewegung, und die feinen Hufe pochten immer schneller den Boden oder schlugen auch fröhlich hinten aus. Eng zusammengeschart beschrieben die herrlichen Tiere einen Kreis und kehrten dann, mit hochgereckten Hälsen hastig parierend, an den Zaun zurück, um sich von neuem über den fremdartigen Besuch zu verwundern und zu erregen. Abgesondert weideten fernab ein paar Mutterstuten mit ihren Saugfohlen, die sie erst im Spätwinter geworfen hatten. Die Mütter wieherten tief und drohend und standen bereit, jeder Gefahr zu begegnen. Die jungen, ungeschickten Langbeine aber bargen sich hinter ihnen und suchten dabei das Euter.

Herbert konnte sich nicht satt sehen an der Schönheit der Tiere. „Ein Meisterstück der Natur!" schwärmte er. „Der Mensch kann nicht dagegen an. Mit zwölf oder dreizehn Jahren ist er schon irgendwie verbildet oder verkümmert. Er hat auf der Schulbank gesessen und trägt eine Brille oder Stöckelschuhe. Wie oft hat er schon hart gearbeitet! Dies da aber ist der Adel der Freiheit!"

„Nun," lächelte der Gutsherr, „die dreijährigen Damen

und Herren werden sich diesen Sommer wohl oder übel an etwas leichten Zug gewöhnen müssen. Ein paar von ihnen gehen noch nach Berlin zum Händler, aber die anderen wirst du bei der Heuernte als Reserven erleben. Aber freilich — im ganzen hast du recht! Geh erst einmal unter sie und beobachte sie, dann wirst du sie noch mehr lieben lernen. Ach, jeder zweite Landwirt in Ostpreußen ist ohne weiteres imstande, sich durch und für Pferde zu ruinieren!"

„Wieviele sind es eigentlich?"

„Jungvolk von A bis Z einundachtzig. Siebzehn Remonten sind gottlob verkauft, und ich habe mir gelobt, nie über das Hundert zu gehen."

„Und du hast sie alle selber gezüchtet?"

„Unsinn! Die wenigsten sind von meinen Stuten gefallen, und ich habe nicht den mindesten Hengst. Ich bin kein Millionär. Nein, ich kaufe oben im Litauischen Absatzfohlen von den Bauern, natürlich nur von eingetragenen Eltern, und ziehe sie groß. Es ist viel Risiko dabei, aber schön bleibt es doch."

Die Reiter näherten sich dem Teil des Zaunes, der die Koppel der Mutterstuten umgab. Da rannte über die Weide hinweg eine hagere Gestalt herzu und hob die Querhölzer des Tores aus, so daß der Zugang frei wurde. Es war eine Frau mittleren Alters, das magere Gesicht ebenso wie die dürren, sehnigen Arme von der Sonne schwarzbraun gebrannt; seltsamerweise trug sie Hosen. Ein Brauner, ähnlich dürr wie sie, mit einem uralten Sattel gegurtet und mit einer Trense gezäumt, trottete hinter ihr drein.

„Guten Morgen, Grigoleitsche!" grüßte Gottfried. „Alles gut beiwege?"

„Jawohl, gnä' Herrche," antwortete die Frau. „Ich wollte gerad' dem Rappchen mit dem Stern Wundsalbe aufstreichen. Es hat sich am Zaun gerissen. Ist zu wild, das Pferdchen. Aber der Riß heilt gut. Wird keine Narbe bleiben."

Der Gutsherr nickte: „Na, das tun Sie mal!" Zu Herbert gewandt fügte er hinzu: „Nun paß mal auf! Nun wirst du etwas vom Umgang mit Tieren erleben!"

Die Wärterin zwängte sich gewandt zwischen dem Stacheldraht hindurch und betrat die nächste Koppel, die der Zweijährigen. Die Fohlen waren soeben spielerisch davongaloppiert. Ruhig geworden hatten sie sich zerstreut und begannen nun einzeln oder paarweise zu weiden. Da lockte sie mit heller, hoher Stimme: „Hietscherche! Hietscherche! Hietscherche!" Wie man sonst Hühner und Tauben zu rufen pflegt, lockte sie die Fohlen. Und die Tiere hoben eines nach dem andern den Kopf, setzten sich in leichten Trott und kamen heran, bis sie allesamt einen Kreis um die Frau bildeten. Fragend glänzten ringsum die Augen, und die Nüstern sogen begierig die Luft ein.

Nun erst kehrte sich die Grigoleitsche zu dem Rappen, der ihrer Hilfeleistung bedurfte. Er befand sich durchaus nicht in der vordersten Reihe, sondern hielt sich weit hinten. „Komm, komm, mein Rappche!" schmeichelte sie halb singend, halb sprechend. „Du mein Rappche mit dem silbernen Stern auf der Stirn! Du mein hübsches kleines Pferdche! Komm, komm!" Da war es, als werde der Rappe gleichsam von einem Magnet angezogen. Er drängte sich nicht gern nach vorn, aber er mußte dem Rufe folgen. Schnaubend und zitternd stand er schließlich vor der Frau. Sie aber blies ihm sanft in die Nüstern und redete immerfort zu ihm, wie zu einem Liebsten. Dazu rieb sie ihm leise die Salbe auf die Wunde in der Schulter. Es schmerzte und brannte; der Rappe zuckte zusammen. Aber er blieb gehorsam. „Mein gutes Pferdche!" lobte die Frau. „Mein hübsches Pferdche du!" Endlich jedoch reckte sie sich empor und klatschte in die Hände. Da waren die Fohlen allesamt wie von einem Bann erlöst, und geradezu jauchzend flohen sie davon.

Herbert hatte mit offenem Munde zugeschaut, Gottfried

aber lachte vergnügt. „Grigoleitsche," sagte er, „das macht Ihnen keiner nach!"

Die Wärterin aber erwiderte bescheiden und dennoch stolz: „Oh, gnä Herrche, es ist kein Kunststück, wenn man sie kennt wie ich."

„Na, meinetwegen. Ich jedenfalls bin froh, daß ich Sie habe, Grigoleitsche! Und wo sind Ihre Jungens?"

Die Frau wies nach dem andern Ende der Weidegärten: „Dort unten. Sie rammen die Pfähle vom Zaun fester. Die Pferdchen sind gar zu wild, da kann der Zaun nicht fest genug sein. Wenn sie einmal ausbrechen, laufen sie uns am End' ins Polnische rein. Da sehen wir keines von ihnen wieder."

Imme nahm seinen Gaul zum Weiterreiten heran. „Ich hab' noch etwas mit Ihnen zu reden, Grigoleitsche," sprach er. „Ich komme übers Vorwerk bei Ihnen vor."

„Ich werde da sein, gnä' Herrche." — —

Das Vorwerk lag auf der Hochfläche inmitten eines alten Rundwalles. Wind und Wetter hatten ihn fast vollständig eingeebnet. „Unter der Ordensherrschaft mag es eine Art Außenwerk, ein Kastell mit einem Wartturm gewesen sein," sagte Gottfried. „Die eigentliche Befestigung war aber die Wasserburg unten an der Sorpafurt."

Herbert hob sich im Sattel und betrachtete das Gehöft. „Häßlich, wie du verkündetest, sieht es aber ganz und gar nicht aus", versetzte er.

„Laß uns nur erst näher kommen!"

Auf den Böschungen des Walles hatte sich Rot- und Weißdorn angefunden. Es nahm sich hübsch aus, wie die Dächer und Giebel der einzelnen Gebäude grau und verwittert aus der dichten Hecke hervorlugten. Je mehr dann aber die Mauern aus dem Grün hervortraten, desto jammervoller enthüllte sich ihre Blöße. Windschief und von Rissen durchzogen standen sie da, und an ihrem Fuß wucherten Holunder und

Brennesseln. Der Kalkbewurf war längst abgebröckelt. Besonders eine große Scheune neigte sich unter der Last des mächtigen Ziegeldaches gefährlich zur Seite; sie war mit drei breiten gemauerten Futterpfeilern gestützt. Oben auf dem Giebel befand sich ein Storchnest; es war verlassen.

„Da hast du es," sagte Gottfried, „die Störche wissen Bescheid und haben schon vor ein paar Jahren abgebaut."

Herbert schüttelte ernsthaft den Kopf. „Das ist wie Tag und Nacht, jenseits Sorplauken und hier das Vorwerk," verwunderte er sich. „Nimm mir's nicht übel, Gottfried, aber ich muß dir bekennen: hier sieht es sozusagen polnisch aus."

Der Gutsherr nickte trübe. „Ja," antwortete er, „im Grunde warten wir nur darauf, daß die ganze Anstalt eines Tages abbrennt. Aber mein guter Dröge meint, hier könne man ein brennendes Streichholz unbesehen in dürres Stroh werfen, und es gebe nicht das mindeste Feuerchen. Es liegt auch noch an etwas anderem. Es ist ein Aberglaube, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Keiner von uns Immes vermag hier Wandel zu schaffen. Mein Großvater nicht, mein Vater nicht und ich auch nicht. Es bringt Unglück. Mein Großvater wollte bauen, da kam die Cholera. Mein Vater wollte ein Gestüt einrichten, da verlor er in der Gründerzeit sein Barvermögen. Und ich? Unten in der Forst liegt das Holz für den Neubau seit mehr als einem Dutzend Jahren; ich hatte es schlagen lassen. Da kam der Krieg und was er für mich mit sich brachte. Tante Klarisse rät, ich solle das alte Eulennest unbewohnt verfallen lassen. Vielleicht hat sie recht."

Vom Vorwerk her schallte ein wüstes Hundegebell. Als die beiden Reiter in den Hof einbogen, wollte sich das Tier, ein großer schwarzer Doggenbastard, fast an seiner Kette erwürgen. Ein paar Enten und drei Läuferschweine schnüffelten im Dünger herum. Vor dem Wohnhaus, das sich noch am besten gehalten hatte, krochen vier Kinder in der Sonne. Das

älteste mochte sieben Jahre haben, das jüngste kaum eines. Es hatte sein Hemdchen verloren und war vollkommen nackt.

„Wo ist der Vater?" fragte Gottfried. „Oder die Mutter?"

Das Kind glotzte mit seinen runden, blanken Augen und steckte den erdigen Finger in den Mund. Schließlich wiederholte er die Frage auf polnisch. Da zeigte es nach dem Ausgang des Hofes.

„Das wollen Rückwanderer, Deutsche sein!" grollte der Gutsherr. „Komm, Vetter. Hier riecht es nach Veränderung, und zwar will ich sie bald bewirken!"

Der Hund bellte währenddessen immerzu wie rasend. Die Schweine schrien, die Enten flatterten auf, und die Pferde scheuten und bäumten sich. „Was haben sie sich da für eine wilde Bestie zugelegt?" zankte Gottfried. „Haben sie soviel Angst um ihre paar Lumpen?" Als sich sein Wallach gar nicht beruhigen wollte, gab er ihm ein paar kräftige Sporen und schoß mit einem Galoppsprung aus dem unwirtlichen Hofe hinaus.

Draußen preschte gerade auf ihrem hochbeinigen Braunen die Grigoleitsche vorüber. Sie saß wie ein Mann im Sattel und trieb ihren Gaul mit dem Zügelende an. Das Kopftuch war ihr in den Nacken geglitten, und wirre Haarsträhnen flatterten ihr um die Schläfe.

„So etwas gibt es hier?" staunte Herbert.

„Ländlich, sittlich," erwiderte der Vetter. „Die Frau des Dönhoffschen Oberförsters, die manchmal bei uns einspricht, ist in Bayreuth gewesen und nennt sie Kundry. In Ostpreußen wird sie mitnichten die einzige sein, die so zu Pferde sitzt."

Er wies mit dem Reitstock auf ein kleines Anwesen, das sich an den rückwärts nach der Sorpa zu abfallenden Abhang des ‚Berges' schmiegte: „Dort wohnt sie übrigens. Eher idyllisch, als romantisch."

Das alte Holzhaus mit dem Strohdach war ganz niedrig, aber es hatte saubere weiße Wände und helle, blinkende Fenster.

Senkrecht dazu waren zwei Flügel gestellt, ein niedriger alter Stallschuppen und ein neueres, mit Dachpappe gedecktes Gebäude.

„Die Dachpappenbude ist der Krankenstall," erklärte Gottfried. „Sie fällt ein bißchen aus dem Stil. Aber was kann man tun? Billig sollt' es kommen, und sie dient ja nur für den Sommer."

Herbert zuckte die Achseln. „Sie ist nicht schön," erwiderte er, „aber sie schadet auch nicht viel. Das ganze Anwesen fügt sich trotzdem merkwürdig gut in die Landschaft."

„Es ist die Wasserstelle des Kastells," versetzte der Gutsherr. „Früher, zu den Ordenszeiten, soll dort eine große Zisterne gewesen sein. Jetzt haben wir eine Quelle mit ausgiebigem Wasser dort. Ich habe sie für die Fohlen an der Rückseite der Weidegärten entlangleiten lassen. Wenn sie Durst haben, laufen sie über den Hügelrücken herüber und saufen. Und spaßhaft: dieses Wasser schmeckt ihnen so gut, daß sie sich noch jahrelang darauf besinnen. Sieh nur, wie unsere Pferde nach dem Trog drängen. Sie sind alle beide auf dem Berg gezogen. Das ist nicht simpler Durst, das ist eine Erinnerung und ihre Macht."

In der Tat strebten die beiden Pferde nachdrücklich dem Troge zu, in den das Wasser aus einer eisernen Röhre gluckerte, um hernach in tönernen Rinnen wieder abzulaufen. Die hagere Alte war in die Tür getreten; sie hatte einen Rock angezogen und nahm, während die Reiter absaßen, die Zügel entgegen. Die Pferde rieben die Köpfe an ihr und wieherten leise. Sie aber führte sie zur Tränke und sprach dabei mit ihnen. Besonders mit der zierlichen Fuchsstute trieb sie ihr Wesen. „Mein goldenes Puppche," sagte sie, „kommst du auch wieder einmal zu dein' Mutterche? Komm, trink, du hübsches Marjellche! Trink dich satt! Und du auch, mein Großer! Mein Starker!"

Sie schlang die Zügel in ein paar Ringe, die in den Trog eingefügt waren, und kehrte sich den Reitern zu: „Ein Glasche Milch unter die Linden, gnä' Herrche?"

Gottfried nickte: „Ja, Grigoleitsche, das wird uns nicht schaden." Damit schritt er den vier großen Linden zu, die dicht vor dem Hause ihre Kronen zu einer Kuppel zusammenschlossen. Herbert versuchte vergebens, ihm zu folgen. Schließlich blieb er dort stehen, wo er sich hatte aus dem Sattel fallen lassen. „Vetter," lachte er plötzlich, „ich bin stocksteif. Ich kann keinen Schritt tun."

Der Gutsherr trat zu ihm. „Ach Gottchen," klagte er, „das hätt' ich wissen müssen! Du hast wahrscheinlich seit Jahr und Tag auf keinem Gaul gesessen?"

„Zwei oder drei Jahre hab' ich allerdings nicht mehr geritten."

„Und nun noch die lange Krankheit!"

Gottfried schlug sich vor die Stirn: „So etwas kann einem aber nur in Ostpreußen passieren! Na, es ist nicht schlimm. Es ist ein wenig unbequem und tut ein wenig weh. Morgen ist es zur Hälfte, übermorgen ganz weg. Komm, nimm meinen Arm! Und ich schicke dir den Jagdwagen herüber. Bis er kommt, legst du dich ins Gras in die Sonne."

Vom Vetter geführt, durcheinander lachend und scheltend, tappte Herbert zu den Linden vor und sank stöhnend in einen altertümlichen Korbstuhl, den die Grigoleitsche geschwind herbeigeschafft hatte. Im Sitzen war es ihm sogleich behaglicher. Er schaute zufrieden auf die Landschaft hinaus. „Dort unten fließt die Sorpa," sagte er. „So ist dies dann also die Kehle des Brückenkopfes?"

„Wenn du es durchaus militärisch betrachten willst, ja."

„Und da, wie du sagst, keine Kommission euch auflegen kann, Berge zu versetzen, so ist alles in Ordnung?"

Gottfried war aufgestanden und hatte sich gereckt. „Gottlob," antwortete er, „soweit ist alles in Ordnung."

Die Grigoleitsche trug Milch heran, kühle weiße Milch in blaugrünen gegossenen Gläsern, und auf einem ähnlichen Teller ein paar Schnitten schwarzen Roggenbrotes. Aber erst deckte sie ein grobes weißes Tischtuch auf.

„Sieh doch," staunte Herbert, „was für ein sonderbarer Tisch! Ein Mühlstein! Ein alter Bursche! Wo kommt der her?"

„Oben vom Berg," erwiderte Gottfried. „Bis zum Jahre 1807 stand dort oben eine Windmühle. Damals haben sie die Franzosen verbrannt."

„Und als Fuß dient ein Baumstumpf!"

„Warum nicht? Da gibt es kein Rucken und Wackeln. Und die mittelste Linde kam ohnedies im Schatten der anderen nicht recht fort."

Die beiden Gäste aßen von dem Brot und tranken von der Milch. „Zum Segen, gnä' Herrche!" sagte die Frau.

„Nun, Grigoleitsche," fing danach Gottfried an, „das wollt' ich Sie fragen: was sind das für Leute, die Franzkis auf dem Vorwerk?"

„Ach du mein Gottchen, gnä' Herrche," antwortete die Frau, „was soll ich dazu sagen? Wir haben keine Nachbarschaft gesucht mit ihnen und die vom Vorwerk nicht mit uns. Aber das soll wahr sein: die Kinderchen sprechen nicht ein Wortchen Deutsch und die Eltern auch nicht. Gott behüte, gnä' Herrche, es sind am Ende Pol'sche."

Der Gutsherr runzelte die Stirn. „Die Frau ist Polin," versetzte er. „Das hat mir der Franzki selber gesagt. Darum eben wollte er als Instmann angesetzt sein, daß die Kinder Deutsch lernen müßten. Aber er soll nur auch selber Deutsch sprechen zu Hause!"

„Entschuldigen, gnä' Herrche, dort auf dem Vorwerk — es soll nichts Schlechtes sein, was ich sage, — aber der Mann hat dort wohl nuscht zu reden."

Imme lachte. „So einer ist der Franzki? — Na, Dröge

soll sich ihn mal vorbinden. Aber ob's was hilft? Und noch eines, Grigoleitsche. Was ist das mit der Anni, die drüben auf dem Hof Hausmädchen ist?"

Die Frau schwieg eine Weile. „Mit der ist es auch nicht das Richtige," sprach sie dann. „Mit meinen leiblichen zwei Augen hab' ich gesehen, wie die Franzkische der Marjell den Rock geküßt hat und um sie gedienert hat, wie ich nicht vorm gnädigen Herrchen. Und man ruft sich im Vorbeigehen ein Wortche zu, und wie die Antwort kommt, daraus sieht man es. Die Marjell ist hochmütig. Sie ist zu fein für unsereins, gnä' Herrche."

Herbert hatte nur lässig auf das Gespräch gehört. Wennschon auf eine überaus wohlige Art, war er sehr müde und hätte sich am liebsten lang ins Gras gelegt. Jetzt warf er gleichwohl ein: „Sagtest du nicht selbst, sie sei herrschaftliche Zofe in Warschau gewesen?"

„Mag sein," gab Gottfried zu. Die Frau aber beschied er: „Es ist gut, Grigoleitsche. Und tragen Sie es nicht breit bei den Leuten, daß ich Sie nach den Franzkis gefragt habe."

„Oh, wie könnt' ich, gnä' Herrche!" verwahrte sich die Frau. Damit küßte sie den Herren mit einem „Schön Dank für den Besuch!" die Hand und ging ins Haus.

Die beiden Vettern blieben zurück, schweigend alle zwei. Nach kurzer Frist war Herbert ganz ernsthaft und fest eingenickt. Er saß sicher und weich in dem bequemen Stuhl. Warm und lind strich die Luft vom Fluß her den Hang herauf; es konnte ihm nicht Schaden bringen, wenn er eine Stunde oder auch zwei verschlief.

Gottfried musterte ihn still. Wie ein Jüngling war er anzusehen, trotzdem er der Vierzig näher sein mußte als der Dreißig. Jetzt mochte er noch von der Krankheit geschwächt sein, aber er war doch offenbar auch in seinen gesündesten Zeiten nur schmal und zart von Gestalt gewesen. Es hatte wohl eine gewaltige Willensanstrengung dazu gehört, mit diesem

Körper den Beruf eines Seeoffiziers auszuüben. Fast schien es leider, als habe der Krieg diese Kraft erschöpft. Denn um Stirn und Augen lag es wie eine unheilbare Ermattung, und das hatte mit der Krankheit nichts mehr zu tun. Es war ein Zug, der untrennbar zu dem jetzigen ganzen Wesen des Menschen gehörte. Um so lebhafter zuckte und witterte es um den Mund: ungestüm, trotzig, beinahe weinerlich zuweilen. Es war wie bei einem Kind, das haben will, haben muß; sonst schreit es und stampft mit den Füßen. Und plötzlich huschte wieder ein Lachen und Leuchten über das Antlitz, übersonnte und überstrahlte alle Schatten.

Ein lieber, liebenswürdiger, sehr nervöser Mensch, urteilte Gottfried bei sich. Er schämte sich ein wenig, daß er Herbert gleichsam wie ein heimtückischer Sachverständiger aus dem Hinterhalt so sorgfältig auf seine Eignungen hin betrachtete, aber er fühlte eine Verantwortung auf sich lasten. Gerade hier im Freien, angesichts der fetten besonnten Wiese und angesichts des Gutshofes von Sorplauken drüben auf dem andern Sorpaufer mit den herangrünenden Feldern und den braunen Brachen spürte er die Mahnung der Erde, die nach einer treuen, verläßlichen und erfahrenen Hand und Pflege verlangte. Deutlich vernahm er die leise Stimme. Wer hier auf dem Lande fruchtbringend wirken wollte, mußte sich auf lange Zeiträume und auf stetiges, gleichmäßiges Schaffen, nicht auf Tage oder allenfalls Wochen und eifrige Launen einstellen können. Herbert war ein erdfremder, entwurzelter Mann, er selbst aber war mit dem Boden aufs engste verwachsen und spürte auch, wie sich ihm immer wieder die Kraft der Erde willig mitteilte.

Behutsam stand er auf und reckte sich. O nein, so alt, wie er sich zuweilen geglaubt hatte, war er denn doch noch nicht, und sicherlich war es das Beste und einzig Richtige, wenn er in Sorplauken die Zügel führte, solange er es vermochte, und späterhin nach ihm Söhne und Enkel, die ihm glichen.

Er rief die Grigoleitsche vor die Tür und empfahl seinen schlummernden Gast ihrer Obhut. Dann ritt er mit dem Versprechen, zur Mittagszeit den Jagdwagen zu schicken, hinüber nach Sorplauken.

Madsen holte seinen Herrn ein. Der brave Mensch war zuerst aufs höchste besorgt und meinte allen Ernstes, die Krankheit sei zurückgekehrt. Herbert aber war so fröhlich und, obwohl er keinen Schritt ohne Schmerzen gehen konnte, so frisch, daß auch der Diener sich zu beruhigen begann.

Während der Mahlzeit kam der Liegestuhl wieder einmal zu Ehren. Herbert ließ es sich gern gefallen, in ihn gebettet zu werden. Er hatte ohnehin gar keinen Hunger. In der Langeweile des Wartens hatte er drüben bei der Grigoleitschen das schöne schwarze Roggenbrot bis auf die Krumen aufgegessen und noch um ein zweites Glas Milch gebeten. Er schaute den anderen lieber beim Speisen zu. Anni, das Hausmädchen, das Französisch verstand und von dem letzthin soviel die Rede war, reichte die Schüsseln. Sie tat es gewandt und flink; man merkte sichtlich, daß sie in guten Familien gedient hatte. Zum ersten Male betrachtete er ihr Gesicht. Es war schmal und zart, gar nicht ländlich und rotbäckig, sondern blaß, von einem matten, etwas gelblichen Weiß. Die Nase war fein und gerade, der Mund sehr klein und sehr rot. Die Augen mochten dunkelgrau sein; wie mit einem dünnen Pinselstrich waren die schwarzen Brauen darüber gezogen. Das Haar war blond; sie trug es am Hinterhaupt in einem schweren Nest von Flechten. Wenn sie die Speisen darbot, hielt sie gemeinhin die langen Wimpern gesenkt. Bisweilen aber, etwa wenn die Urtante, nach ihrer schwatzhaften Gewohnheit, während des Zulangens eine längere Bemerkung zum besten gab, schlug sie die Augen voll zum Himmel auf, wie in einer Anklage, und ihre Lippen schürzten sich bitterböse und höhnisch.

Herbert war trotz seiner schmerzenden Glieder in viel zu

rosiger Laune, als daß er diese Mienen sonderlich tragisch genommen hätte. ‚Ja, ja,' dachte er behaglich vor sich hin, ‚ein jeder Stand hat seine Last. Hilft nichts! Damit wirst du dich wohl oder übel abfinden müssen, niedliche Kleine!' Und er sah mit einem wohlgefälligen Lächeln hinter ihr drein, wie sie zierlich und schlank im Saale verschwand.

Nach der Mahlzeit ließ er sich von Madsen die Treppe hinaufbugsieren. Er wollte sich den Nachmittag über langlegen und hoffte, dann die Nachwehen des Reitens überwunden zu haben.

„Soll ich Herrn Baron auskleiden?" fragte Madsen.

Herbert schüttelte den Kopf. „Unsinn!" antwortete er. „Bin ich ein kleines Kind?" Da klappte Madsen die Hacken zusammen und ließ ihn allein.

Herbert schritt mühselig, einem erwachenden Gedanken zunächst noch unbewußt folgend, auf das Bild zu, das seinem Bett gegenüber an der Wand hing, und gemäß der Erzählung der Urtante eine Geliebte des Marschalls Geoffroy Imme darstellte. Er faßte es scharf ins Auge. Anfangs war er sich noch nicht klar über seine Empfindungen, plötzlich aber wurde es hell in ihm; das war dasselbe schmale Antlitz, dieselbe mattweiße Haut, dieselben Augen, dieselbe feine Nase, der kleine und sehr rote Mund, das Haar, — das war Anni, das Hausmädchen, das soeben am Tisch unten im Saal aufgewartet hatte.

Und es war gar nicht verwunderlich, daß sie Französisch verstand; das Gegenteil vielmehr wäre erstaunlich gewesen.

VII

Herbert Immes Tagebuch.

Dienstag. — Was will das nun besagen? Das Bild meinem Bett gegenüber und diese Jungfer oder Zofe, die unten im Saal serviert, ähneln einander so, daß man sie für

ein und dieselbe Person halten könnte. Heute abend hab' ich nochmals verglichen, und es bleibt dabei.

Aber das Bild ist vor 150 Jahren gemalt. Einmal steht die Jahreszahl in der Ecke, und dann deutet auch die Malweise darauf hin. Es ist auch nicht das Äußerliche allein, das den Eindruck der Identität hervorruft, sondern wie jeder Mensch und jedes Bild seinen eigenen Rhythmus hat, so ist vor allem der innere Rhythmus dieses wirklichen und dieses gemalten Menschen derselbe. Das ist am merkwürdigsten. Die Idee von dieser Ähnlichkeit hat schon lange in mir geschlummert; jetzt ist sie wach.

Und ich habe sie liebgewonnen, diese Idee. Ich fühle mich mindestens dem Bild auf eine heimliche Weise angenehm verbunden.

Dieser Anni? – Nein! Oder doch, ja. Denn sie ist ja eins mit dem Bild.

Ich weiß auch, jetzt erst, daß es mir immer schon eine Freude war, sie gehen und sich bewegen zu sehen. Damals bereits, als ich noch im Halbschlaf unten im Garten in meinem Liegestuhl lag, sah ich ihre nackten zarten Fesseln und die blassen bloßen Füße in den schwarzen Schuhen mit einer geheimen Wollust.

Mittwoch, morgens. – Ich habe die vergangene Nacht so tief und fest geschlafen wie wohl noch nie in meinem Leben. Ich hätte gern von dem Bild geträumt und hätte auch ein Recht darauf gehabt, denn bis zum Einschlafen hab' ich mich mit ihm beschäftigt, – aber nichts! Dunkel, samten, weich, unendlich, – herrlich!

Dabei ist in der Nacht ein Gewitter niedergegangen, das sich gewaschen hat, wie Madsen sagt. Es ist dringend nötig für die Weiden gewesen, erzählt er. Er mausert sich hier allmählich buchstäblich zur Landratte.

Abends. – Jetzt weiß ich, warum ich eigentlich hier bin, oder besser, warum Gottfried mich vor Jahr und Tag ein-

geladen hat, hierherzukommen. Ich bin nächst ihm der einzige übriggebliebene männliche Imme, und also eventueller Erbe von Sorplauken.

Die Urtante hat mich darüber aufgeklärt, als ich sie heute vormittag in einem alten, sehr niedrigen, aber sehr beweglichen Wagen spazieren fuhr. Gottfried hat seine verstorbene kränkliche Frau in dem Gefährt kutschiert. Ich war baß erstaunt über diese Eröffnung, und Klarisse nicht minder über mich. Beinahe sah es so aus, als wolle und könne sie nicht glauben, daß ich so ahnungslos hierhergereist sei. Aber es ist doch die Wahrheit. Nein, nein, mit Absichten hierher? Als Erbschleicher sozusagen? — Um Gottes willen!

Ich sagte auch sogleich, ich hätte, so gut es mir jetzt einstweilen behage, gar kein Talent und noch weniger Lust zu einem dauernden Landleben. Dafür sei ich verdorben. Gottfried solle nur wieder heiraten und Kinder zeugen. Ich selber hätte sehr auskömmlich zu leben und würde Sorplauken doch nur verpachten, und das wäre doch jammerschade. — Was man so in der Eile daherredet, wenn die Gedanken sich überstürzen und durcheinanderpurzeln. Nein, nein, nein! Heiraten solle Gottfried so bald wie möglich! Denn der Jüngste ist er auch nicht gerade mehr.

Darin stimmte mir die Urtante lebhaft bei. Sie sieht allen Ernstes den Bestand der Provinz in Frage gestellt, wenn kein Imme mehr in Ostpreußen sitzt. Und dann erzählte sie mir, wie Gottfried Frau und Kinder, zwei prächtige Jungen, verloren hat. Sie war zum andern Male erstaunt, daß ich gar nichts davon wußte, da mir doch die Anzeige sicherlich zugesandt und die Geschichte damals, 1916, durch alle Blätter gegangen sei. Damals, 1916! Damals legte man schwarzgeränderte Briefe nur zu oft ad acta, und wer weiß, wo es mich damals gerade umgetrieben hat!

Die Frau also war zierlich und zart. Solche Bären und Enakssöhne wie Gottfried verlieben sich ja öfters in Fili-

grandamen, was dann beim Kinderbekommen seine Anstände mit sich bringt. Aber zwei Knaben waren da, prachtvolle, gesunde Bengels. Da muß im Frühjahr 1916 ein russischer Flieger, der seinen Kurs im Nebel radikal verloren hatte, drüben bei Pillwischken, in der Unglücksgegend, notlanden. Es gibt ein paar verstauchte Knochen, sonst läuft alles gut ab. Die beiden Russen ergeben sich ohne weiteres. Zu dem Flugzeug aber wird aus dem Städtchen eine Wache kommandiert, vom Landsturmersatzbataillon, halblahmes, halbblindes und halbblödes Kroppzeug. Gewehre scharf geladen, strenge Instruktion für die Posten, zu schießen, wenn auf dreimaligen Anruf nicht geantwortet wird. So kommt es. Den beiden Jungens, elf und neun Jahre alt, ist das feindliche Flugzeug Lebensinhalt. Sie dürfen es bei Tage besehen und befühlen, und beschließen, abends in der Dämmerung einen Indianerüberfall auf den Russen zu verüben. Sie schleichen heran, — dreimal: „Wer da?!" Die Jungens antworten natürlich als Indianer nicht. Pflichtgemäß feuert der Posten wirklich seine Flinte ab — und trifft! Wider alles Erwarten! Eine grauenhafte Doublette! Der ältere tot, der jüngere lebt noch zwei Tage. Ein paar Monate später, im Herbst, ist auch die Mutter eingegangen. Zuletzt war sie geistig verwirrt. Sie betrachtete den hundsföttischen Zufall als eine Strafe ihrer Sünden und eine Heimsuchung Gottes.

Ein wenig zum Verrücktwerden ist das allerdings. Das ist zuzugeben. Aber ich — Agrarier?! Nein!

Ich werde umgekehrt mal Gottfried auf vierzehn Tage zu mir nach Berlin einladen. Da kann er auf die Brautschau gehen. Da gibt es Mädels die schwere Menge, die zu ihm passen. Das werd' ich tun!

Donnerstag. — Die Lahmheit vom Reiten ist immer noch nicht ganz aus den Gliedern heraus. Aber morgen will ich wieder mal mein Füchschen besteigen.

Sehr hübsch lassen sich hier die Immes begraben. Ich war

heute auf dem Friedhof. Die Urtante hatte mich zwar auf den Gedanken gebracht, aber ich hatte sie glücklicherweise abstreifen können. Der Gottesacker liegt ein paar hundert Meter abseits vom Gutsgehöft und den Insthäusern. Eine Pappelallee führt hin, eine Allee von mächtigen alten Bäumen. Manchmal hat der Sturm eine aus der Reihe gebrochen. Ringsum ist keinerlei Mauer, sondern ein altersgrüner, bemooster Zaun und eine lebendige Hecke. Überhaupt ist keine Gruft oder Kapelle da, nichts von Stein außer den Platten und den Kreuzen auf den Gräbern. Die Immes liegen alle beieinander und haben alle schlichte schräggestellte Platten mit Namen und Geburts- und Sterbetag darauf; einzelne tragen auch einen Spruch. Der Feldmarschall ganz allein hat auch alle seine Titel. Die beiden Söhne Gottfrieds, Gottfried und Wilhelm, sind zusammengebettet.

Die Gräber der Beamten und Instleute sind bunter und haben mitteilsamere Inschriften. August Grigoleit zum Beispiel, offenbar der Mann der Fohlenwärterin, ist ‚aus dem Hinterhalt von Mörderhand erschossen'. Dies geschah im Sommer 1919. Und noch grausiger klingt es: ‚Emma Simoneit, geborene Bailatis, und Karl Simoneit, ein Jahr alt, im Forsthaus Pillwischken von unbekannten Mordbuben verbrannt im August 1914'. Was sind das für Tragödien! Sollte wenigstens das letzte Verbrechen nicht von Russen im Krieg begangen worden sein? Auf der Rückseite des Steines steht: ‚Auge um Auge! Zahn um Zahn!' Simoneit ist der Förster, der mich mit Madsen aufgefunden hat. Das klingt ganz nach Wildwest. Dabei bin ich doch nach Osten gereist!

Ich werde Madsen danach fragen; der weiß hier Bescheid, als ob er schon jahrelang im Lande wäre.

Aber es ist herb und schön dort auf dem Friedhofe. Nicht so abgeschieden und heimlich wie allerorten, denn der Wind hat Zutritt und wühlt immer in dem Laub der Pappeln, aber dennoch ist es voller Frieden und allem Windwehen zum Trotz

ruhig und still. Es soll kein Spott sein: leben möcht' ich auf die Dauer nicht in Sorplauken, aber begraben sein — das wäre nicht übel, wenn es einmal soweit gekommen ist.

Das Friedhofsgehölz setzt sich weiterhin fort bis zu einem kleinen Tal, in dem die Tränkstätten für die Weidegärten des Rindviehs liegen. Ich bin an dem Gatter entlanggegangen; Dröge, der Administrator, hat mich dabei belehrt. Es sind an die 250 Stück — Dröge sagt ‚Haupt' — Rindvieh. Alle schwarzweiß, das Jungvieh von den Kühen getrennt. Aber alles Damen. Die männlichen Kälber werden meist verkauft; nur wenn sie besonders schön ausgefallen sind, werden sie zur Zucht großgezogen. Dröge führt mich auf dem Hof zu den Bullen, die die Herde mit Nachkommenschaft versorgen. Sie werden immer im Stall gehalten. Das sind Burschen! Fabelhafte Kerls! Ich dachte immer an den Minotauros, von dem in meinem Sagenbuch geschrieben stand, er habe aus den Nüstern Feuer geschnaubt. Wenn diese hier prusten, fliegt die Spreu weithin, und wenn sie irgendwie ungeduldig die Streu mit ihren kurzen Beinen stampfen, wird man an eine Urkraft erinnert.

Übrigens Dröge, der Administrator! Er ist Hauptmann der Reserve der Feldartillerie und steht doch auch in Gottfrieds Diensten. Wie der kleine, dicke Mann sich in diese Ordnung einfügt, mit welch feinem Anstand er ‚dient' und dennoch seine ganze Manneswürde behält, das ist bewundernswert. Man muß aufmerken, um an Takt nicht zurückzubleiben. Gottfried versteht das ausgezeichnet, ich — aus Groß-Berlin! — bin den Umgang mit solchen freien Dienern nicht ganz gewohnt und muß aufpassen. Kameradschaftlich ist dieses Verhältnis, eine Kameradschaft der Arbeit. Und wie dann wieder Dröge am Weidegarten absaß und zu mir, der ich zu Fuß war, trat, — famos!

Meine Freundin Hussa, die Hündin, die mich verbellt hat, war mit von der Partie. Sie kennt mich gut, aber sie wedelte

nur schwach. Sie hatte die blasse Angst vor dem Jungvieh, das sich in einem dichten Ballen an den Zaun drängte und nach dem Hund äugte. Dazu brüllten sie dumpf und drohend. Dröge hat es erlebt, daß ein armer Köter von den Färsen zu Brei getrampelt worden ist.

Nachts. — Heute beim Abendessen geschah es mir, daß ich mich ein wenig vergaß und Anni, die mir gegenüber eine Schüssel reichte, länger und schärfer anschaute, als es sich eigentlich schickt. Sie spürte es und reagierte auf eine Weise, die mir ein neues Rätsel aufgibt. Sie hat die Maske einer Dienstperson nur vorgebunden, das ist klar. In Wirklichkeit ist sie die andere. Natürlich nicht das Original des Bildes, — aber könnte sie nicht eine Nachfahrin jener Frau sein? Sie hat auch feine, schlanke Hände, wie ich beobachtete, und die Nägel sind blank poliert. Die Urtante grollte ja auch einmal: „Das affige Ding wischt morgens in Handschuhen Staub!" Sie verstellt sich im ganzen recht gut, nur ihre Augen hat sie nicht in der Gewalt.

Als ich sie so fixierte, konnte sie als Dienstmädchen und Frauenzimmer erschreckt und schämig tun, sie konnte blöd und albern tun, kichern, am Ende auch kokett und verheißend tun, sie konnte meine Herausforderung ehrlich-entrüstet oder spöttisch-gerissen ablehnen oder auch darauf eingehen, — aber nur eine Dame konnte mich so kühl und so gelassen ansehen, wie sie es tat, so selbstverständlich überlegen und so nichtachtend, daß ich die Augen niederschlug. Wieder fiel mir dabei die Ähnlichkeit des Rhythmus auf, den sie hat und den das Bild hat. — — —

Seit dem neulichen Gewitter liegt eine unsägliche Schwüle in der Luft. Sie ist im Blut lebendig und macht zugleich schlaff und aufgeregt. Namentlich des Abends steigert sie sich. Immer drohen dann ferne Gewitter, aber niemals kommt eines heran. Man hat eine wahrhafte Scheu davor, sich ins Bett zu legen. Ich sitze stets noch stundenlang in

meinem Fenster. Unten im Garten ist der Flieder dahin, aber der Jasmin duftet um so toller.

Am Freitag. — Ich habe Gottfried endlich gefragt, wen das Bild in meiner Stube vorstelle. Ich mußte mich regelrecht dazu zwingen, denn im Grunde wollte ich es gar nicht wissen. Es wäre mir viel lieber gewesen, noch länger im Dunkeln zu bleiben. Gottfried lachte. Er hat sich verwundert, daß ich nicht schon längst einmal nach der ‚schönen Polin' gefragt habe. So heißt das Bild in Sorplauken. ‚Sie' ist in der Tat die Geliebte des Feldmarschalls Imme gewesen, ein Fräulein Ludmilla von Zgarska, das der alternde Herr unmittelbar aus der Lehmkate einer gänzlich verarmten Schlachtschitzenfamilie zu sich auf sein Schloß im Kreise Bialystok genommen hat. Es wurde anstandshalber mit einem Vetter gleichen Namens verheiratet, unter dessen Flagge auch die Kinder segelten. Gottfried sagt, die Frau von Zgarska sei noch zur Zeit der polnischen Herrlichkeit von Napoleons Gnaden eine berühmte Schönheit gewesen. Die Familie Zgarska existiere heute noch und gelte für fanatisch nationalistisch. Und heute noch singen die Sorplauker Marjellens eine Ballade von unzähligen Versen, in denen die ‚schöne Polin' einem noch schöneren Geliebten entsagt und sich einem Kaiser hingibt, um durch ihr Opfer die Freiheit Polens zu erkaufen. Die Verwechselung mit Marie Walewska ist offensichtlich.

Der Husar über meinem Bett steht aber zu Ludmilla Zgarska in keinerlei Beziehung. Er ist ein angeheirateter Schwippvetter des Marschalls, der als sein Adjutant gerade im Schloß anwesend war, als der Maler sich bei den Damen betätigte. Er wurde sonach im Dutzend mitkonterfeit. Die dicke Person neben der ‚schönen Polin' ist ein anderes Liebchen des Marschalls, eine Kochmamsell aus Berlin. Gottfried erzählt, der Urahn spreche in seinen Briefen stets mit gleichmäßiger Zufriedenheit von ihr, was bei der Polin keineswegs immer der Fall sei; ihre Arme und ihr Busen hätten

es ihm besonders angetan, nicht minder aber das Gänse- und Entenweißsauer, in dessen Zubereitung die Dame eine Berühmtheit gewesen sei. Im ganzen, – mein Herr Urgroßvater hat zu leben verstanden.

Madsen aber erzählt seinerseits, Grigoleit sei eine Art Vorarbeiter, oder, wie man hierzulande sage, der ‚Kämmerer' in Pillwischken gewesen und habe in der Zeit der Abstimmung, als es sich darum handelte, ob das Land deutsch bleiben oder polnisch werden sollte, stets nachdrücklich sich für Deutschland eingesetzt. Eines Nachts, nachdem er in Klaibutten, dem Nachbardorfe, in einer Versammlung gesprochen habe, sei er auf dem Heimweg im Wald meuchlings erschossen worden. – Derlei ist auch in Oberschlesien vorgefallen.

Über Simoneit, den Förster, weiß Madsen nur wenig, obwohl sie sich angefreundet haben. Simoneit ist gleich zu Kriegsbeginn als Oberjäger eingezogen worden. In seiner Abwesenheit ist dann das Forsthaus mit der Frau und dem Kind eines Nachts verbrannt worden, und zwar zu einer Zeit, da Ostpreußen noch durchaus nicht von den Einwohnern geräumt und von den Russen überschwemmt war. Es heiße, Kosaken, die in jenen Tagen von Czechanow vorgestoßen waren, seien die Schuldigen, aber Simoneit behaupte steif und fest, die Brandstifter seien Polen aus der Nachbarschaft gewesen, denen er bei ihren Holzdiebereien stramm auf die Finger gesehen habe und die nun Rache an ihm genommen hätten.

Das ist die Romantik der Grenze, dem 20. Jahrhundert zum Trotz, und auch der Versailler Vertrag hat sie nicht umgebracht. Denn Gottfried mag leugnen, wie er will, – und es ist sogar nur recht und billig, daß er es tut, – aber ich lege meine Hand dafür ins Feuer: so schlicht und nüchtern, wie er es malt, geht es auch jetzt noch nicht hier zu. Es sind vielmehr Dinge im Gange, die uns zum Nutzen dienen und natürlich streng geheimgehalten werden müssen. Es wäre beinahe unnatürlich, wenn es sich anders verhielte. Mein

Bundesbruder hat also keineswegs umsonst geschrieben und gewarnt.

Und merkwürdig: überall spielt der ‚Berg' die Hauptrolle. Ich frage gelegentlich die Leute auf dem Hof: „Na, was wird aber dann, wenn die Polacken kommen?" Da antwortet der Kutscher: „Sie müssen über den Berg, Herr Baron, und dort kommen sie nicht vorbei." Und der Schwerkriegsbeschädigte — er hat ein Bein verloren und geht auf Krücken —, der als Stellmacher tätig ist und dem ich zuschaue, wie er Radspeichen schnitzt, sagt in seinem Platt: „Ja, dann werde ich noch einmal Munition fahren für die Batterien drüben auf dem Berg, wie bei Verdun." Madsen tutet in dasselbe Horn. Er spricht von schweren Haubitzen für den Berg und von riesigen Munitionsstapeln, die irgendwo verborgen seien; aber keiner wisse wo, außer sieben Männern, die durch einen Schwur auf Tod und Leben gebunden seien. Gottfried sei einer davon. Das hat er allerdings von der Wirtschaftsmamsell oder, wie es hierzulande heißt, der ‚Wirtin', mit der er sich angefreundet hat. Gleichviel! Zugegeben auch, daß Gerücht und Gerede emporgewuchert sind, aber sie wachsen dann alle wild von einer wahrhaften Wurzel. Ein wirklicher, tatsächlicher Kern ist vorhanden.

Und der ‚Berg' drüben hat es allen angetan. Sie erwarten Großes von ihm. Fast ist es, als sollte der alte Barbarossa aus ihm hervorschreiten.

Ich denke mir es so: in Schornheim liegen ein Bataillon Infanterie und zwei Batterien Artillerie. Damit kann man schon den Anfang eines Widerstandes leisten. Aber allzuviel ist es wiederum auch nicht, und es besteht doch die brennende Gefahr, daß auf den Brückenkopf nach berüchtigten Mustern ein plötzlicher Handstreich ausgeführt werde, um ein fait accompli zu schaffen. Für diesen Fall wird man sich eben — wahrscheinlich, nein, sicherlich! — auch inoffiziell vorgesehen haben. Wie ich die Leute hierzulande zu kennen

meine, machen sie nicht viel Wesens von so etwas. Aber alles, was sie tun, hat Hand und Fuß. — — — —

Ich habe wieder mit dem Reiten begonnen. Die Knochen schmerzen noch, aber sie gewöhnen sich. Wäre auch schlimm sonst! Ich bin doch noch kein altes Papachen!

Sonnabend. — Es ist der 22. Juni, denn am Montag ist Johannistag, Sonnenwende. Es wird schon immer davon gesprochen.

Gottfried ist zur Stadt gefahren. Ich aber habe mir mein Stutchen satteln lassen und wollte eben planlos losreiten, da begegnete mir Dröge. Weil es mir gleichgültig war, begleitete ich ihn. Erst zu dem Rübenacker. Die Frauen und Mädchen behackten die Pflanzen. In einer Reihe rücken sie langsam über das Feld vor, hinterher der Kämmerer als Aufseher. Es mag zwar kein Vergnügen sein, in der immerhin schon heißen Sonne halbgebückt mit der Hacke zu hantieren, aber sie überarbeiten sich auch nicht. Es geht langsam voran. Ich frage Dröge nach der Franzki vom Vorwerk. Er zeigt sie mir: ein gewöhnliches, uninteressantes, wennschon keineswegs dummes Gesicht mit lebhaften Augen. Sie mißt mich mit einem flüchtigen, glitzernden Blick. Die Marjellens aber sind hier wie überall: wenn eine Mannsperson in die Nähe kommt, stecken sie die Köpfe zusammen und fangen an zu kichern.

Dann geht es zur ‚großen Brache'. Dort wird gepflügt und gedüngt. Des Unkrauts wegen, und „der Boden soll morschen", sagt Dröge. Kabbala. Solche Arbeiten werden hier stets vierspännig verrichtet. Der Gespannknecht sitzt gemeinhin auf dem Stangenpferd in einem ganz primitiven Sattel. Da er aber beim Pflügen selber den Pflug führen muß, wird in den Sattel ein Schuljunge oder auch eine halbwüchsige Marjell gesetzt, die nun die Vorderpferde mit der Peitsche antreiben. Darauf sind die Kinder mächtig stolz.

Der junge Verwalter, ein Neffe Dröges, prescht heran

und meldet. Er ist unzufrieden; die Leute arbeiten ihm nicht schnell genug. Aber der Onkel tröstet ihn lächelnd und heißt ihn mir Franzki zeigen. Ganz Diensteifer, will ihn der junge Mann sogleich heranholen. Aber ich betrachte mir den Rückwanderer aus der Ferne: ein bärtiger, derber Bursche, aber mit einem stupiden Gesicht, seiner Frau entschieden unterlegen. Dabei überlege ich, daß ich im Grunde jetzt, da die beiden Eltern weitab sind, am besten eine kleine Erkundung nach dem Vorwerk unternehmen könnte. Ich verabschiede mich also von Onkel und Neffe und reite über die Brücke, den ‚Berg' hinauf.

Der schwarze Hund tobt wie rasend, als ich mich dem Gehöft nähere. Ich sitze ab und binde mein Stutchen an den Zaun. Die unsauberen Kinder spielen inmitten der Schweine, Enten und Hühner. Ich verlange ein Glas Wasser, — absolutes Kannitverstan! Ich gehe zu der Tür der Kate, — verschlossen! Wirklich ein einfaches Verfahren! Wenn es regnet, kriechen die Kinder mit in den Stall zu den Schweinen und Enten. Durch die Fenster sieht man ärmlichen Hausrat, buntbezogene Betten und einen Tisch mit einer Wachstuchdecke. Merkwürdig: unten, wo man hineinsehen kann, sind keine Vorhänge vorhanden, am Giebelfenster dagegen — jedes Insthaus hat zu ebener Erde zwei Stuben und Küche, die Stiege — Hühnerleiter! — hinauf noch die Giebelkammer, — sind sehr hübsche weiße Gardinen angebracht. Dafür liegt unten, innen auf dem Fensterbrett, eine abgenutzte Puderquaste, schwärzlich von Staub und fleckig über die Maßen, aber eine unverkennbare Puderquaste. Wenn das nicht polnisch ist?

Ich reite nun weiter auf Entdeckungsfahrten aus. Östlich, gegen den Dönhoffschen Besitz hin, liegt Simoneits Forsthaus an einer kleinen Waldwiese. Sehr friedlich. Freilich gerade an solchen Orten begeben sich dann die scheußlichsten Moritaten. Der Förster ist unterwegs, aber sein alter Vater

sonnt sich vor der Tür. Über die Straße hinweg ist inmitten eines Zaunes eine Menge geschältes Rundholz aufgestapelt, von einem großen, bernhardinerähnlichen Hund bewacht. Der Alte gibt Auskunft darüber: schon vor dem Krieg sei es gefällt. Damals hätte Pillwischken neu gebaut werden sollen. Nun liege es immer noch. Aber man könne nicht wissen, vielleicht baue der gnädige Herr eine Feldscheune. Oder die Siedler in Immenwalde würden es brauchen; es verlaute, daß wieder einer sich niederlassen wolle.

Auf meine Frage weist er mich nach der Siedlung. Es ist nicht weit hin. Gerade auf der Grenze zwischen dem Immeschen Besitz und der Domäne ist sie in gegenseitigem Einvernehmen geschaffen. Gottfried erzählte mir bereits davon, aber ich sah sie noch nicht. Die Stellen sind von Anfang an nicht zu klein bemessen, und es sind auch nirgends Städter angesetzt, die etwa den Asphalt satt bekommen haben, sondern vor allem junge Bauernsöhne, tüchtige Instleute, die etwas vor sich gebracht haben, und dergleichen. Hübsche Häuser, wie sie überall im Lande stehen, nur ein Erdgeschoß und im Giebel die Kammern, mit Kalk beworfen und weiß getüncht. Darauf hält Gottfried, daß kein wildgewordener Maurermeister seinen Baukastenwahn an ihnen austobt. Es sieht noch ein wenig kahl aus, aber wenn die Gärten rings um die Häuser herangewachsen sein werden, werden es echte und rechte Bauernhöfe sein, die im Boden wurzeln.

Die Siedler machen einen prachtvollen Eindruck: Menschen mit der Disziplin am Leibe, die der Krieg zur wahren Freiheit ausgestaltet hat, selbstverständliches Unterwerfen unter eine vernünftige Ordnung ohne persönliches Ducken. Es sind viele alte Soldaten darunter, auch ein Torpedosteuermann ist dabei. Und alle scheinen hübsche, gesunde Frauen und Kinder die schwere Menge zu haben. Erfreulicher Anblick! Auch die Felder sind gut imstand. Aber davon versteh' ich nicht viel.

Ich reite sehr vergnügt heim.

Nachmittags. — — —

Gottfried bringt es aus der Stadt mit: spätestens Ende der kommenden Woche wird sich die Investigationskommission auf Sorplauken einstellen. Herr Aubert, der Agent der französischen Botschaft, hat sich eine Blöße gegeben. Sein ‚Diener' möchte gern auf Urlaub, weil die Frau ein Kind erwartet.

„Seien Sie ruhig, Leblanc," hat Aubert ihn getröstet, „in acht oder zehn Tagen sind wir hier fertig."

Gottfried sagt es ganz schlicht, fast spöttisch. Ich habe ihn genau beobachtet: er ist nicht im mindesten beunruhigt dabei. Das könnte mich beinahe irre und glauben machen, es sei wirklich nichts vor den Schnüffelnasen zu verhehlen. Aber ich kann es mir nicht denken. Es ist auch schlechterdings undenkbar! Die beständige Gefahr macht wohl gelassen, so daß man am Ende mit keiner Wimper mehr zuckt, mag die Geschichte auch noch so brenzlich werden.

Bisweilen, wenn ich mir dies alles eingehend überlege, trage ich Sorge, daß Gottfried nur nicht gar zu blind auf die Maßnahmen vertraue, die da getroffen worden sind. Einer, der, wie ich, von außen kommt, sieht die Dinge weit objektiver als diejenigen, die immer mit ihnen in Berührung gewesen sind.

Ich will aufmerken — für ihn.

Sonntag, abends.

Immer mehr werde ich verstrickt. Anni und das Bild — daß sie sich ähneln, nein, daß sie dieselben sind über anderthalb Jahrhunderte hinweg, das mag ein Zufall sein. Aber nun — —?

Absolut, ganz und gar war diese Erinnerung in mir ausgelöscht durch die Lungenentzündung und was ihr vorausging und folgte, nie stieg auch nur ein Schatten davon in meinem Gedächtnis auf, — und mit einmal baut sie sich nahezu wirklich vor mich hin.

Gestern abend bedient Anni nicht bei Tisch, sondern eine Küchenmarjell namens Marga. Ein netter Trampel mit Pausbacken und runden Armen, die rot und weiß gescheckt sind. Sie schüttet die Schmandkartoffeln beim Reichen auf das Tischtuch und schlägt lang hin, wie sie danach um einen Wischlappen zur Tür läuft. „Nanu?" fragt Gottfried lachend. Da antwortet Gertrud, Anni sei für den Abend beurlaubt, ihre Mutter sei in Pillwischken zu Besuch gekommen. Gottfried brummt vor sich hin: „Die möcht' ich mir eigentlich mal besehen." Dann aber fragt er nur: „Wie ist sie denn hierhergekommen?" Gertrud gibt Auskunft: „Mit dem Milchwagen. Und für die Rückreise hat Anni Dröge um Fuhrwerk zum Nachmittagszug gebeten." Damit ist der Fall erledigt.

Ich aber lasse mir heute von Madsen mein Fuchsstutchen satteln, sobald der Preschwagen für die angebliche Mutter drüben aus dem Hof rattert, und reite ihm nach über die Brücke hinüber. Ohne daß ich mich sonderlich zu bemühen brauche, kann ich just den Abschied beobachten. Er spielt sich außerhalb des Vorwerks ab, und der schwarze Hundesatan vollführt einen derartigen Lärm, daß niemand meine Annäherung bemerkt. Die ‚Mutter' will eben auf den Wagen klettern, da kehrt sie plötzlich noch einmal um, küßt ihrer Tochter den Rocksaum — die Mutter der Tochter! — und schlägt das Kreuz über sie. Dann wird sie verstaut. Mit meinen guten Marineaugen sehe ich alles ganz genau. Der Wagen rollt an mir vorüber, — und da fällt mit einem Male der Schleier vom Gesicht der Vergangenheit. Das ist die Alte, die im Schlafwagen mit ihrer Herrin und mir von Berlin nach Königsberg gereist ist und die hernach nachmittags auf dem Königsberger Bahnhof dem jungen Mädchen, dem zuliebe ich in Podszunkehmen ausstieg, das Geleit gegeben hat.

Wer und was ist aber Anni?

Ich reite noch vor bis zum Denkmal. Pfadfinder aus

der Stadt sind dabei, das Holz für das Sonnwendfeuer zu schichten, – hübsche, frische Jungens, die gescheit und höflich auf alle Fragen antworten. Es ist derselbe Schlag wie die Freiwilligen vom Herbst 1914, die in Flandern geopfert wurden, während sie sich bei Lodz sehr gut bewährt haben.

Heimkehrend seh' ich vor mir Anni durch die Wiesen zur Sorpa hinuntergehen; ein schmaler Pfad kürzt die Schleife der Straße ab. Auf der Brücke hol' ich sie ein. Sie ist sonntäglich angetan und hat ein ersichtlich ganz neues Kleid nach modischem Schnitt an. Zum Feiertag hat sie außerdem Strümpfe angezogen, feine, dünne Strümpfe. Es sieht hübsch aus, wie sie geht, freilich ganz berlinisch-großstädtisch. Sie merkt gar nicht, daß ich hinter ihr reite, – denn mein Füchschen schreitet unhörbar im Sand, – und sinnt im Gehen vor sich hin, bis dann ein Hufeisen wider einen Kiesel klingt und sie aufscheucht. Erst hat sie den Unwillen über die Störung auf dem Antlitz, dann aber, in einer plötzlichen Regung, lächelt sie mich geheimnisvoll und sozusagen zweideutig an, um sofort wieder die Augen niederzuschlagen.

Was soll nun das? – – – – – –

Zuweilen, zum Beispiel wie ich jetzt hier sitze und schreibe, zweifle ich, ob ich überhaupt wache. Es ist nicht allein dieser schwimmende und schwebende, schillernde und schielende Fall mit Anni, sondern das ganze Land hat hier oben Eigenschaften, die mir fremd und seltsam groß erscheinen, die an Urzeiten und ihre Verhältnisse erinnern. Es dehnt sich gewissermaßen ewig, immer und immer sich gleich. Hier werden die Entfernungen Wirklichkeit. Selbst wenn man sich des schnellsten Autos bediente, wäre man nicht in ein paar Stunden in Königsberg, wie man etwa in ein paar Stunden von Berlin aus in Hannover, Hamburg oder Leipzig ist. Dafür ist hier auch nichts so bitter eilig und dringend, daß man solcher Hast bedürfte. Und nun vergrößert die Landschaft die Entfernungen noch, weil sie einförmig ist. Dazu kommt die

Jahreszeit. Es wird in diesen Breiten jetzt niemals dunkel. Jetzt ist es zehn Uhr, und ich schreibe ohne Licht. Dann die Tierwelt. Ich kann die runden Köpfe der Käuzchen draußen auf den dürren Ästen der Pappel ganz deutlich erkennen, und wenn man im Tannengang spazieren geht, schwingt sich auf einmal ein riesiger Vogel mit sammetweichem Flug darüber entlang. Das sind Eulen, stattliche Kerls. Tagsüber sitzen sie im dürren Geäst mit spaßhaft-ernsthaftem Gesichtsausdruck und scheinen es übelzunehmen, wenn man zu ihnen hinaufschaut. Mir kommen sie wie Fabeltiere vor. Ich hatte sie ebenso wie den Storch bisher nur in Bilderbüchern oder im Zoologischen Garten gesehen. Aber man wächst merkbar in die Natur zurück. Es ist still und heimlich geworden. Berlin mit seinem Geschwätz und Geschwafel ist weit weg. Man spürt die Erde. Daneben aber hat gerade diese Provinz noch ihre Sonderstimmung voll gesammelter Kraft und Abwehrbereitschaft. Man hat den feindlichen Einbruch bereits einmal erfahren und ist nun auf der Hut.

Wie eine Bestätigung klingt es von der Straße herüber: „O Deutschland hoch in Ehren!" Die Pfadfinder marschieren heimwärts, nachdem sie das Holz für morgen geschichtet und irgendwo abgekocht haben. Und die Marjellens vom Hofe stimmen ein. Die Käuzchen schreien und erzürnen sich darüber. — — — — — — —

Man mag nicht zu Bett. Es ist doch nicht Nacht. Aus dem Garten wallt es mit hundert Düften herauf. Die Rosen sind aufgebrochen, und die Narzissen blühen, der Faulbaum dazu. Es ist schwül und heiß. Und noch immer hell. Von der Wand, von ‚ihrem' Bild leuchten immer noch die lichten Farben, der Hals, die weiche, kühle Brust. ‚Sie' muß schön sein, auf eine besondere Art schön sein, feingegliedert und zierlich wie ein Gebild von Elfenbein.

Und mich dünkt, ich höre sie immer singen, ganz leise, wie einen Vogel im Einschlafen. Ja, unten aus dem Garten

kommen die Töne herauf, voll von dem Odem der schönen hellen Nacht.

Ach! Auch diese schlichte Landschaft hat zwei Seelen, eine klare, gelassene und ruhige Seele, die in sich zufrieden ist, und eine andere voll schmerzlich-süßer Unruhe und Sehnsucht.

VIII

Gleichsam als eine Ergänzung der Nachricht, die Gottfried über die Investigationskommission aus Schornheim mitgebracht hatte, erhielt Herbert Imme am Morgen des Johannistages eine Mitteilung aus Berlin. Ein Radfahrer der Schornheimer Post überreichte ihm den Brief, der ‚eingeschrieben gegen Rückschein' und ‚durch Eilboten zu bestellen' war, in aller Herrgottsfrühe, als er noch im Bett lag. Das Schreiben war in Chiffren abgefaßt, und er setzte sich sogleich im Schlafanzug an den Tisch, um den Inhalt zu dechiffrieren. Je weiter er vorschritt, desto eifriger wurde er. Aber just die Eile war seinem Bemühen abträglich und verlangsamte nur die Arbeit. Endlich war er zustandegekommen. Er überlas seine Niederschrift noch einmal und nickte triumphierend dazu. Darüber mußte dem Vetter wohl oder übel ein Licht aufgehen.

Es war noch nicht Frühstückszeit. Geschwind lief er die Treppe hinunter und traf auch richtig Gottfried in seinem Amtszimmer.

Der Gutsherr nahm den Bericht mit einem erstaunten Blick entgegen. Ehe er aber hineinschaute, sagte er freundlich: „Ich sah den Postboten in den Hof radeln und fürchtete schon, es sei ein Unglück geschehen oder du würdest sonstwie plötzlich abgerufen. Gott sei bedankt, daß es sich um nichts dergleichen handelt!"

Herbert aber drängte, glühend vor Eifer: „Es ist wichtig genug! Lies nur! Lies nur!"

Da setzte sich Gottfried in seinen Stuhl, nahm sein Glas vor die Augen und buchstabierte halblaut die flüchtigen, nur schwer lesbaren Schriftzüge des Vetters vor sich hin: „Lieber Bruder! Hierbei die ausführliche Meldung aus Warschau zum Thema Sorplauken. Voraus bemerkt: die ursprüngliche Verhandlung war streng geheim und fand im Generalstab zwischen polnischen und französischen Generalstäblern statt. Aber einer der polnischen Herren dinierte nachher stark, und chauvinistische Prahlsucht brachte es in Verbindung mit Burgunder und Sekt zustande, daß er sein Schweigegelöbnis und Ehrenwort immer mehr vergaß. Bei jener Besprechung also hat ein Graf R. plötzlich auf der Karte Sorplauken festungsmäßig rot umrändert und, gefragt, warum er dies tue, geantwortet: die Deutschen müßten ‚Hornochsen' sein, wenn sie nicht diesen idealen Brückenkopf, der die Sorpalinie mit den dahinterliegenden lebenswichtigen Eisenbahn- und Wegenetzen unbedingt sichere, irgendwie über das Maß des im Versailler Vertrag Erlaubten zu behaupten trachteten. Er verwette seinen Kopf darauf, daß unter Umständen ein letzter Rest von schwerer Artillerie, mindestens aber außer den für Ostpreußen offiziell gestatteten Maschinengewehren eine ausreichende Anzahl schwerer M.G.s, kurz und gut soviel inoffizielles Kriegsmaterial in oder bei Sorplauken verborgen würde, daß ein Handstreich auf den Brückenkopf — und nur um einen solchen könne es sich nach Lage der Dinge handeln, — vereitelt werden müßte. Denn er wisse vom Jahre 1914 her, — er hat zu Kriegsbeginn ein deutsches Husarenregiment geführt, — wie schwer die Leute in den ersten Gefechten anbissen, und zumal Leute mit der mangelhaften Disziplin des jetzigen Polen. Darum sei es eine notwendige und dankbare Aufgabe für die Investigationskommission, in das Sorplaukener Geheimnis hineinzuleuchten, natürlich mit der gehörigen Vorbereitung, um eine Blamage zu ersparen. Dies scheint dann beschlossen worden zu sein. Wonach zu richten!"

Gottfried hatte gelesen und saß danach eine Zeitlang stumm und nachdenklich in seinem Stuhl. „Ich muß dich abermals enttäuschen, Vetter", sagte er schließlich. „Du meinst natürlich, ich müsse mir jetzt an die Brust schlagen und bekennen: wie hat doch dein Berliner Korrespondent schon neulich recht gehabt! Aber — das vermag ich nicht. In dem Briefe steht abermals nichts, was wir nicht schon wüßten, und was nicht seit langer Zeit in Ostpreußen, in Schornheim und Sorplauken, die Spatzen von den Dächern pfeifen. Über die strategische Bedeutung der hiesigen Gegend braucht uns Graf R. — er heißt übrigens Radianski, und ich kenne ihn, vom alten Heere her, — nicht erst von Warschau aus aufzuklären. Darüber haben zum Beispiel wir zwei erst jüngst drüben auf dem Berg eine ausführliche Unterhaltung gehabt. Und zuletzt — die Investigationskommission ist ja bereits am Werke. Wir erwarten sie täglich. Also Neuigkeiten sind das eben nicht. Im übrigen kann ich dir versichern: es wird nichts gefunden werden, weil nichts zu finden ist!"

„Ich wollte dich nur warnen", stotterte Herbert verblüfft. Er hatte sich in der Tat eine andere Wirkung seiner Dechiffrierung erhofft.

„Dafür dank' ich dir. Aber ich wünschte zugleich auch, dich von diesen Wildwest-Reminiszenzen zu heilen. Mehr noch, ich möchte dich überzeugen! Denn das ist ja alles Unsinn, was da geredet wird. Ich weiß, selbst ganz normale und gescheite Leute beteiligen sich daran, ja, sie erhitzen sich sogar darüber. Es kitzelt sie, in solchen Vorstellungen zu schwelgen. Ein Überbleibsel aus der Zeit, wo sie Indianer oder Räuber und Soldaten spielten. Und die drüben über der Grenze sind ebenso verrannt, freilich aus einem andern Grund. Sie haben ein schlechtes Gewissen, weil sie in überreiztem Eigennutz unserm Lande Unrecht, schlimmes Unrecht tun. Aber sie wissen ja immer noch nicht, wie die Deutschen beschaffen sind. Maschinengewehre und Munition?! Guter Gott, nicht einen

Karabiner könnt' ich auf die Dauer verstecken! Übermorgen wüßte es die Kommission. Dabei sind meine Leute noch lange nicht die schlechtesten. Zur Fürstenabfindung haben nur fünf gestimmt, ein Schlaumeier davon mit ‚nein'. Nun gar schwere Artillerie! Verzeih, Herbert, — das ist zum Lachen, rein zum Lachen!"

Und er lachte, aber durchaus nicht fröhlich; sehr bitter klang es.

Herbert gab sich nicht so leicht besiegt. „Gewiß," gab er zu, „Kanonen lassen sich unmöglich verbergen unter diesen Umständen, aber ich sollte meinen, Maschinengewehre kann man auseinandernehmen und in einem ganz knappen Raum unterbringen. Und die Siedler sind doch auch nicht für die Katz' da!"

„Die Siedler sind da, weil in dieser Gegend, die immer noch reichlich viel Polen hat, gar nicht genug deutsche Bauern sitzen können. Zähle sie einmal zusammen, und du wirst die überwältigende Streitmacht von höchstens anderthalb Gruppen zusammenbekommen."

Gottfried kehrte sich verärgert ab und schien die Unterredung für beendet zu halten. Herbert aber hatte sich in sein Unternehmen verbissen. Diesmal wollte er dem Rätsel auf den Grund kommen. „Und dennoch," beharrte er, „wo Rauch ist, muß ein Feuer sein. Alles ist überzeugt davon, alles stützt sich darauf! Gar mit dem Berge drüben, — der Gedanke hat sich mir aufgezwungen geradezu, — das ist ja wie mit dem Kyffhäuser! Alles erwartet sich ein Wunder davon! Wie Anno 1870: ‚Alldeutschland nach Frankreich hinein!'"

Der Gutsherr stand auf und reckte sich. „Dabei mag es ruhig bleiben!" versetzte er. „Wenn es heißen soll, wie ihr von der Marine sagt, ‚alle Mann an Deck', oder poetischer ‚Allpreußen hinüber auf den Berg', — gut! Wir haben den russischen Einfall gehabt wie Frankreich den deutschen. Freilich reden und schreien wir nicht immer darüber. Aber wir

wollen lieber sterben, als einen polnischen erleben. Das brauchen wir nicht zu verleugnen, und das wollen wir nicht verleugnen. Das sollen sie drüben wissen! Aber das vollzieht sich dann nicht mit Maschinengewehren oder gar Kanonen, die plötzlich irgendwo auftauchen und Wunder tun, sondern wie stets höchst einfach: die anständigen Kerls schlagen ihr Leben frei und offen in die Schanze und werden frei und offen abgeschossen, und die andern lachen sich hinterm Ofen wieder ins Fäustchen. Was dazwischen herumkraucht an geheimnisvollen Bataillonen und Batterien, das ist Phantasterei!"

Er hatte noch mehr auf dem Herzen, aber der Unmut, der sich immer deutlicher auf dem Gesicht Herberts malte, ließ ihn verstummen. Freundschaftlich legte er dem Vetter die Hand auf die Schulter: „Das eine Gute ist wieder daran, auch an deinem Chiffrebrief jetzt, und ich freue mich immer aufs neue darüber: sie haben drüben Respekt vor uns. Ich wollte nur, daß drüben die Furcht vor dem Berge genau so groß wäre wie hüben bei uns das Zutrauen zu ihm. Furcht bleibt Furcht, auch wenn sie einem Phantom gilt. Um so schwerer entschließen sie sich drüben zu dem Handstreich, und um so zaghafter laufen sie, wenn es trotzdem irgendwie dazu kommen sollte, gegen die arme, wehrlose Kuppe an. Das ist unser Vorteil davon."

Herbert stand finster und gesenkten Blickes vor ihm. „Soll ich dies verbrennen?" fragte er, indem er das dechiffrierte Schreiben vom Tische nahm.

„Es würde sich empfehlen", versetzte der Gutsherr. „Wollen wir aber vorher nicht frühstücken? Unsere Damen werden warten."

Der andere nickte: „Ich bin sogleich wieder unten." — —

Oben in der Stube warf er sich unwirsch in einen Stuhl und schaute bitterböse zum Fenster hinaus in den Sommerhimmel. Er zürnte dem Vetter. Er glaubte zu wissen, woher

da der Wind wehte. Unlängst hatte er mit Gottfried eine Unterhaltung über die halb oder ganz geheimen Verbände gehabt, deren einem er, Herbert, trotz aller Zwistigkeiten nach wie vor angehörte. Zu seinem Erstaunen hatte er bei ihm einen starken Widerwillen davor gefunden. Aber gar zu gering war die Gesamtleistung dieser Vereinigungen denn doch nicht einzuschätzen. Er, Herbert, hatte ja selbst erfahren, wieviele Torheiten unterschlüpften, in bester Absicht zuweilen, und wie oft sich unlautere Burschen einschlichen, um persönlichen Vorteils willen, oder gar um im geeigneten Augenblick Verrat zu üben. Immerhin handelte es sich um ein ehrliches Wollen und sehr oft um recht gute und verläßliche Beziehungen, die sonst kaum zugängliche Verhältnisse und Nachrichten erschlossen. Keinesfalls ging es an, gutgemeinte Warnungen um dieses Ursprungs willen von vornherein zu mißachten. Wie vor kurzem die erste Mitteilung des Bundesbruders hielt er auch das heutige Schreiben, das ihm noch in der Tasche knisterte, für äußerst wertvoll und beachtlich, und verdoppelt empfand er die Ablehnung Gottfrieds als kalt und hochmütig, ja sogar als leichtfertig. Er mochte die Angelegenheit nach allen Richtungen hin betrachten, stets, auch nach dem, was der Vetter heute, teilweise mit Recht, eingewandt hatte, kam er erneut zu dem Schluß: in Sorplauken war irgend etwas zu verhehlen; es konnte gar nicht anders sein. Dann aber hätte Gottfried nicht wiederum gar so eifig den unnahbaren Eingeweihten herauszubeißen brauchen, sondern ihm wennschon nicht Offenbarungen machen, so doch gut und gern etwas milder begegnen können. Das war es, was er ihm verübelte.

Es war längst Zeit zum Frühstück. Er sprang auf und ging zur Tür. In diesem Augenblick klopfte es. Anni stand draußen. „Das gnädige Fräulein läßt sehr bitten", meldete sie. Damit trat sie zur Seite, um ihn an sich vorüberzulassen. Von einer Luke der Diele her fiel ein Sonnenstrahl gerade

auf ihr Gesicht. Ihre Augen bargen sich vor dem grellen Licht unter langen Wimpern, aber ihr Mund lächelte mit den dunkelroten Lippen auf eine unbestimmte, vieldeutige Weise, wie unlängst, als er sie auf der Brücke überholt hatte. Die Miene nahm sich ein wenig geziert und einstudiert aus, aber sie war hübsch und verlockend anzusehen. Daher ließ sich denn Herbert unwillkürlich etwas gehen. Er hatte soeben wahrlich nicht an dieses dienstbare Wesen gedacht, aber als es ihn jetzt so verheißend anlächelte, antwortete er leichthin: „Ja, mein Kind, ich komme," und streichelte ihm flüchtig die Wange. Da aber taten sich die blauen Augen plötzlich groß auf und sprühten ihn in heller Empörung an, und der dunkelrote Mund verzog sich zu unsäglich hochmütiger Ablehnung. „Ganz verrückt!" brummte er vor sich hin. Er verspürte keine Lust, sich über die Launen eines Stubenmädchens den Kopf zu zerbrechen, gerade jetzt nicht, aber trotz der Zurückweisung besserte sich seine Stimmung zusehends. Die Berührung der zarten, weichen Haut tat ihm merkwürdig wohl. Er hatte wohl letzthin vielen Damen die Hand geküßt, aber seit Jahr und Tag hatte er außer mit dieser Gebärde keine Frau mehr berührt. Nun erschien ihm der Morgen mit einem Male wieder heller, und bevor er noch die Veranda betrat, war auch der letzte Rest von Ärger und Groll aus seinem Herzen weggeblasen.

Unten saßen sie bereits am Tische. Gottfried war dabei, die Post zu öffnen. „Sie kommen alle", sagte er zu Gertrud. „Also sei so freundlich, mit Mamsell das Nötige zu besprechen. Es soll nicht großartig, aber immerhin ein wenig festlich sein."

Zu dem Spätling gewandt fügte er hinzu: „Wir werden heute abend und auch noch nach der Sonnwendfeier Gäste haben."

„Werden wir tanzen?" fragte Herbert aufgeräumt.

Johanna blickte erstaunt auf. Tanzen in Sorplauken — das war wohl nicht ernst gemeint. Auch Klarisse schüttelte den Kopf. Gewiß wollte sie junges, frisches Leben in Sorp-

lauken haben, aber brauchte man darum zu tanzen? Tanzte man denn überhaupt noch, wenn man die Dreißig überschritten hatte, ausgenommen etwa auf einer Hochzeit?

„Ich glaube kaum", antwortete Gottfried gelassen. „Es sind ja großenteils recht gesetzte Herrschaften. Toussaints von der Domäne, unsere Dröges und der Medizinalrat, der dich doch auch mal wieder sehen muß. Frau Oberförster Bergsträsser allerdings und das Toussaintsche Keichel würden gegen das Tanzen nichts einzuwenden haben. Aber es wird schwerlich dazu kommen."

Herbert war mit Eifer und Genuß beim Frühstücken. „Schade", versetzte er munter. „Dann möcht' ich aber wenigstens wissen, was ein Keichel ist, mit dem ich unter Umständen hätte tanzen können. Und überhaupt — was habt ihr hier für Namen?"

Gottfried lachte. Auch er war zufrieden, daß sein Gast die morgendliche Verstimmung so rasch überwunden hatte. „Keichel ist ostpreußisch und bedeutet Kücken", erwiderte er. „Und mit den Namen hast du einen Abriß unserer ethnologischen Karte. Ein echtes und rechtes Siedlungsland. Toussaint und Bergsträsser sind hugenottische und salzburgische Emigranten, Dröge und Imme deutsche Bauern und Ritter, Simoneit und Grigoleit, Warstat und Naujokat und so weiter die alteingesessenen Litauer. Dazwischen sitzen noch eingesprengt aus der Schlachtschitzenzeit ein paar vergessene Polen. Aber heut abend! Was wollen wir trinken? Glaubst du, Gertrud, daß du noch Waldmeister vor der Blüte finden wirst?"

„Wenn ich tief genug in den Wald fahre, — warum nicht? Komm doch mit, Gottfried! Es war so hübsch vorm Jahre, und sonst verirr' ich mich am Ende."

Gottfried lächelte vor sich hin. Er dachte gern an diese Waldfahrt, die er im vergangenen Jahre mit Gertrud unternommen hatte, gleichfalls um Waldmeister zu pflücken. Er war mit ihr zwischen den hellgrauen Buchen und Erlen durch-

gestreift, die Luft war voll verheißender sonniger Fröhlichkeit gewesen, und er wäre wohl aus dem Wald als Bräutigam heimgekehrt, aber da fragte er, ganz nebenher und still für sich, in einer Art von verliebtem Überglück, den Kuckuck, wieviele Jahre er ihm wohl noch gönnte. „Zwei", antwortete das gefiederte Orakel. Da wurde er traurig und sich seiner Jahre jäh bewußt, und die Hochzeitsgedanken verflüchtigten sich in blauen Dunst. Aber schön und erbaulich war es gewesen.

Tante Klarisse schaute den Neffen mißmutig an. Sie hatte damals jene Fahrt mit ihren Hoffnungen begleitet und war enttäuscht worden; nun dünkte er sie für eine zweite Waldfahrt von vornherein verdorben. Johanna aber, die immer Stille, Graue und Blasse, sagte plötzlich: „Gottfried, du müßtest mehr lachen! Du glaubst gar nicht, wie gut es dir steht und wie jung du dann aussiehst."

Der Hausherr errötete wie ein Mädchen. „Laßt mich in Ruhe!" erwiderte er. „Ich bin alt, ich bin grau!"

Mit entrüsteten Gebärden legten alle drei Frauen am Tische gegen diese Behauptung Verwahrung ein. Über Herbert aber war eine geradezu übermütige Stimmung gekommen. Ganz unverfälscht berlinisch schnodderte er los: „Alt?! Du?!! — Du bist nicht recht gescheit! ‚Unsinn, Aujuste! Heiraten mußte!' Das ist alles!" Er hatte keineswegs dabei an seine Unterhaltung mit der Urtante gedacht, noch auch die Leute im Auge gehabt, die am Tische saßen, sondern seine Bemerkung entsprang seiner wahrhaften augenblicklichen Stimmung.

Klarisse nickte kichernd vor sich hin, und Johanna versetzte: „Gewiß, darin hat Vetter Herbert entschieden recht!" Gertrud begann schweigend das Geschirr zusammenzustellen.

Gottfried aber lenkte etwas gewaltsam die Unterhaltung auf ein anderes Geleis. „So leid es mir tut, Gertrud," sprach er, „aber ich kann nicht mitkommen. Laß dir von Dröge die berühmte Hündin Hussa mitgeben! Sie hat Herbert aus dem Wald gerettet, sie wird auch dich heil zurückführen."

Er trank rasch seinen Tee und ging in sein Schreibzimmer. Als dann aber der ‚Damenwagen' vorklapperte, ein niedriges, bequemes Gefährt, das mit den beiden schläfrigen Panjegäulen bespannt war und von den Sitzen des Fonds aus gefahren wurde, trat er doch ans Fenster. Er war just im Begriff, seine Schreiberei im Stiche zu lassen und draußen mit einzusteigen, da sah er zwischen den Geranien hindurch, daß Gertrud bereits einen Begleiter gefunden hatte. Herbert half ihr in den Wagen und nahm dann die Zügel in die Hände. Sie scherzten und lachten zusammen. Die Pferdchen zogen an, und die Räder rasselten über das Pflaster der Auffahrt; danach knirschten sie durch den Sand des Hofes, und endlich verschwand das Gefährt zwischen den Torpfeilern.

Gottfried schaute lange hinterdrein. Es war ihm, als sei er soeben gewarnt und gemahnt worden. Seit der Stunde unter den Grigoleitschen Linden hatte er sich zu dem festen Plane durchgerungen, daß die Geliebte im Winter als Gattin am Sorplauker Herd sitzen sollte. Er wußte, daß er nur eine Frage an sie zu richten brauchte, um sich ihres ‚Ja' zu versichern. Aber Liebeserklärungen fielen seiner Natur nun einmal nicht leicht. Nun sollte er wohl nicht zu sicher werden und darüber die Hindernisse, die sich der Verwirklichung seiner Hoffnungen möglicherweise in den Weg stellen konnten, allzu sorglos außer acht lassen. Plötzlich trat hier ein anderer auf den Plan, dem Wesen nach vielleicht nicht, wohl aber den Jahren nach weit eher zu Gertrud passend. Mußte er, Gottfried, in einen Wettbewerb sich einlassen? Sollte er gar verzichten? Gertrud schien bisher an dem schlichten, etwas einförmigen Leben, wie es sich auf dem weltentlegenen Gutshof abspielte, Gefallen gefunden zu haben. Nun aber rief die laute weite Welt lockend in die Einsamkeit herein. Würde sie sich dann noch bescheiden wollen? Da draußen lief alles bunt und in beflügeltem Zeitmaß ab, wie es der Jugend im Grunde gemäß war, und wo es etwa noch nüchtern und ruhig

herging, wurden Abenteuer eigens erdichtet und farbig ausgeschmückt, damit nur das harte Grau des Alltages übertüncht wäre. Herbert hatte am Morgen erst als ein Bote aus dieser Welt vor ihm gestanden und war in Groll und Ärger von ihm geschieden, derselbe, der jetzt scherzend und lachend mit Gertrud davongefahren war. Aber nein! Mochten sie ein paar lustige Stunden haben! Er, Gottfried, brachte beim besten Willen keine rechte Eifersucht gegen den Vetter auf. Mochte es überheblich scheinen, — er vermochte ihn nicht ganz für voll zu nehmen, weder in seinen mit Verbissenheit festgehaltenen politischen Phantasien noch auch jetzt, wenn er Gertrud die Kur schnitt. Wäre es eine große oder auch nur gesteigerte Welt gewesen, aus der jener kam, so hätte sich das ländliche bescheidene Dasein ducken müssen. Aber jene Welt war spielerisch und verzettelt, und darum mußte die Natur immer stärker bleiben.

Er stand immer noch hinter den Geranien am Fenster. Drüben auf dem Wirtschaftshofe kamen die Gespanne, die Dünger aus der Grube auf die große Brache fuhren, gemächlich an und knarrten mit ihrer Last wieder von dannen, eines nach dem andern, immerfort. Schließlich blieb von all den Gedanken und Empfindungen, die sich in seinem Kopf und Herzen kreuzten, nur ein herzhafter Entschluß übrig. Mit einem schweren Seufzer gelobte er sich, mit dem bisherigen Zaudern zu brechen, sich zu überwinden und durch eine freie Frage Klarheit zu schaffen für sein Leben. — — — — —

Am Abend kamen die Toussaints zuerst. Der Domänenpächter war in einen Gehrock eingeknöpft, der ihm um den Leib etwas zu eng saß. Das war sein Kummer. Denn er war einstmals einer der flottesten Reserverittmeister der zweiten Danziger Leibhusaren gewesen. Er lebte so mäßig, daß kein Instmann mit ihm getauscht hätte, aber es half ihm nichts: er mußte immer größere Kragennummern nehmen. Seine Frau war klein und unansehnlich, ganz braun im

Gesicht. Sie war eine leidenschaftliche Gärtnerin, und ihr Gemüsegarten war neben ihrer Rosenzucht im Kreise, ja sogar in der Provinz berühmt. Isa, die älteste Tochter, das ‚Keichel', schlug eher nach der Art des Vaters.

Nach den Toussaints kamen die Dröges mit ihrem Neffen. Es währte lange, bis der Administrator ringsum den Immeschen Damen seine Ehrerbietung bezeigt hatte. Die Toussaints kamen etwas kürzer fort. Eine Imme war nun einmal etwas Besonderes für jeden Ostpreußen. Frau Dröge war eine rüstige Matrone, mit einer Spitzenbarbe auf dem grauen Scheitel. Ihre Knickse stammten aus derselben längstverflossenen Zeit wie die Verneigungen ihres Gatten. Der Neffe klappte jedesmal, wenn er sich stumm verbeugte, die Hacken zusammen, als ob er Sporen an den Stiefeln trüge. Bei Isa Toussaint blieb er stehen und wurde gesprächig. Die jungen Leute waren im Winter zusammen in der Schornheimer Tanzstunde gewesen. Danach ratterte der Medizinalrat auf seinem Motorrad auf den Hof. Er begrüßte die Runde halb wie ein höflicher Gast, halb wie ein guter Onkel; außer Gertrud hatte er jedem schon irgendeinmal beigestanden und von irgendwelchen Beschwerden geholfen. Mit Herbert, den er lange nicht zu Gesicht bekommen hatte, war er über die Maßen zufrieden; er war geradezu stolz auf diesen Patienten. Und schließlich langten, als die letzten und ein wenig verspätet, der Oberförster Bergsträsser und seine junge Frau an. Sie konnten aber der gesteigerten Teilnahme, mit der sie erwartet wurden, getrost standhalten, er, ein schlanker blonder Mensch, eher noch ein Jüngling als ein Mann, mit kecken Draufgängeraugen, und sie eine blühendschöne junge Frau. Im Grunde war sie ein wenig zu festlich oder auch zu großstädtisch für die bescheidene Gelegenheit gekleidet, aber sie stammte nun einmal, wie sie lachend erzählte, aus Großberlin, wennschon nur aus Potsdam. Sie hatte sich auch in der Hauptsache für ihren Gatten geschmückt, aber in ihrer rosigen Jugend war sie für

jedermann eine Augenweide, und das hatte ihr der Spiegel längst verraten.

Als Bergsträsser und Herbert einander vorgestellt wurden, gab es eine Überraschung. „Wir haben uns bereits einmal gesehen, Herr von Imme," behauptete der Oberförster sogleich. Herbert wußte fürs erste nicht, in welchem Fach der Vergangenheit er den andern unterbringen sollte, zuletzt aber entsann er sich, daß sie beide in Oberschlesien beim Selbstschutz in derselben Formation gekämpft hatten. Sie erinnerten sich gemeinsamer Vorgesetzter und Kameraden und berichteten einander in der Eile, was sie etwa vom Schicksal des einen oder anderen vernommen hatten. Natürlich hatte Herbert in Berlin darüber weit mehr erfahren als der Forstmann in seiner ostpreußischen Ecke. „Ach!" seufzte Bergsträsser aus vollstem Herzen. „Wie beneid' ich Sie, daß Sie noch mitten im flutenden Leben stehen!" Dabei blickte er aber so zärtlich-verliebt auf seine junge schöne Frau, die sich in seinen Arm geschmeichelt hatte, daß man sein Unglück für erträglich halten mußte. Herbert war eher geneigt, ihn seinerseits zu beneiden.

Der Tisch war im großen Saale gedeckt. Nachdem der Medizinalrat als der Sachverständigste den Maiwein in aller Geschwindigkeit bereitet hatte, setzte man sich. Anni und hinter ihr drein eine ängstliche Marjell aus der Küche reichten kaltes Geflügel und Salat herum, danach gab es Rücken und Keulen eines Rehbocks, den Simoneit in der Woche zuvor dem Haushalt geliefert hatte. Obenan saß Gottfried, ihm zur Rechten Frau Toussaint, zur Linken aber Frau Dröge, die vom Medizinalrat geführt wurde. Dröge mit Tante Klarisse und Toussaint mit Johanna bildeten den Übergang zu dem jüngeren Teil der Tafel, wo Bergsträsser neben Gertrud, Herbert neben der jungen Oberförstersfrau und der Eleve neben dem ‚Keichel' ihre Plätze hatten.

Herbert war am Nachmittag mit Unlust daran gegangen, sich anzukleiden. Er hatte einen langweiligen Abend befürchtet.

Als er aber in dem Forstmann mit den munteren blitzenden Augen einen Gefährten alter, ereignisreicher Tage wiedererkannte, freute er sich desto herzlicher der unvermuteten Begegnung. ‚Endlich ein Mensch meinesgleichen!' empfand er sogleich beim ersten Willkommen, und er beschloß die vergessenen und verschütteten Beziehungen zu ihm wieder neu aufzunehmen. Aber damit war die Fülle der erwünschtesten Zufälle noch nicht erschöpft. Dieser alte Kamerad war auch noch der Gatte einer entzückenden Frau. Als sie die Veranda betrat, hob Herbert unwillkürlich den Kopf wie ein witternder Jagdhund. Die junge Frau trug in den Falten ihres Kleides und ihres Wesens den Duft einer Weltdame. In der ländlichen Einsamkeit hatte er ihn lange entbehrt und sog ihn nun wieder mit Wollust ein. Nun wurde sie ihm zu guter Letzt auch noch als Tischdame zugeteilt. Da stellte er sein ganzes Betragen unvermittelt auf einen ganz neuen, veränderten Ton um, wie er seit vielen, vielen Jahren in Sorplauken nicht gehört worden sein mochte. Seine Dame betete zwar ihren Siegfried-Gemahl unbedingt an, aber das hinderte ihn nicht, ihrer Schönheit auf das kühnste zu huldigen. Sie aber, froh, in der Einöde einen vollkommenen, weltmännischen Kavalier entdeckt zu haben, ging auf den verwegenen Kampf lustig ein und suchte seine Angriffe zu parieren, so gut sie es vermochte. Immer wieder erklang ihr helles, zwitscherndes Lachen. Dazwischen himmelte sie den Gatten an, der ihr gegenüber saß.

Gertrud wurde in den fröhlichen Strudel hineingerissen. Von der Hast der häuslichen Verrichtungen und Vorbereitungen, die ihr obgelegen hatten, durstig geworden, hatte sie schnell ein paar Glas Maiwein getrunken. Das wirkte sich nun aus. Der Eleve aber war ganz Auge und Ohr. Zwei tadellose Herren der besten Gesellschaft, den Oberförster und vor allem den jungen Baron Herbert, konnte er nach Lust beobachten. Diese seltene Gelegenheit, sich auch seinerseits zu einem ‚Gent' herauszumausern, gedachte er gründlich wahrzunehmen. Er

wußte, sie kehrte so bald nicht wieder. Das ‚Keichel' endlich knuckste beständig in seinen Schoß. Hin und wieder, wenn Herbert ihm eine von seinen harmlosen oder auch kecken Torheiten zuteilte, huschte eine fliegende Röte über den vollen Nacken und die derben Arme.

Am oberen Ende der Tafel ging es wesentlich ernster zu. Der Domänenpächter beklagte sich über kommunistische Flugblätter, die in den Insthäusern von Hand zu Hand gereicht worden waren. Imme aber suchte ihn zu trösten; das seien junge Leute, die irgendwo aufgeschnappte Schlagworte weitergäben, Leute, die in der heimatlichen Erde noch nicht Wurzel geschlagen hätten oder sich zu entwurzeln im Begriff wären. Im allgemeinen sitze der Instmann, sofern man ihn menschenwürdig behandle und wohnen lasse, gern und in Treue fest auf seiner Stelle.

„Menschenwürdig wohnen!" lachte der Medizinalrat. „Sie, Herr Baron, bauen den Leuten helle, luftige Steinhäuser, und wenn eine von den alten Holzkaten frei wird, schlagen sie sich drum."

„Ja," antwortete Imme, „sie sagen, Holz halte warm und Licht und Luft hätten sie tagsüber genug." Dann fuhr er fort, seine Ideen zu entwickeln. Es kam darauf an, den Wegzug des Nachwuchses vom Lande zu verhindern. Dazu schlug er vor, die älteren Instleute, etwa wenn sie das fünfundvierzigste oder achtundvierzigste Lebensjahr erreicht hätten, als bäuerliche Siedler anzusetzen; in diesem Alter könnten sie einen kleinen Besitz noch jahrelang betreuen. An ihre Stelle aber sollten ihre Söhne oder Schwiegersöhne treten, so daß gewissermaßen eine doppelte Erblichkeit zustande käme, durch die sich allmählich eine neue Bauernschaft heranzüchten lasse. „Denn," schloß er, „der städtische Siedler taugt nicht aufs Land. Er soll sich mit Gartenbau begnügen, der ihm neben der industriellen Tätigkeit Arbeit genug schaffen wird. Auf dem platten Land vermag nur Bauernblut zu gedeihen und fruchtbar zu wirken."

Toussaint war unzufrieden. „Ich weiß," erwiderte er, „Sie haben bereits einen Anfang damit gemacht, Ihre älteren Insteleute anzusiedeln. Aber so einfach ist das nicht. Woher sollen nun die jungen Leute die Hofgänger nehmen, die sie zur Arbeit stellen müssen? Und werden die Alten überall imstande sein, sich das nötige Betriebskapital, mag es noch so klein sein, zu sparen? Und vor allem: was wird schließlich einmal aus dem Großgetreidebau, der für die Ernährung Deutschlands unbedingt notwendig und an den Großgrundbesitz gebunden ist?"

„Bedenken sind dazu da," versetzte Imme, „daß sie erwogen, zerstreut und überwunden werden. In den drei oder vier Fällen, die mich angehen, ist das noch immer gelungen."

Der Pächter schüttelte bedächtig den Kopf; er war mitnichten überzeugt. Imme aber setzte das Gespräch nicht fort; er horchte, indem auf seiner Stirn sich leise Falten zeigten, nach dem unteren Ende des Tisches, wo gerade die Fröhlichkeit besonders laut aufschäumte. Auch Gertrud nahm daran teil, wie ihn dünkte, mit mehr Lebhaftigkeit, als ihr sonst eigen war. Ihre Augen glänzten, ihre Wangen glühten, und ihr ganzes Wesen war geschwellt von lachendem Leben. Da senkte er den Blick und sah verloren vor sich hin. Danach aber räusperte er sich und wandte sich an Frau Toussaint mit einer Frage nach ihren Rosen.

In diesem Augenblick klang von der Landstraße ferne Marschmusik herüber. Der Oberförster lauschte. „Herr von Imme," bat er dann, „lassen Sie uns in den Garten gehen! Alles, was in Schornheim und ringsherum anständige Gesinnung am Leibe hat, kommt draußen vorüber." Und die junge Frau schloß sich mit erhobenen Händen an: „Bitte, bitte, Herr von Imme! Ich möchte so gern mal wieder einen Militärmarsch hören." Sie war ein Soldatenkind und stammte aus dem Traditionskreis des Gardejägerbataillons.

„Aber meine Gnädigste," erwiderte Gottfried, „Sie brauchen nur zu befehlen." Und er stand auf, reichte Frau Toussaint

den Arm und ging über die Veranda den kurzen Laubengang entlang nach dem Ausblick. Paarweise folgten die anderen.

Die Warte war ein kleiner, künstlich geschütteter Hügel, von dem aus man über die Gartenhecke hinweg auf die Landstraße schaute. Von beiden Seiten her wölbten sich die Bäume über den freien Fleck. Trotz der vorgerückten Stunde war es noch hell; die Sonne war erst vor kurzem untergegangen, und man spürte noch ihre Nähe. Auf der Landstraße wälzte sich langsam eine Staubwolke heran. Trommeln und Pfeifen klangen daraus hervor. Halbwüchsige Kinder, Jungens und Mädels in Schritt und Tritt, bildeten den Vortrab.

Es hatte sich gefügt, daß Gottfried ganz allein mitten auf den Ausblick zu stehen gekommen war. Frau Toussaint hatte sich von seinem Arm beurlaubt und tuschelte mit ihrer Tochter Isa, um ihr den Schulterhalt des weißen Kleides zu ordnen, der während der Tafel allzu oft über die Arme herabgeglitten war. „Du gutes Gottchen!" raunte sie dabei. „Was bist du heiß, Kind!" Die übrigen Gäste hatten sich, wie sie gekommen waren, links und rechts längs der Hecke zusammengeschart. So geschah es, daß er, ohnehin weitaus der Größte der Gesellschaft und auch dem Oberförster weit überlegen, hoch und aufrecht auf der Warte einen entschiedenen Mittelpunkt abgab. Er schien nachdenklich und sah ernst drein.

Die Pfadfinder, die an der Spitze des eigentlichen Zuges marschierten, erkannten ihn. „Hurra Imme!" rief ein kecker Bursche, und augenblicks pflanzte sich der Ruf die Reihen entlang fort. Die Trommeln und Pfeifen schwiegen und die volle Musik setzte mit dem Marsch vom Fridericus Rex ein. „Augen rechts!" kommandierte eine helle Stimme, und nun zogen die Stahlhelmleute, die Kriegervereine und der junge Nachwuchs, mitten darunter, aber ohne Gewehr, die Reichswehrsoldaten, im Parademarsch vorüber. Die Huldigung kam wie etwas Selbstverständliches; sie galt ebenso gut dem Geschlecht der Imme, dessen Leben und Wirken seit Generationen mit dem

Gedeihen Ostpreußens aufs engste verknüpft war, wie dem einzelnen Freiherrn Gottfried Imme, der erst jüngst im großen Kriege und jetzt bis zur Stunde sich der Vorfahren höchst würdig erwiesen hatte. In einer Art kindlicher Verehrung sahen die Kreissassen zu ihm auf und fühlten sich sicher und geborgen im Zutrauen zu seiner Klugheit und seiner Tatkraft.

Imme stand unbeweglich wie ein standhafter steinerner Roland und nahm den Parademarsch ab. Hin und wieder neigte er den Kopf. Er spürte die Kraft von den Männern im Zuge auf sich herüberstrahlen und freute sich darum. Sie waren verläßlich und treu. Von der Seite schaute Gertrud zu ihm auf, Stolz und zugleich Hingebung im Blick. Klarisse nickte zufrieden. Herbert aber tuschelte der jungen Oberförsterin, die sich sogleich nach dem Aufstehen in den Arm ihres Mannes eingehängt hatte, irgend etwas Dreistes ins Ohr. Sie schmollte und lachte, indem sie sich zärtlich an den Gatten schmiegte.

Im Saal war unterdessen die Kaffeetafel gerichtet worden. Anni harrte des Einschenkens mit der Kanne in der Hand. Es war nur natürlich, daß sich das Gespräch zuvörderst soldatischen Dingen zuwandte. Alle Männer am Tische mit Ausnahme des jugendlichen Eleven, hatten ehrenvoll am Kriege teilgenommen, aber die älteren unter ihnen hatten einen Strich unter diese Vergangenheit gezogen und waren in der ungewünschten Gegenwart tätig am Werk für eine bessere Zukunft. Sie rechneten nüchtern mit den Tatsachen und suchten mit ihnen auszukommen, ohne sich ihnen geradezu zu beugen. Bergsträsser dagegen erhitzte sich für einen neuen Krieg. Im Eifer richtete er seine Worte über den Tisch weg an Johanna und fragte: „Ist es nicht so, meine Gnädigste? Muß man nicht in einer Lage wie der unseren einen neuen Krieg wollen, trotz aller Opfer, die wieder werden fallen müssen?"

Einen Augenblick herrschte Totenstille an der Tafel. Dann aber, ehe noch jemand eine ablenkende Redensart hervorzubringen vermochte, antwortete schon Johanna mit ungewohnt

festem Ton: „Sie wenden sich ganz richtig an mich, Herr Oberförster. Denn mein Urteil ist in diesem Falle wirklich objektiv. Ich habe nichts mehr zu verlieren als mein Leben, und das ist nichts mehr wert. Immerhin . . ." Mit einem Male verstummte sie. Ihre geröteten Wangen entfärbten sich, ihre Augen erloschen, und sie schüttelte nur leise den Kopf, einmal und noch einmal.

Gottfried nahm die Unterhaltung hilfreich auf. Seine Stimme klang ruhig und beruhigend. „Einen Krieg ‚will' man wohl nicht," versetzte er. „Ein Krieg kommt vielmehr wie ein Naturereignis, wenn er durch ein Übermaß menschlicher Torheit und durch gehäufte Mißverständnisse ausgelöst worden ist, unabwendbar etwa wie ein Erdbeben, wenn im Innern der Erde die Bedingungen dafür erfüllt sind. Aber ich frage: soll man der heutigen wechselseitigen Vernichtung von Mann, Weib und Kind mit allen möglichen und unmöglichen technischen Mitteln noch den guten, alten Namen Krieg geben? Nein, man müßte ein neues Wort dafür erfinden! Ich für mein Teil will einen Gegner, der kämpfen kann, keinen, der wehrlos ist. Es geht mir wie mit der Jagd: mit Rehposten treff' ich einen Hirsch eher als mit der ehrlichen Kugel. Aber, Herr Oberförster, haben Sie schon je auf einen Hirsch mit Rehposten geschossen?"

Bergsträsser wehrte entrüstet die Zumutung ab, aber er beschied sich noch immer nicht. „Und wir Ostpreußen?!" fragte er. „Wir sollen also den Sorplaukener Brückenkopf zum Beispiel widerstandslos räumen?"

Der Hausherr richtete sich ein wenig ärgerlich auf. Dieses Thema ging ihm wider den Strich; es war letzthin zu oft behandelt worden. „Oh," erwiderte er, „das ist etwas anderes! Ich will keinen neuen Krieg; dabei bleib' ich. Aber ich werde mir zuverlässig erlauben, mich zur Wehr zu setzen, wenn man feige und hinterlistig in mein Eigentum einbrechen will." Ruhiger fuhr er fort: „Jeder Privatmann hat das Recht,

seine Fenster dort, wo er einen räuberischen Einbruch erwarten darf, zu vergittern, – uns hat es der Versailler Vertrag geweigert, obwohl es der Pole in Wilna bewiesen hat, daß ihn Diebesgelüste plagen. Dadurch sind wir gewarnt, oder wir sollten es sein. Denn was ist aus Wilna geworden? Das begangene Unrecht schreit immer noch ungesühnt gen Himmel. Uns aber hindert man, uns vorzusehen. Das ist ein zweites Unrecht!"

Der Oberförster hob aufgeregt sein Glas und trank ihm zu: „Und gegen Unrecht schützt man sich, wie es eben gehen will. Daraufhin, Herr von Imme! Vergessen Sie nicht, mich zu rufen! Ich verstehe mich auf ein M.G. aus dem Effeff!"

Gottfried tat gemessen Bescheid. „Ich habe nichts zu rufen," versetzte er, „noch weniger ein Maschinengewehr mit Mannschaft zu besetzen." Nachdenklich schaute er in sein Glas und danach über den Tisch hinüber auf den jungen Forstmann. Da war wiederum das Gerücht vom Morgen, und dem andern blitzten die Augen von dem vermeintlichen Geheimnis. War es nicht am Ende gut so? Auch er hatte von dem guten kalten Maiwein getrunken und sah die Sache in diesem Augenblick milder an. Die gute alte Zeit – überlegte er, – glaubte noch von Friedrich Wilhelm dem Ersten her über den großen Skeptiker Friedrich hinweg an den alten Gott, der sein Preußen nicht verlassen würde; heutzutage stützte sich das mystische Bedürfnis auf realere Mächte, auf geheimgehaltene Maschinengewehre und Haubitzen, wenn nicht auf noch weit unwahrscheinlichere und tollere Dinge. Mochte es so sein! Wie wenige würden sonst vielleicht stark genug sein, die trostlose Klarheit zu ertragen, daß es kein anderes Verteidigungsmittel gab wie den opfermutigen Willen aller, den Brückenkopf drüben zu halten und ihn und damit die Heimat nur sterbend preiszugeben!

Am unteren Tischende aber redete Bergsträsser lebhaft weiter. Er war nun einmal im Zuge. „Ha!" sprach er zu

Herbert. „Diese Kommission! Diese internationale Spionengesellschaft! Sie wird sich totschnüffeln und stöbern und niemals finden! Ostpreußen ist keine Tasche, die man umwendet, und siehe, – da ist der gesuchte Groschen! Und doch –" er lachte hellauf, – „warum in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah! Täglich fährt man daran vorüber!"

Herbert lauschte ihm gespannt. Das war Wasser auf seine Mühle. Auch sein Antlitz begann gemach zu glühen, aber seine Sinne waren klarer geblieben. Während er zuhörte, sah er, im Grunde achtlos, Anni an, die mit ihrem Tablett just hinter dem Oberförster stand, ohne natürlich bei dem Redebegeisterten für Zucker und Schmand Beachtung zu finden. Sie schaute ungeduldig und bitterböse drein, wie schon einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit. Als aber das Gespräch auf den Brückenkopf und den Besuch der Kommission geriet, erweiterten und erhellten sich ihre Blicke; wie im Triumph leuchtete es in ihnen auf. Da schob er in einer unwillkürlichen Regung allen ferneren unvorsichtigen Enthüllungen einen Riegel vor. Rasch gefaßt streckte er die Hand nach den Streichhölzern auf dem Tisch aus und warf dabei die Kaffeetasse um. Das schwarze Naß ergoß sich weithin, und seine Nachbarin flüchtete lachend von ihrem Stuhl. Er aber suchte die Flut übertrieben ängstlich zu dämmen und schickte Anni um ein Tuch zum Auftrocknen.

Es entstand eine Unruhe im Saal. Alle Lampen wurden angesteckt und der Schaden wieder gutgemacht. Der Hausherr schlug vor, die Tafel aufzuheben. Er küßte Frau Toussaint die Hand und führte sie hinaus in den Garten. – – – –

Nach einer Stunde etwa fuhren die Wagen vor, um die Gesellschaft nach dem Ehrenmal zum Sonnwendfeuer zu bringen. Gottfried, Johanna und das Toussaintsche Ehepaar benützten den schönen Landauer des Domänenpächters, im Immeschen Wagen folgten ihnen das junge Oberförsterpaar und Gertrud. Herbert, der es immerfort darauf angelegt hatte, den

Schwerenöter zu spielen, war bereits im Begriff, zu ihnen einzusteigen, da winkte ihn Klarisse zu sich heran. „Auf ein Wort!" sagte sie. Und er gehorchte ganz selbstverständlich und bat den Medizinalrat, seinen Platz einzunehmen. Frau Dröge wollte ihres Rheumatismus wegen auf die Fahrt verzichten, so blieben nur der Administrator, das ‚Keichel' und der Eleve für den Jagdwagen übrig. Der Eleve hatte schon den Bock erklettert.

„Steigen Sie nur immer mit dem Kind ein, lieber Dröge", sprach Klarisse. Dann wandte sie sich zu Herbert: „Mein Lieber, ich habe eine Bitte an dich."

„Du hast zu befehlen, Tante Klarisse."

„Nun, das werden wir ja sehen. Also vor der Hand bitt' ich dich: so sehr ich begreife, daß du nach den vielen Wochen ländlichen Stumpfsinns wieder einmal das Bedürfnis hast, nach Herzenslust zu flirten und die Kur zu schneiden, — tue das, soviel du willst, mit der kleinen Oberförsterin, . . ."

„Ach, die ist ja rettungslos in ihren Gatten verliebt! Ein famoser Kerl! Den muß ich mal besuchen!"

„. . . unterlaß es aber Gertrud gegenüber!"

„Erlaube, Tantchen, für solche Narretei steht mir Gertrud viel zu hoch. Sie ist viel zu klar und verständig für so etwas."

„. . . Meine ich auch. Aber ich habe noch einen anderen Grund. Ich möchte, daß sie, Gottfried und Gertrud, einander heiraten."

„Tantchen, prachtvoll! Eine herrliche Idee! Das ist ja die Lösung!"

„Nicht wahr? Und du kannst zu ihr beitragen."

„Gerne, gerne. Aber wie, Tantchen?" Herbert war mit Feuereifer dabei.

„Das will ich dir sagen. — Gertrud darf unserm Gottfried nicht zu jung erscheinen. Und das geschah, als du ihr ganz nebenbei mit die Kur schnittest. Sie soll in seinen Alters-

kreis gehören und nicht in den deinen. Denn er fühlt sich ohnehin älter, als er ist. Verstehst du?"

„Dem Manne kann geholfen werden. Mir tun nur Toussaints und der Eleve leid."

„Wieso?"

„Selbstverständlich werd' ich jetzt dem ‚Keichel', wie ihr es nennt, die Kur schneiden. Du sollst staunen! Dann aber muß ich Toussaints enttäuschen, die womöglich glauben, ihr Kücken bekäme einen Jmme zum Mann, und der Eleve wird vor Eifersucht Wut schnauben. Es soll mir nicht darauf ankommen."

Die Greisin klapfte vor Vergnügen ihren Krückstock auf die Erde. „Wir zwei verstehen uns", lachte sie. „Und nun komm!"

IX

Auf dem Berg jenseits der Sorpa war es um die neunte Abendstunde immer noch so hell wie an einem trüben Herbstmittag. Es ging auf Vollmond. Die Leuchtkraft der untergegangenen Sonne paarte sich mit dem Glanz des Mondes, der schon hoch am Himmel stand. Das Land nach der Grenze zu lag in dem flimmernden Zwielicht weithin klar da. Nur an den tiefsten Stellen, wo die kleinen Bachläufe sich hinzogen oder die Ellernbrüche sich verbargen, schwammen leichte Nebelstreifen.

Vor dem Ehrenmal hatten sich die Vereine mit ihren Fahnen aufgestellt, den Hang hinunter waren die Pfadfinder gelagert. Eltern und Schwestern gingen unter ihnen auf und ab, und die weißen Mädchenkleider leuchteten zwischen ihren grauen Röcken. Ab und an spielte die Musik vaterländische Weisen.

Es war nur billig, daß die Feier erst ihren Anfang nahm, nachdem Jmme eingetroffen war. Er hatte das Land für die

weitläufige Anlage des Denkmals hergegeben, und sein Name und sein Vortritt hatten bewirkt, daß es so rasch und stattlich zustandegekommen war. Er sollte denn auch den Holzstoß entzünden.

Pünktlich, zur festgesetzten Zeit stieg er aus dem Wagen und trat zu den Herren, die es übernommen hatten, die Veranstaltung zu leiten. Mit ihnen schritt er dann vor das Ehrenmal, zu dessen Füßen der mächtige Scheiterhaufen geschichtet war, und die Feier begann. Die Musik spielte das Niederländische Dankgebet, und alle sangen es entblößten Hauptes mit. Danach hielt ein Studienrat des Schornheimer Gymnasiums die Festrede. Er war ein erprobter Frontsoldat; deshalb war keine Gefahr, daß er seine Zuhörer zu lange plagte. Es konnten auch nur Worte sein, die er verlauten ließ, und sie mußten hohl und leer bleiben, wenn nicht die Empfindungen, von denen sie getragen wurden, gleichgestimmt in der Brust der Zuhörer wach waren. Aber gerade darum brauchte sich der Sprecher nicht zu sorgen. Es lebte sich anders an der Grenze wie im Binnenreich oder gar in den Großstädten, vor allem in Berlin, das sich in seiner inneren Leere jeder neuen Mode an den Hals warf. Die Männer und Jünglinge hatten auch anderwärts im Felde gestanden, in Ostpreußen aber hatten selbst Frauen und Kinder unter dem Russeneinfall oder auf der Flucht gelitten. Letzthin war die Grenze, und mit ihr die Gefahr, sogar noch näher gerückt als vordem, der Brückenkopf von Sorplauken war offenkundig die Stelle, die am ehesten von einem polnischen Handstreich bedroht war, — dessen waren sich alle ringsum bewußt, von den Veteranen, deren mancher schon von demselben Fleck aus auf einen Feind gezielt hatte, bis zu den jungen Pfadfindern, deren Spiele durch die Verhältnisse einen höchst ernsthaften Beigeschmack erhielten.

„Seid ihr bereit," schloß die Ansprache, „Gut und Blut dafür einzusetzen, daß Deutschlands Grenze unversehrt bleibe,

so antwortet mit einem lauten gemeinsamen Ja!" Kurz und knapp hallte das Ja. Es fiel wie ein Keulenschlag in die Stille der Nacht hinein.

Der jüngste der drei Pfarrer der Schornheimer Stadtkirche gedachte darauf der Gefallenen. Auch er hatte im Felde seinen Mann gestanden und war dafür bekannt, daß seine Predigten nicht mit der Elle gemessen sein wollten. Nach ihm trat Gottfried Imme an den Holzstoß heran. Ein Pfadfinder reichte ihm die Fackel. Sie war im Übereifer der Jugend viel zu früh entzündet worden und brannte bereits lichterloh. Vom Flackerschein umgleißt stand der hochgewachsene Mann eine Zeitlang gesenkten Hauptes da. Die Menge verharrte in atemlosem Schweigen. Dann hob er das Antlitz und sprach: „Habt Dank, ihr Toten! Ihr Lebenden, habet acht! Deutschland über alles!" Damit hielt er die Fackel an das Gemisch von dürren Ästen und Tannenzapfen, das rings um den Scheiterhaufen geschichtet und ein wenig mit Benzin begossen war, und im Augenblick loderte eine helle Flamme empor. Ruhig, still und feierlich stieg sie nach dem ersten Flackern gen Himmel, eines gleichsam mit dem Deutschlandlied, ein friedlicher Opferbrand, der dem Weltenherrscher wohlgefällig war.

— — — — — — — — — — — — — — —

Herbert Imme wohnte der Feier nicht bei. Während der Fahrt nach dem Berg hatte er anfangs das Toussaintsche ‚Keichel' mit übertriebenen Huldigungen überschüttet, so daß das große Mädchen über dem Kichern nur mehr zu erwidern vermochte: „Aber nein, Herr Baron! Aber nein!" Dann aber war er plötzlich verstummt. Je näher er der Menge kam, die sich um das Denkmal zusammenscharte, desto unbehaglicher wurde ihm zumute. Es graute ihm vor den vielen unbekannten Menschen. Eine ganze Wagenburg war aufgefahren; von Schornheim und viel weiter her waren die Leute gekommen, die meisten zwar zu Fuß, viele aber auch

im Sattel oder im Wagen. Der Eleve eilte glückstrahlend mit seiner Dame davon, um ihr und sich möglichst noch einen guten Stehplatz zu erdrängen, Herbert aber beurlaubte sich kurzerhand von Tante Klarisse und überließ sie dem Schutze Dröges. Gemächlich schlenderte er wieder zurück nach den Weidegärten zu und warf sich oben auf der flachen Höhe des Berges ins Gras. Da oben war kein Mensch. Nur die Fohlen trotteten unruhig an dem Drahtzaun entlang. Sie witterten die Nähe der Pferde, die unweit rasteten, und wieherten leise. Dann stoben sie nach ihrer Weise grundlos davon; ihr Galopp pochte dumpf den weichen Rasenboden.

Es war sehr warm, kein Lüftchen regte sich in der Runde. Immerhin bedrückte die Schwüle unter dem weiten freien Himmel weniger als vorhin im Saal, auf der Veranda und im Garten. Die Musik klang zerstreut und in wechselnder Stärke vom Denkmal herüber; ihre vollen Wellen flossen irgendwie geteilt um den Scheitel des Hügels herum. Von der Stimme der Redner gar war rein nichts zu vernehmen.

Aufatmend lehnte Herbert den Kopf zurück und schaute zu dem blassen Nachthimmel empor. Er befand sich in einer zwiespältigen Verfassung. Der Abend war bisher so lustig gewesen, — sollte er nun in einer steifleinenen, ehrpusseligen Feststimmung auslaufen? Den Veranstaltungen, bei denen Hurra gerufen wurde und in die sich nur allzu oft verdächtige Gesellen einschlichen, um am allerlautesten zu schreien, war er schon in Berlin weit ausgewichen, und gerade der Umstand hatte ihm bis heute in Ostpreußen Eindruck gemacht, daß alles Vaterländische so sachlich und nüchtern angefaßt wurde. Nun war es auch hier wie überall: man sang, betete, gelobte und rief Hurra. Komischerweise kam er sich aber gleichzeitig ein wenig vernachlässigt vor. Es war ja wirklich kein erhebendes Gefühl, als Uneingeweihter beständig eine verschlossene Tür zu begucken. Denn gerade seit diesem Abend war er fester denn je überzeugt, daß in Sorplauken gewichtige Dinge ge-

heimgehalten werden müßten. Der oberschlesische Kamerad war ihm Bürge dafür. Er neigte zwar gehörig zum Schwatzen und Prahlen, aber soviel war gewiß: in den riesigen Wäldern, deren Unwegsamkeit einem Ortsfremden unwahrscheinlich vorkommen mußte, fanden sich die sichersten Verstecke, und die Forstleute wußten am besten Bescheid dort. Von Bergsträsser gedachte er noch manches in Erfahrung zu bringen, wie er selbst ja auch die bedeutsame Nachricht aus Berlin im Austausch bieten konnte. Mit ihm wollte er sich zusammentun, Gottfried zum Trotz und der allgemeinen Sache zum Wohl. Aber das Fest heute sollten sie allein feiern! Er für sein Teil hatte nicht die mindeste Lust dazu. Am Ende wurde er allen möglichen Leuten vorgestellt, die ihm auf die Nerven fielen; er mußte sich gebärden, als glühe auch in ihm der ‚Funken der Begeisterung', und mußte schließlich den Mund zum Singen und Hurraschreien öffnen, — all das erschien ihm so lächerlich wie lästig, und er wollte es vermeiden.

Wenn er ehrlich sein sollte, fühlte er sich ganz anders aufgelegt. Die bildhübsche Frau des jungen Oberförsters kam ihm plötzlich in den Sinn. Es war ihm wieder einmal zumute, als ginge er frohgemut ins Ungewisse auf Abenteuer aus, gleichviel ob sie sich nun politisch oder galant färbten.

Mit einem spitzbübischen Lächeln schüttelte er vor sich hin den Kopf: nein, nein und abermals nein! Er zündete sich eine Zigarette an und stand gemächlich auf. Noch einmal blickte er nach dem Denkmal hin, dann wanderte er in der lichten Dämmerung den Weg zwischen den Drahtzäunen der Fohlengärten entlang. Es war ihm schlechthin ein Vergnügen, wieder einmal rechtschaffen zu laufen. Spazierengegangen war er letzthin oft genug im Park, er war auch ausgeritten und im Wagen ausgefahren, aber er entsann sich nicht, seit dem mißglückten Weg von Podszunkehmen her wieder ordentlich marschiert zu sein. Nun schritt er um so munterer darauflos. Bisweilen lockte er eines der jungen Pferde heran

und sprach mit ihm. Dann drängten sich auch die übrigen herzu und schnappten mit den weichen Mäulern spielerisch nach seinen Schultern. Er war ganz eingehüllt in ihren Dunstkreis, der nach frischer Weide und ein wenig nach trockenem Staube schmeckte. Als rückwärts die rötliche Flamme am Himmel emporstieg, wandten sie die klugen Köpfe. Sie spitzten die Ohren, und der Widerschein des Feuers spiegelte sich in ihren großen, runden Augen.

Das Vorwerk sah im halben Licht der weißen Nacht minder verfallen aus. Aber der Hund bellte an seiner Kette so wild und unablässig wie nur je. Man hörte, wie er immer wieder gegen seine Fessel ansprang. Das Tor war geschlossen.

Im Schatten der Bäume des kleinen Gartens meinte Herbert einen Menschen zu erspähen. Er ging darauf zu und fragte: „Hallo! Wer da?" Da trat die Grigoleitsche ins Licht hervor. Sie war gekleidet, wie sie im Sattel zu sitzen pflegte, in Mannshosen und einer Mannsjacke, ein Tuch um den Kopf geknotet, und trug einen derben Stock in der Rechten. „Ach, gnä' Herrche is es?" versetzte sie. „Oh, denn is man gut. Ich seh' nach de Fohlchens. Die Jungens sind mit dem Stahlhelm beim Sonnwendfeuer. Es gibt gar zu schlechte Menschen hierherum, gnä' Herrche. Gestern wieder haben die Jungens drei Pfähle im Zaun gefunden, die angesägt waren. Wenn die Fohlchen gegenrennen, sind sie frei und laufen uns nach Polen. Und heute nacht, hab' ich gedacht, mußt du erst recht aufpassen. Beinahe hätt' ich das gnädige Herrchen für den Halunken gehalten."

„Gute Wache!" erwiderte Herbert.

Die Frau nickte und schritt davon. Im Hof des Vorwerks tobte der Hund wie toll. „Is das nich 'n unchristliches, heidnisches Vieh?" rief sie zurück. Und sie drohte mit dem Stock: „Dotschlage müßt' man dich!"

Herbert ging weiter. In der Bewegung spürte er aufs neue, wie heiß und schwül es immer noch war. Er stillte

einen plötzlichen Durst an dem Wasserstrahl, der vor dem Grigoleitschen Anwesen in die Tränktröge der Fohlen rann, und setzte sich ausruhend an den Mühlstein unter den Lindenbäumen. Den Kopf in die Hand gestützt, betrachtete er das Wiesenland, das sanft und weich zur Sorpa abfiel. Das Herrenhaus und der Park jenseits waren nur undeutlich zu erkennen. Ganz unmerklich beschlich ihn eine starke Müdigkeit. Aber er raffte sich auf, bevor sie ihn überwältigte, und machte sich auf den Heimweg. Keineswegs wollte er dem Vetter und den Damen drüben ein zweites Mal das Schauspiel eines verschwundenen und zu suchenden Gastes geben.

Vor der Tür des Herrenhauses, auf dem kleinen erhöhten Vorplatz, saßen die Mamsell und Madsen Hand in Hand auf der weißen Gartenbank. Madsen sprang sogleich auf. „Um Gottes willen, Herr Baron," sorgte er, „ist wieder etwas passiert?"

„Unsinn!" wehrte Herbert ab. „Der Trubel war mir unangenehm, da hab' ich mich dünn gemacht. Aber Sie, Madsen, wie kommt es, daß Sie nicht mit zum Feuer sind?"

„Oh, Herr Baron, das Haus muß doch behütet sein. Auch von einer Mannsperson. Und da hab' ich gedacht, . . ."

Plötzlich nahm er einen Anlauf, schlug die Hacken zusammen und meldete: „Denn wir sind uns einig, Mamsellchen und ich, Herr Baron."

„So, so," lachte Herbert, „aber da gratulier' ich. Wennschon mir es schwer fallen wird, meinen guten Madsen zu missen."

Madsen zuckte die Achseln. „Es mußte doch einmal sein, Herr Baron", versetzte er. „Es war nicht mehr das Richtige für einen Mann. Damals an Bord und in Kiel, — ja, das ging wohl an. Aber jetzt? — Nein! Und hier ist es fast so wie in Schleswig, bei Tondern, in meiner Heimat, das Land und die Weiden und das Vieh. Nämlich wir wollen uns drüben niederlassen in der Siedlung."

Herbert reichte ihm die Hand. „Es ist gut und das einzig Richtige, Madsen", sprach er. „Alles Glück für Sie und die Jungfer Braut. Auf der Hochzeit tanzen wir zusammen, nicht, Mamsellchen?"

— — — — — — — — — — — — — — —

Durch die offene Tür des Küchengartens trat er in den Park. In den letzten heißen Tagen war die ganze Blütenfülle der Rosen entfesselt worden. Ihre Düfte schmachteten zwischen den Beeten und tropften von den Zweigen. Die Zentifolien und Moosrosen hatten ihre Farben in der Nacht verloren, aber die weißen Strauchrosen leuchteten. Er schritt an der Sonnenuhr vorüber und bog in den Tannengang ein. Zwischen den hohen Baumwänden war es sehr finster. Nur voraus klaffte der Spalt über dem Ausblick, rötlich gefärbt vom Sonnwendfeuer. Eine riesige Eule löste sich vor seinen Schritten von ihrem Sitz im Geäst und strich den Gang entlang. Ihr Flug war weich wie ihr Gefieder; unhörbar, geisterhaft schwebte sie. Dann zerfloß sie in der Dämmerung.

Langsam schlenderte er nun der Veranda zu. Im Gehen legte er sich die Ausrede zurecht, mit der er den Fragen nach seinem Verbleiben zu antworten gedachte. Es habe ihn plötzlich eine unsägliche Angst vor den vielen unbekannten Menschen überfallen, wollte er lügen. Sogar erklärlich war das am Ende, nachdem er wochenlang in der Einsamkeit gelebt hatte. Und wenn es ihm nicht geglaubt wurde, war es auch kein Unglück. Mit einemmal hielt er inne. Zugleich mit der ersten Lichtspur, die sich fernher von der Veranda heranstahl, schwang sich eine Stimme, eine leise gesungene Tonfolge, durch das Gebüsch zu ihm herüber. Er meinte sie bereits vernommen zu haben, ja, sie mutete ihn irgendwie vertraut und verwandt an. Er horchte. Und ja, — es war die Stimme, der er von seiner Stube aus in den Nächten des Fiebers und späterhin in denen der Erschöpfung und der Genesung gelauscht hatte. Aber diesmal war es keine italienische Opern-

melodie, die sie vor sich hinträllerte, sondern ein Liedchen von wenigen Zeilen, das sich immer wiederholte und stets in einen Kehrreim mündete. Es klang wie eine jener endlosen Balladen, welche die Kinder singen, wenn sie von ihren Spielen ausruhen. Die Melodie war fremdartig und traurig, undeutsch, slawisch.

Lautlos schlich er über den Rasen näher. Aber die Grillen im Gras zirpten und geigten um die Wette, so daß er gar keine sonderliche Vorsicht brauchte. Anni saß auf der Veranda, in dem niedrigen Lehnstuhl, in dem die Urtante sich niederzulassen pflegte, träge hingestreckt. Sie rauchte Zigaretten, die sie einer Schachtel auf ihrem Schoß entnahm, — vortreffliche Zigaretten, wie der Tabaksgeruch verriet. Zwischen den hastigen Zügen indessen sann sie vor sich hin und sang jenes Lied, das er vernommen hatte, bald kaum hörbar, bald lauter, je nach den Gedanken, die auf ihrem Antlitz kamen und gingen. Bisweilen vergaß sie die Zigarette ganz, die nun von selbst zu Ende glimmte. Dann stippte sie sie im Aschenbecher tot und zündete sich stirnrunzelnd eine neue an. Sie schien angestrengt über etwas nachzusinnen; niemals jedoch gelangte sie zu dem Schluß, der sie befriedigte. Da ließ sie zuletzt das Grübeln, das Rauchen und das Singen. Ihre Glieder lösten sich, und sie sank matt in die tiefe Buchtung des Stuhles zurück. Gleichgültig und gelangweilt blickte sie über die Lehne hinweg in den dunklen Garten. Dann streckte sie die ineinandergewundenen Hände gerade von sich fort, führte sie hoch, daß die Ärmel weit zurückfielen, und verschränkte sie endlich über dem Kopf. Schön gerundet und doch schlank, mattweiß leuchteten die Arme im Licht der Lampe, die von der Decke herabhing. Nur im Grund der Achselhöhle zeichnete sich eine dunklere Stelle ab.

Herbert verharrte im Schatten der Sträucher regungslos. Er war sich nicht ganz klar darüber, ob es ritterlich oder auch nur erlaubt sei, das Mädchen, so wie er es tat, aus dem Hin-

terhalt zu belauschen. Aber wie sollte man anders einem Geheimnis auf den Grund kommen? Denn irgendwie rätselhaft war es um Anni bestellt. Daß sie die nicht war, die sie scheinen wollte, — ein Dienstbote, — das galt ihm längst schon für ausgemacht. Heute wurde es ihm nur neu bestätigt. Eben jetzt wähnte sie sich unbedingt allein und konnte nach Belieben und ohne Scheu ihr inneres Wesen hervorkehren, — und sie betrug sich ganz so, wie eine Dame sich betragen haben würde. Mit einem Male, wie er sie noch betrachtete, kehrte ihm klar und deutlich das Aufleuchten aus der Erinnerung zurück, das ihre Züge erhellt hatte, als der Oberförster seine leichtsinnigen, prahlerischen Reden führte, und das ihn, Herbert, unwillkürlich veranlaßt hatte, seine Tasse umzuwerfen. Es durchzuckte ihn: stand sie etwa im Dienst der polnischen Propaganda? War sie eine polnische Spionin? War sie beauftragt, den Aufbewahrungsort der Maschinengewehre in Erfahrung zu bringen, die zur Verteidigung des Brückenkopfes in Sorplauken oder in der Nähe des Gutes verborgengehalten wurden? Er kam aus Berlin und meinte, wie anders auch der Vetter urteilen mochte, allem romantischen Spuk von Grund aus abhold zu sein, aber der Verdacht erschien ihm trotz alledem nicht unwahrscheinlich. So angesehen spielte sich von der Fahrt im Schlafwagen, die sie zufällig mit ihm zurückgelegt hatte, alles folgerichtig ab. Dann war es auch klar, warum die Investigationskommission den angekündigten Besuch immer wieder hinauszögerte; man hatte dort die erwarteten Nachrichten noch nicht bekommen und fürchtete, vergebens zu suchen. Nein, nein! Die Vermutung ließ sich nicht ohne weiteres von der Hand weisen.

Auf der Veranda richtete sich inzwischen Anni im Stuhl auf. Sie tastete sich das Haar zurecht und zog einen kleinen Spiegel aus der Kleidertasche, um sich zu beschauen. Schließlich brachte sie eine Puderquaste zum Vorschein und betupfte sich mit der Quaste nacheinander das Gesicht, den Hals, die

Arme und die Hände. Die Hände bedachte sie besonders reichlich, aber sie war trotzdem sehr unzufrieden mit dem Anblick, den sie boten. Das Grübeln schien sie gänzlich aufgegeben zu haben; sie putzte sich wie ein Kätzchen. Nach einem letzten Blick in den winzigen runden Spiegel stand sie auf und trat an die Stufen vor, die in den Garten hinunterführten. Die Nacht atmete gerade, fast unmerklich, aber ein geringes Wehen rauschte dennoch im Laub. Das Mädchen auf den Stufen trank es tief in sich hinein, indem es mit den Händen seine Brust hob und den Kopf weit zurücklehnte. Dann wandte es sich mit einem Seufzer zum Tisch zurück, räumte einiges Geschirr auf ein Brett und trug es hinein in den Saal.

Herbert hatte in seinem Versteck vorgeneigt gestanden wie ein Jäger auf dem Anstand. Nun löste sich seine Spannung. Er tauchte in das Dunkel des Gartens zurück. Vom Licht der Veranda geblendet, tappten sich seine Augen in den beschatteten Gängen fürs erste nur mühsam vorwärts, allmählich aber gewöhnten sie sich an die Finsternis, und er vermochte rüstiger auszuschreiten, wie es seiner inneren Bewegung entsprach. Gewiß war es nur ein Verdacht, der ihn erregte. Aber je länger er sich mit ihm befaßte, desto wahrscheinlicher dünkte er ihn. Seltsamerweise empfand er dabei keinerlei Entrüstung. Deutsche und Polen waren nun einmal, wennschon sie sich weit vernünftiger und längst hätten vertragen sollen, Gegner geblieben. Im Krieg aber mußte jede Waffe recht sein, die traf und schadete.

Wie aber sollte er sich nun verhalten? Sollte er dem Vetter seinen Verdacht mitteilen? Er zweifelte nicht, daß Gottfried ihn abermals lächelnd abweisen und auch der neuen Vermutung gegenüber daran festhalten würde, daß dort, wo nichts zu verhehlen sei, auch keine Entdeckung befürchtet zu werden brauche. Aber sicherlich würde er, da er die Möglichkeit einer Spionage von polnischer Seite sehr wohl zugab,

Anni ohne viel Federlesen aus dem Hause entfernen und den Franzkis in Pillwischken kündigen. Die liederliche Wirtschaft auf dem Vorwerk war ihm ja ohnehin zuwider, und Dröge klagte beständig über die neuen Instleute. Einem wirklichen und einem immerhin wahrscheinlichen Übel wurde damit gleichzeitig die Wurzel durchschnitten; es war das Einfachste und Vernünftigste.

Aber zu diesem Entschluß, der so umstürzende Folgen haben mußte, vermochte sich Herbert mitnichten durchzuringen. Irgendwie war er bereits mit dem Ereignis inniger verbunden, als er sich selber eingestand, und keinesfalls wollte er sich die Polin entwinden lassen, ehe er ihr eigentliches Wesen ergründet hatte. War sie das, wofür er sie hielt, so mußte sie einen hellen Kopf und das Herz auf dem rechten Fleck haben, und zu alledem mußte sie, da sie sich die allergefährlichste Rolle zutraute, ein echtes Weib sein. Es lohnte einen hohen Einsatz, sich ihr zu nähern und den Versuch zu machen, sie zu gewinnen. Daß sie nebenher noch ein politischer Widersacher war, den es zu überlisten und zu besiegen galt, erhöhte nur den Reiz des Abenteuers. Es würde schwierig sein, die Klinge mit ihr zu kreuzen, das war ihm wohl bewußt. Er verfügte über keinerlei Bundesgenossen und hatte ganz allein und selbständig ihre Pläne zu erraten und zunichte zu machen. Aber gerade weil man ihn so kümmerlich vor der Tür des Geheimnisses stehen ließ, lockte es ihn doppelt, ganz auf eigene Gefahr das Spiel zu spielen und zu gewinnen — für die anderen. In einem aufblitzenden Gedanken sah er sich schon als Triumphator, der die schließliche, höchst wichtige Enthüllung großmütig Gottfried, dem ewig ungläubigen Thomas, darbrachte.

Wie das aber alles vor sich gehen sollte, ahnte er nun freilich noch nicht. Er hoffte, Anni gewachsen zu sein, ja, sie zu überwinden, zugleich jedoch hielt er es für seine ritterliche Pflicht, ihr etwaige gewalttätige, plumpe Schläge zu ersparen.

Beides galt es zu vereinen, und darum durfte der Vetter fürs erste nichts von alledem erfahren.

Herbert war wieder in den Tannengang geraten. Immer langsamer schritt er darin auf und ab, und immer ruhiger kamen und gingen die Wellen seiner Gedanken. Unwillkürlich entsann er sich dessen, was ihm Tante Klarisse von der Entstehung der Anlage erzählt hatte, daß sein Urahn, der Feldmarschall Geoffroy Imme, sie einst geschaffen hatte seiner Frau zu Gefallen, der es vor Raupen graute, und die er über alles liebte, obwohl er ihr durchaus nicht die Treue hielt. Vom Marschall spannen sich die Fäden leicht hinüber zu dem Bild seiner polnischen Mätresse, das in seiner — Herberts — Stube hing, und zu Anni, die dem Porträt so seltsam ähnlich war. Damit schloß sich gewissermaßen eine Kette, und es war ihm, als sei auch er ein Glied darin, als sei er fortan nicht mehr frei, dieses zu wollen und jenes abzulehnen, sondern als stehe er im Bann eines Schicksals und müsse tun, was es ihm vorschreibe. — — — — — —

Als die Wagen vom Sonnwendfeuer zurückkehrten, stand er in der Tür und hieß die Insassen willkommen. Er brachte lachend seine Entschuldigung vor und fand Glauben dafür. Der Medizinalrat nickte zustimmend dazu, aber er sprach zugleich die Hoffnung aus, daß derartige nervöse Störungen mit der Zeit vollständig verschwinden möchten.

Es wäre weitaus das Gescheiteste gewesen, wenn die Gäste am Denkmal sich verabschiedet hätten und nach Hause gefahren wären. Aber gemäß dem ländlichen Bedürfnis, die seltenen Feste bis zur Neige zu feiern, kehrten sie alle noch einmal nach Sorplauken zurück. Es war eine vortreffliche Ausrede, daß die Pferde vor dem Heimweg noch einmal getränkt und gefüttert werden müßten.

Im Saal wurden Bier und Wasser mit Fruchtsaft gereicht, und wer wollte, konnte an Salzbrezeln oder süßen Kringeln knabbern. Man nahm aber nicht feierlich an der Tafel Platz,

sondern die einzelnen Gruppen setzten sich auf der Veranda oder dem Gartenvorplatz dahin, wohin sie gerade begehrten. Johanna allein hatte sich still zurückgezogen. Gottfried entschuldigte sie und ließ sich dann mit dem Domänenpächterspaar und Dröge in einer geschützten Ecke der Veranda nieder. Frau Toussaint hatte trotz ihrer Gartenpassion eine unbändige Angst vor Zugluft. Der Pächter sprach über Zuchtbullen und den Stand der Hackfrüchte, seine Gattin aber war todmüde und nickte vor sich hin. Gertrud trat hinzu und unterhielt sich mit ihr. Sofort rückte Dröge galant vor ihr zur Seite, und so kam sie neben Gottfried zu sitzen. In der andern Ecke der Veranda ließ sich Klarisse vom Medizinalrat den Schornheimer Klatsch erzählen. Es gab viel zu lachen dabei, aber mit ihrer eigentlichen Teilnahme war die Greisin drüben am andern Tisch. Gottfried hatte sich merklich zurückgezogen, als Gertrud unvermutet so nahe bei ihm Platz nahm, und es war ein Schatten über sein Gesicht gegangen. Als sich indessen das junge Mädchen ganz offen und harmlos an ihn wandte, löste sich sein Befremden immer mehr und verwandelte sich schließlich in ein desto froheres Wohlgefallen. Er plauderte lebhaft und schien seiner Gewohnheit entgegen sogar zu scherzen. Die Alte atmete auf: diese Klippe, die am Nachmittag bei der Tafel so plötzlich aufgetaucht war, konnte für glücklich umschifft gelten.

Auf dem Vorplatz, im Schatten einer Laube von weißen Rosen, hielten sich der Oberförster und seine junge Frau heimlich umfangen. Wenn sie die Köpfe über die Lehne der Gartenbank zurückbeugten, wurden sie vom Haus aus nicht mehr gesehen. Dann küßten sie sich, durstig und lange. Der Eleve und das ‚Keichel' gingen unten an der Sorpa auf und ab. Das weiße Kleid des Mädchens leuchtete im Dunkel, und man hörte ihr stoßweises, kälberndes Lachen.

Herbert saß bei der Urtante und rauchte eine Zigarette nach der anderen.

Von drüben, vom Berge her, nahte sich Musik. Nur die Pfadfinder hielten bis zum Morgen Feuerwache und biwakierten beim Denkmal. Die anderen, Stahlhelm und Wehrwolf, Jungdeutscher Orden und Kriegervereine und was alles sonst an der Sonnwendfeier teilgenommen hatte, marschierten nun wieder heimwärts. Kurz vor dem Herrenhaus schwiegen die Trommeln und Pfeifen, und die Musik begann einen hellen, leuchtenden Reitermarsch. Gottfried lauschte und stand dann mit einemmal auf. „Das haben sie sich hübsch ausgedacht", sagte er. „Es ist der Parademarsch meines alten Regiments, der litauischen Dragoner." Stehend hörte er das strahlende Stück an. „Ach," fuhr er dann fort, „dazu gehörten die blauen Röcke mit den roten Schulterklappen und die blanken Knöpfe und Helme. Feldgrau — das war schon ein Stück vom neuartigen Krieg." Alles lauschte schweigend hinter der Musik drein. Sie wurde gemach schwächer, flackerte in irgendeiner Biegung noch einmal auf und verstummte schließlich. Dann plätscherte das Gespräch von neuem, immer langsamer und immer matter.

Herbert hatte sich in den Park geflüchet. Aber von einer Rundbank sprang plötzlich der Eleve auf. „Oh, Pardon!" stotterte er. Wofür er sich entschuldigte, war unergründlich. Das ‚Keichel' verharrte schämig im Schatten. ‚Hier störst du nur,' dachte Herbert und stieg in den französischen Garten nach der Warte hinauf. Ein wenig freier war es auf der Hochfläche. Über die Einfriedigungshecke herein wehte der feine Geruch des blühenden Getreides. Unübersehbar schlummerten die riesigen Weizen- und Roggenbreiten; der Mond deckte sie mit einem ungewissen Schleier zu. Weiter fort, auf der Landstraße, wanderten ein paar Nachzügler von der Sonnwendfeier dahin, paarweis oder auch untergefaßt in einer Reihe. Sie hatten es nicht eilig. Und wahrhaftig: mitten in der Nacht stieg eine Lerche jubilierend zum bleichen Himmel empor.

Im Nußgang, dem schattigsten von allen, der ganz verhangen von den großen Blättern der Haselnuß, quer hinter dem Ausblick entlang führte, knirschte der Sand unter langsamen Schritten. „O du!" flüsterte eine Stimme. „Wie bist du schön! Wie bist du schön!!" Es klang wie ein Seufzer. Der lange blonde Oberförster strich vorbei. Die zierliche Frau hing ersterbend in seinem Arm.

Herbert atmete schwer. Er wollte gern lachen über die Verliebtheit, die um ihn herum allenthalben ihr Wesen trieb, aber er spürte, wie er allgemach selbst den schöpferischen Gewalten unterlag. Unmittelbar von der Erde stiegen sie mit ihrem gesunden und üppigen Zeugen und Gebären auf und bemächtigten sich seiner. Er kehrte lebend gleichsam in den Schoß der großen Mutter wieder zurück und wurde wieder ein Teil von ihr, nicht anders wie die Ähren und die Blumen.

Von der Veranda her rief die Stimme Dröges: „Hallo! Hallo!! Es ist angespannt!" Einhalb zwölf Uhr hatten die Wagen vorfahren sollen, das war bei der Rückkehr vom Denkmal angeordnet worden, — jetzt lebte man bereits im neuen Tag, der ein Werktag sein sollte. Da war es hohe Zeit, aufzubrechen. Eilends flogen die Gartenschwärmer heran. Sie stellten sich, als seien sie eben nur einmal gegangen, um das Gladiolenbeet vorm Hausgiebel zu besehen, aber ihre Augen blinzelten in der Helligkeit des Lichtes und gewöhnten sich nur mit Mühe daran. „Mein Gottchen, Kind," klagte Frau Toussaint, „wo warst du doch so lange?"

Der Eleve sprang ritterlich in die Bresche. „Ich habe dem gnädigen Fräulein die große Sonnenuhr im Park gezeigt", meldete er.

„So?" versetzte der Domänenpächter. „Wieviel Uhr war es denn?" Er hatte nichts wider den Zögling Dröges einzuwenden. Wenn sich die jungen Menschen fanden und aneinander festhielten, war es eine gute Partie für seine Tochter.

Der Abschied fiel kurz aus. Gertrud, Gottfried und Dröge

begleiteten die Gäste vor die Tür. Diensteifrig half der Eleve einsteigen. Eines nach dem andern wurde binnen kurzem im Wagen verstaut. Dann zogen die Pferde an, und die Räder knirschten den Kies der Auffahrt hinunter auf den Pflasterweg zum Tor.

Herbert war bei Klarisse zurückgeblieben. „Tantchen," fragte er leichthin, „glaubst du, daß man diese Nacht schlafen kann?"

„Ich gestehe," antwortete die Alte, „daß ich Verlangen trage, nach so vielem Sitzen wieder einmal zu liegen. Aber schlafen? – Nein. Im Gegenteil, ich werde so wach sein wie seit langem nicht. Das haben diese Art Nächte an sich, selbst für die Achtzigjährigen. Man ist ja nie so alt, daß man sich nicht erinnerte und nicht alle die Torheiten bereute, die man nicht begangen hat."

Sie reichte dem Neffen den Arm und ließ sich von ihm hinter dem Verabschiedungstrubel weg die Treppe hinaufführen. Unter dem Dachgebälk war es unerträglich dumpf und heiß. „Mir graut vor meiner Stube," stöhnte Herbert. „Ich werde die Nacht im Garten zubringen."

„Tue das", erwiderte die Greisin. „Es geschieht selten genug, daß man in Ostpreußen dazu Lust verspürt. Aber gehe uns nicht gänzlich verloren, wie heute schon zur Hälfte!"

„Ich will mich hüten, Tante!" – – – – –

Gottfried lächelte, als er von der Absicht des Vetters hörte. Er war ersichtlich bei frohester Laune und zeigte durchaus kein Befremden. „Ganz nach deinem Belieben", sagte er. „Als ich noch jung war, bin auch ich in mancher Nacht durch die Felder gewandert. Aber das ist ziemlich lange her."

Er überlegte eine Zeitlang. „Nun merke," fuhr er dann mit Lebhaftigkeit fort, „du mußt doch deine Verhaltungsmaßregeln haben. Der Saal wird abgeschlossen und die Tür verwahrt, das ist unerläßlich. Von der Gartenseite also bist du ausgesperrt. Aber wenn du willst, magst du den Wächter

rufen; er läßt dich dann vorn zur großen Tür herein. Und vor allem mußt du warmes Zeug für die Morgenstunden haben." Geschäftig trug er zwei Decken herzu und schichtete sie in einer dunklen Ecke auf die Stühle. „Hast du auch genug Zigarren gegen die Mücken und Gnitzen?" fragte er noch. Obwohl Herbert bejahte, stellte er ihm eine Kiste hinaus; auch die Streichhölzer vergaß er nicht. Dann reichte er ihm die Rechte: „Gute Nacht denn! Es soll also dabei bleiben?"

Herbert nickte und erwiderte den Handschlag. Gottfried ging, und er war allein. Er hörte den Vetter alsbald hin- und herschreitend die Tür verschließen und eine eiserne Stange vor die Läden fügen. Deutlich vernahm er, daß er sich ein Liedchen dazu flötete. ‚Er pfeift!' dachte er bei sich. ‚Das ist noch nie geschehen.' — — —

Das Licht im Saal erlosch. Es war wie etwas Fremdes in der hellen Nacht gewesen, aufdringlich, gelb und lärmend, nun war alles heimlich und vertraut. Halb schlafend, halb wachend, lag die Dämmerung auf dem Land ringsum; sie atmete regelmäßig und still und wartete den Morgen heran.

Herbert verlor sich in den Garten. Freundschaftlich grüßte er im Vorüberstreifen zu seiner Stube oben im Giebel hinauf. Das dunkle, weit offene Fenster schien nach Luft zu schnappen. Unwillkürlich ging er seitlich des Kiespfades auf dem Rasen; er wollte die weiche Nacht nicht durch harte Schritte wecken. Ehe er aber in einem der Baumgänge untertauchte, erreichte ihn vom Haus her ein jäher Lichtblitz. Ein rötliches Viereck war unvermittelt in der Giebelwand aufgeschimmert. Das helle Fenster war unterhalb des seinen gelegen, aber er entsann sich nicht, es je bemerkt zu haben. Jetzt sah er, daß ein Strauch sein Zweiggewirr davor ausbreitete; deshalb hatte er daran vorübergeschaut. Aber mit einem Male glaubte er zu wissen: aus diesem Fenster, hinter diesem Strauch hervor war der Gesang gekommen, der in die halbwachen Stunden seiner Krankheit und Genesung hineingeklungen war.

Noch ehe er sich entscheiden konnte, ob er verweilen oder weitergehen solle, erstarb der Schimmer hinter dem losen Geäst. Dafür aber schwang sich eine weiße Gestalt auf das Fensterbrett und sprang behende in den Garten hinab. Sie spähte eine Weile lauschend in die Dämmerung hinein und lief dann geschwind über die kahlen Grasflächen vom Haus in die Deckung des Gebüsches.

Es war Anni.

Herbert fühlte sein Herz bis zum Hals schlagen. Was wollte das geben? Halb noch geblendet vom Glanz der Glühbirne, die sie soeben ausgeschaltet hatte, war sie an ihm vorübergehastet. Er war ihr gegenüber im Vorteil. Für die Sonnwendfeier hatte er sich dunkel gekleidet, sie aber trug noch das helle Leinenzeug, in dem sie aufgewartet hatte. Er verharrte regungslos, bereit, sich an ihre Fersen zu heften. Aber sie hatte offenbar kein Ziel. Nachdem sie sich einmal vor unerwünschten Blicken geborgen wähnte, ließ sie sich Zeit. Bei den Rosen an der Sonnenuhr blieb sie stehen, zog einige von ihnen zu sich heran und sog ihren Duft ein. Eine davon pflückte sie und führte sie an die Lippen, indem sie leise ein paar Worte dazu sprach. ‚Du bist die schönste,' übersetzte sich Herbert das Flüstern, ‚du darfst mir nahe sein.' Immer wieder von den Rosen nippend, ging sie rund um den Buxbaumrand der Uhr herum. Danach bog sie in den Tannengang ein.

In diesem geradlinigen Bezirk durfte er ihr nicht ohne weiteres folgen. Die Baumwände waren dort so dicht und gerade gepflanzt, daß ein Mensch nirgends einen Zwischenschlupf fand. Vorsichtig lugte er um eine Ecke. Inmitten der hohen schwarzen Mauern schwebte sie wie ein weißer Falter bis zu dem Ausblick. Oben auf dem Hügel stand sie einen Augenblick still und schien die Luft der Felder einzuatmen. Dann ließ sie sich auf eine der Bänke nieder, und nur ein Stück des lichten Rockes leuchtete noch in den Gang hinein.

Herbert näherte sich der Warte auf einem weiten rechteckigen Umweg. Behutsam wie ein Jäger das Wild, beschlich er die Stelle. Aber seine Sorgfalt erwies sich als überflüssig. Als er endlich den Fleck überschauen konnte, wollte er seinen Augen nicht trauen, — Anni war eingeschlummert. Beide Arme weit auf der Lehne ausgebreitet, den Kopf leicht zur Schulter geneigt, die Beine lässig ausgestreckt, schlief sie. Da änderte er seinen Plan. Hart den Kies schürfend stieg er die Stufen zum Ausblick hinan. Die Schläferin regte sich ein wenig. Eine leise, verwunderte Frage trat ihr auf die Lippen; es waren keine deutschen Worte. Danach aber richtete sie sich halb empor und sagte: „Oh! Der Herr Baron!" Sie schien aufstehen zu wollen. Ehe sie sich aber ganz aus dem Schlummer aufzuraffen vermochte, bat Herbert: „Bleiben Sie ruhig, Fräulein Anni!" Und noch einmal: „Bleiben Sie doch!" Da nahm sie wieder ihre bequeme Haltung ein; nur die Arme legte sie vor sich hin in den Schoß.

Er setzte sich ihr gegenüber auf die Bank und sah ihr ins Gesicht. Sie lächelte. Wenigstens spiegelte sich irgendeine Helligkeit in ihren weißen Zähnen, ebenso wie im Weiß ihrer Augen. „Auch Sie sind vor dem heißen Zimmer geflohen, Fräulein Anni?" fragte er.

„Ja," antwortete sie einfach. Und nach einer Weile fügte sie munterer hinzu: „Ich bin sogar aus dem Fenster gestiegen."

„Warum auch nicht?" erwiderte er. „Aber fürchten Sie sich gar nicht?"

„Fürchten? Vor wem? Jetzt, des Nachts? — In Lemberg möcht' ich mich fürchten um diese Zeit, und in Warschau oder Berlin. Aber hier?!"

Er nickte: „Sie haben recht." Mit einemmal aber sah er sie scharf an und sprach: „Sie sind nicht, wer Sie scheinen!"

Sie erschrak nicht im mindesten. Leise hoben sich ihre hellen Schultern und senkten sich dann wieder. „Doch, Herr

Baron," versetzte er. „Aber ich gebe zu, daß ich einmal habe mehr sein wollen, als ich bin."

„Wie ist das zu verstehen, Fräulein Anni?"

„Aus der Zeit, Herr Baron. Ich bin erzogen mit der Fürstin Ljubomirowa, weil ich flink war und klug und Anna Pawlowna träg und schwerfällig. Ich hatte es gut, viele Jahre. Dann fiel alles um. Sie wissen ja. Danach war ich in Lemberg und in Warschau, und nun hier."

„Es ist hart für Sie gewesen, Fräulein Anni."

„Das kann man nicht sagen. Anna Pawlowna soll in Moskau verhungert sein. Ich weiß es nicht. Ich lebe jedenfalls, und hier ist es nicht schlecht. Was will man schließlich nicht? — Ach! Man soll zufrieden sein!"

Sie schwieg. Nachlässig reckte sie von neuem die Arme auf der Lehne aus. Sie lagen kühl und weiß auf dem dunklen Holz und waren dennoch gleich dem Antlitz und dem Hals warm und lebendig getönt. Es war, als streife sie mit dieser Gebärde absichtlich auch die letzte Spur der Wesensart einer Bediensteten ab.

Herbert ertrug die Stille nicht lange. „Ist sie nicht wundervoll, diese Nacht?" brachte er hervor. Er schämte sich der Abgeschmacktheit, und seine Stimme klang heiser.

Anni blieb stumm. Nach einer Weile aber sagte sie: „Sie haben recht. Aber ich gehe. Was hilft es? Der Tag morgen will vollbracht sein." Damit stand sie auf und wandte sich dem Tannengang zu. Herbert setzte sich gehorsamst an ihre linke Seite. Etwas atemlos, trotz des langsamen Schreitens, plauderte er: „Wissen Sie auch, Fräulein Anni, daß Sie vollkommen dem Bild einer Ludmilla von Zgarska gleichen? Es hängt oben in meiner Stube. Nur natürlich, es ist ein Bild, nicht mehr, und Sie leben." Er stockte. Plötzlich aber fuhr er gleichsam trotzig fort: „Und Sie sind schöner, viel, viel schöner!"

Anni hielt noch immer die Rose zwischen den Fingern. Sie führte sie liebkosend an die Lippen und spottete dazu: „Nur weiter, Herr Baron! Man hat mir lange nicht geschmeichelt."

„Was soll ich noch sagen?" stotterte er.

„Nun, da Sie meine Schönheit loben, werden Sie mich vermutlich auch lieben? Ja?"

Herbert blieb stehen. Die Kühnheit des Mädchens verblüffte ihn. Dann aber antwortete er eifrig: „Nein, noch nicht. — Oder doch! Wahrhaftig, seit langem schon! Ich bin Ihnen von Berlin aus gefolgt, in den Sumpf und die Krankheit hinein."

„Von Berlin aus?!"

„Im Schlafwagen, Anni. Und danach in Königsberg, und auf der Bahn hierher, und zuletzt in Podszunkehmen."

„Das ist ein Irrtum, Herr Baron. Ich bin unmittelbar von Lemberg über Warschau hierhergekommen. So steht es in meinem Paß."

„Aber in meinem Gedächtnis steht es anders."

Sie schüttelte den Kopf und lachte: „Hirngespinste!" Unvermittelt aber hielt sie darauf inne und legte den Finger auf den Mund. Ein Hund schlug vom Hof her an.

Herbert hatte ihren Arm ergriffen und sie in den Schatten des Baumganges zurückgezogen. „Der Wächter!" flüsterte sie. „. . . Er geht vorüber."

Schlürfende Schritte entfernten sich von dem Gartentor; eine rauhe Stimme schalt leise den blaffenden Hund.

Arm in Arm schlichen sie bei der Sonnenuhr vorüber und lauschten noch einmal. Alles blieb still, auch der Hund.

„Wie aber können Sie wieder zu Ihrem Fenster hinein, Anni?" raunte er.

„Oh," erwiderte sie, „das ist ganz leicht. Es ist ein Vorsprung in der Mauer."

„Lassen Sie mich Ihnen helfen, Anni!"

„Nein, nein!"

Schließlich setzte sie dennoch den Fuß in seine Linke und hob sich im Nu zum Fensterbrett empor. Da umfaßte er sie blindlings und küßte sie, wie sie an ihm vorüberstreifte, ihre Brust, ihre Hüfte, ihre Hand. Sie aber entzog sich ihm behende und leicht wie eine Wolke. Die Fensterscheibe klirrte zu, und er behielt nur einen schwachen Duft in seinen Händen und auf seinen Lippen.

X

Schlaflos lag Herbert auf der Veranda im Liegestuhl. Nach einigen hastigen Kreuz- und Quergängen im Garten hatte er seine Zuflucht zu dem vertrauten Möbel seiner Genesungstage genommen, hatte sich in die Decken gehüllt und schließlich mit einem Seufzer lang ausgestreckt. Körperlich wohlgeborgen auf diese Art, suchte er auch seine Empfindungen unter Dach zu bringen. Es war ihm unsicher und unbehaglich zumute. Weit mehr als vor dem Hund des Wächters, der vorhin vielleicht nur einer Katze nachgebellt hatte, fühlte er sich von sich selber bedroht. Nebenher plagte ihn etwas Kleinliches, das sogar einen gelind komischen Anstrich hatte: er mußte sich vorwerfen, das Gastrecht verletzt zu haben. Denn er hatte zu einem Mädchen, das unter dem hausväterlichen Schutz des Vetters stand, Beziehungen angeknüpft, die seinem Wirt sicherlich unwillkommen waren. Aber er verteidigte sich: Anni war gar kein Dienstbote! Weniger w a s sie gesagt hatte als w i e sie bei der kurzen nächtlichen Begegnung gesprochen und sich betragen hatte, bewies, daß sie in der großen Welt zu Hause war. Und er selbst, obwohl er sich ungeschickt, wie ein Tolpatsch oder ein Primaner benommen hatte, war ihr ja auch im allgemeinen gleichsam selbstverständlich wie einer Dame entgegengetreten. Was sie dann endlich von sich berichtet hatte, klang nicht einmal unwahrscheinlich. Letzthin waren auf dem Erdball, vor allem aber in Rußland, woher sie kam, noch weit phantastischere Wandlungen vorgegangen. Trotzdem blieb es

außer allem Zweifel: sie spielte nur die Rolle einer Dienerin, sie war keine.

War sie nun aber, wie er vermutete, eine polnische Spionin? Er glaubte es zu wissen und hätte darum in ihr von rechtswegen und vor allem anderen eine Feindin sehen müssen. Aber er begehrte sie, ja, er liebte sie. Er hatte nicht gelogen, als er es ihr gestand. Seit langem schon liebte er sie; jedoch erst jetzt war es ihm offenbar geworden. Aber war das nicht lächerlich? Wie lange kannte er sie überhaupt? Und war es eigentlich die leibhaftige Anni, die er liebte? Ach nein! Sondern eine Sehnsucht, die vielleicht von Beginn seines Daseins an in ihm geschlummert hatte, war in ihr Gestalt geworden, und hernach hatte sie von der Erscheinung der Dame im Schlafwagen und vor allem von dem Bild der Ludmilla von Zgarska in seiner Stube einen Abglanz angenommen. Aus diesem spiegelnden, luftigen Schimmer bestand Anni zuerst, späterhin dann kam ihre Körperlichkeit, ihr Fleisch und Bein. Darum war er auch weder zornig noch traurig gewesen, als sie sich vorhin an ihrem Fenster seiner Umarmung so flink entwunden hatte. Der Duft ihres Körpers und ihres Kleides, den er irgendwie noch in seinen Sinnen genoß, erschien ihm fast köstlicher als sie selbst. Und wenn er sie jetzt dennoch begehrte, so geschah es nicht mit einem frohen, zuversichtlichen Wünschen, sondern in einer schmerzlichen Hoffnung auf das Lösen einer Bindung oder das Stillen eines Krampfes. Beinahe wie eine Last oder ein Zwang lag diese Liebe auf ihm, und gleichwohl brannte sie wie ein Feuer.

Er fand sich wahrhaftig in sich selber nicht mehr zurecht und tappte wie ein verängstigtes Kind im Dunkel seiner selbst. Draußen leuchtete über den finsteren Baumschatten des Gartens die weiße Nacht. Aus ihr kam Verklärung, kam der Schlaf; er ließ die harten Gebilde leise zerfließen und hielt den Lauf der Dinge sanft an.

— — — — — — — — — — — — — —

Tagebuch.

25. Juni. – Heute morgen bin ich sogleich aus dem Garten vor das Bild getreten. Natürlich, – Anni ist es nicht. Das Bild stellt ja Ludmilla von Zgarska dar, die Geliebte des Feldmarschalls, und ist – Gottfried hat es fast auf Jahr und Tag bestimmt, – vor hundertvierzig oder noch mehr Jahren gemalt. Aber noch nie ist es mir so aufgegangen wie vor diesem Bild, daß die Vorstellung von einer Persönlichkeit durchaus nicht auf rein äußerlicher Ähnlichkeit beruht. Was der Maler, nach Gottfrieds Aussage ein Schüler der Berliner Akademie und mittelbar also Antoine Pesnes, als Künstler taugt, vermag ich nicht zu beurteilen. Mir scheinen die Bilder glatt und flüchtig, als ob er vierzehn Tage Zeit gehabt hätte und nicht länger, aber das Wesen dieser polnischen Mätresse hat er trotzdem herausgewittert. Es ist widerwillige Hingabe, Liebe mit Haß gepaart. Späterhin mag dann der Haß erloschen sein, wohl weil ihm ein träges Haremsdasein keine Nahrung mehr bot, und man mag sich vertragen haben.

Diese Entwicklung würde nun Anni nie nehmen. Sie beginnt eben dort, wo jene angefangen hat. Ludmilla Zgarska ist passiv, sie leidet, und weil sie sich nicht zum Handeln aufraffen kann, fügt sie sich endlich. Anni dagegen hat etwas Auffässiges, Tatkräftiges in ihren Augen. Ich habe ihr bisher nur selten, dann, wenn sie Grund zum Aufmerken gegeben hatte, zugesehen, obschon oder gerade – weil ich ihr heimlich zugewandt war. Wie leicht hätte ich grausam oder gar lächerlich enttäuscht werden können! Jetzt aber lege ich es erklärlicherweise darauf an, sie zu beobachten. Heute mittag war es kurz vor dem Essen. Wir warteten auf Gottfried, der auf dem Flur noch etwas mit Dröge besprach, um uns zu Tisch zu setzen. Anni hatte die Terrine mit der Suppe einstweilen abgestellt. Da fing die Urtante ganz mild und beiläufig zu ihr an: „Kind, wo warst du heute vormittag? Mamsell und ich haben uns heiser gerufen nach dir. Du solltest mir ein

paar Knöpfe annähen." Hui, wie flammte es da auf in Annis Augen! Sie sei nur geschwind einmal auf dem Vorwerk gewesen, antwortete sie, und ordnungsmäßig habe sie sich dazu vom gnädigen Fräulein — damit meint sie Gertrud, — Urlaub erbeten. Ganz aufgeregt und in einem gewissen Sinne trotzig und keck sagt sie das. „Verrückte Marjell, ich glaube dir ja!" erwidert die Tante. Und dann kam Gottfried. Aber Annis Hände zitterten noch, als sie die Suppe reichte.

War das meinetwegen? Weil sie vor mir gescholten wurde? — Es erscheint mir unwahrscheinlich. Denn sie ist eine gute Schauspielerin, und die Entrüstung paßte nicht in ihre Rolle. — — — — —

Die Urtante ist die einzige, die hier — versteht sich in unseren persönlichen Verhältnissen, — Augen im Kopfe hat. Sie findet mich ‚verändert'. Aber gottlob leitet sie die Wandlung von der Massenansammlung gestern abend zur Sonnwendfeier her, und meine Flucht ist ihr durchaus verständlich. Auch Gottfried hat sich nach ihrer Meinung ‚verändert'. Er ist sozusagen über Nacht um ein Dutzend Jahre jünger geworden und scheint entschlossen, sich Gertrud nächstens zu erklären. Endlich! Was zögert er noch? Höchst verwunderlich oder auch gar nicht verwunderlich ist es nun, wie sich diese Stimmung Gertrud mitgeteilt hat. Es mag wohl vom engen, gleichgerichteten Zusammenleben herrühren, daß gewisse Dinge nicht gesagt zu werden brauchen. Anderseits — um in dieser Welt der nüchternen Erscheinungen wirksam aufzutreten, müssen sie dennoch irgendwann ausgesprochen werden, und das hält dann besonders schwer. Nun, ich hoffe, bald gratulieren zu können. Unverändert, ganz unverändert ist Johanna, grau und unlebendig vom Morgen bis zum Abend. Es überfiel mich plötzlich bei Tisch: wie, wenn sie nun heute nacht nicht geschlafen hätte? Wenn Schlaflosigkeit sie zu ihrem Fenster getrieben hätte, das neben meinem, über dem Fenster Annis liegt? — Und ich fragte sie, als vom

schlechten Schlafen in den heißen Nächten die Rede war: „Und du, Tante Johanna?"

„Oh, ich schlafe fest wie ein Stein", antwortete sie. Dabei sah sie beinahe froh und befriedigt aus. Aber sogleich fuhr sie fort: „Sonst — —!!" Und ihr Gesicht erstarrte vor Grauen und wurde wieder blaß und tot. — — — — — —

Abends.

Etwas sehr Sonderbares: wir sitzen nach der Abendmahlzeit im Garten am runden weißen Tisch, Gottfried raucht wider die Mücken seine Jägerpfeife und erzählt just, halb ingrimmig, halb humoristisch, wie er denn seit gestern merkwürdig froher Laune ist, nun werde der Berg endlich die Maus gebären, der große Tag sei da. Ganz überraschend, wie sich das ja auch von selbst verstehe, wenn anders es einen Zweck haben solle, aber durchaus offiziell seien drei Mitglieder der Investigationskommission im Auto in Schornheim eingetroffen, der vorsitzende Holländer, ein Franzose und ein Belgier. Herr Aubert kenne sie selbstverständlich nicht, im übrigen aber habe er alles vortrefflich vorbereitet. Sogar ein halbes Dutzend Arbeiter habe er ausfindig gemacht, deren sich die Kommission bedienen könne, falls, wie vorauszusehen, an dem einzig der Kommission bekannten verdächtigen Ort die erforderlichen Arbeitskräfte nicht zur Verfügung stehen sollten, selbst Werkzeuge seien bereitgestellt, — da kommt Anni von der Veranda her: „Gnädiger Herr, das Telephon."

Nach einer Weile kehrt Gottfried nachdenklich zurück. „Nun kommen sie doch wieder nicht", berichtet er kopfschüttelnd. „Die Arbeiter und der Lastkraftwagen, der sie befördern sollte, sind abbestellt. Der Wirt vom Norddeutschen Hof telephoniert es mir; er hat die Leute benachrichtigen müssen."

„Gott ja", versetzt die Urtante. „Das sind so Vogelstellermätzchen, um sicher zu machen. Das kennt man."

„Nein," erwidert Gottfried. „Es ist etwas anderes. Etwa eine Stunde, bevor die Expedition abgepfiffen wurde, ist ein

Panjefuhrwerk am Hoftor vorgefahren, der Knecht hat nach dem ‚Diener' des Herrn Aubert gefragt, hat ihm etwas zugesteckt und ist sogleich wieder davon wie der Teufel."

„Und keiner ist hinter dem Polacken her?" entrüstet sich Tante Klarisse. „Gutes Gottchen, was für Menschen! Da hätte man doch einmal ein paar Schufte und Zuträger kennenlernen können."

„Sie haben es von der Küche aus gesehen und sofort den Pikkolo aufs Rad gesetzt. Der ist denn auch richtig vor blindem Eifer gegen einen Prellstein gefahren und hat sich die Nase zerkeilt."

Gottfried lacht dazu, aber schließlich sagt er doch: „Im Ernst, ich hätte auch gern gewußt, wo ungefähr hier bei uns die Fäden von drüben zusammenlaufen."

— — — — — — — — — — — —

Was will das nun wieder? Sind hier Spuren vorhanden, die nach Sorplauken und zu Anni herüberführen?

Der Zusammenhang wäre klar, wenn meine Voraussetzung, daß sie für Polen Spionage treibt, richtig ist. Sie ist heute vor Tisch in Pillwischken auf dem Vorwerk gewesen. Von dort könnte eine Botschaft von ihr, durch eine verbündete Mittelsperson so schnell wie möglich befördert, am späten Nachmittag sehr wohl in Schornheim anlangen. Diese Botschaft aber hätte dann gelautet: ‚Wartet! Wartet trotz allem noch einmal! Sucht nicht, wie ihr wolltet und — bisher mußtet, aufs Geratewohl! Wendet nicht blindlings alles mögliche um und um! Auf diese Art werdet ihr nichts finden, das weiß ich. Aber ich habe einen neuen Verdacht und einen neuen Plan!'

Und in diesem Plan würde mir eine Rolle zugeteilt sein. Ich würde sogar die Hauptrolle zu spielen haben. — — —

Ich muß sie spielen, — und ich will sie spielen.

Es wird nicht ganz einfach sein. Ich bin gewissermaßen ein Detektiv, der seine Eigenschaft als Detektiv auch vor

denen sorgfältig verbergen muß, die vernünftigerweise seine Bundesgenossen sein müßten. Und vor allem bin ich innerlich auf eine unklare und geheimnisvolle, aber desto festere Art gebunden.

Trotzdem! Ich will! Und ich – muß! – – – – –

Vorderhand bin ich lahmgelegt. In dieser Nacht wird sich nichts ereignen. Draußen rauscht ein Gewitterregen nieder. Die Erde trinkt sich satt.

26. Juni. – Ich bringe es nicht über mich, Anni tagsüber anzureden, geschweige denn sie zu berühren. Auch nicht, wenn wir allein und unbeobachtet sind. Sie trägt ihr helles, sauberes Zeug als eine Maske, das weiß ich, und sie tut es sehr zierlich, aber sie ist am Tag eine andere wie in der Nacht. Sie wird welk und grau in der Sonne. Überhaupt ist sie nicht jung. Wenn die Urtante nach ihrer Gewohnheit ‚Kind' zu ihr sagt, so paßt dies schlecht. Vielleicht müßte sie Puder auflegen? Wer weiß, – vielleicht ist sie es gewöhnt? Und das darf sie doch hier nicht!

Eines aber versöhnt mich immer wieder, eines, das immer schön an ihr ist. Sie geht ja nach der hiesigen ländlichen Sitte beim Servieren barfuß. Wie unsäglich edel sind dann ihre Fesseln, und wie sammetweich muß diese matte, weiße Haut sein! Und es peinigt und verwirrt mich gleichwohl, wenn sie sich in meiner Nähe zu schaffen macht. Aber ich möchte dennoch sagen, am Tage liebe ich sie nicht.

Nein, nur in der Nacht kann und mag ich sie wiederfinden. Ich werde Gottfried in ihrem Beisein wieder um die nächtliche Kampierfreiheit im Garten bitten, dann mag sie kommen oder sich versagen. Es liegt bei ihr. Bleibt sie aus, gut! Dann brech' ich hier meine Zelte ab und reise nach Berlin zurück. Ich habe weder Lust, noch Kraft, noch auch Geduld, lange zu warten und zu werben, zu tänzeln und zu flirten. Ich bin kein grüner Junge mehr. – – – –

Heut' abend hab' ich es Gottfried gesagt wegen der Nacht im Garten. Er lachte. ‚Sie' verzog nur ein wenig die Lippen, kaum merkbar, aber ich nahm es doch wahr. Nun sind es noch Stunden, bis Ruhe im Haus wird, — lange, unerträglich lange Stunden!

Unten vor meinem Fenster gehen Gertrud und Gottfried spazieren, ehrpusselig nebeneinander, aber ihre Stimmen klingen warm und fröhlich zusammen. Dabei — ich irre mich nicht, — unterhalten sie sich über Hühnerzucht, und ob es besser sei, auf Eier oder auf Fleisch zu züchten. Es liegt nicht einmal so abseits. Sie lieben sich und wollen sich vereinigen, um gemeinsam zu schaffen und zu wirken. Dann schwingt auch im Thema Hühnerzucht das Unausgesprochene mit. Viel Glück!

Ich — wenn ich bisher liebte, so war es, um zu siegen und zu besitzen. Ich wollte gleichsam einen Gipfel ersteigen. Aber auf einem Gipfel kann man nicht bleiben, man muß herunter und kann allenfalls wieder einen anderen erklimmen. Bei Gertrud und Gottfried ist es eher eine Höhenwanderung. Sie vermeiden die Gipfel und ihre erhabene Unwirtlichkeit, die kein längeres Bleiben gestattet, und haben dennoch den weiten Blick und die reine Luft. Was ist besser? Jenes oder dieses? Jetzt nun gar weiß ich nicht einmal, ob ich nach einem Gipfel unterwegs bin oder nach einem Abgrund. Ich gehe im Nebel.

— — — — — — — — — — — —

Tags darauf.

Sie ist gekommen.

Es dauerte endlose Zeit, bis ich allein im Garten war. Dann stand ich zuerst — ich weiß nicht, wie lange, — vor ihrem Fenster hinter dem Rosenstrauch. Kein Lichtschimmer, kein Laut, — alles tot und still. Was ich etwa zu erblicken meinte, waren Spiegelungen, Gebilde meiner Wünsche. Zuletzt demütigte es mich, dort zu sein. Ich stellte mir vor, wie sie etwa hinter einem Vorhang mich belauschen und verlachen

möchte, und riß mich los. Nach dem Ausblick, der auf den Berg jenseits des Flusses, auf den Brückenkopf, schaut, trieb es mich, ohne daß ich gerade daran dachte, daß ich ihr dort schon einmal begegnet sei. Ich warf mich auf die Bank, und so friedlich wehte es mich von den schlafenden Feldern an, daß ich schließlich meine Hoffnungen und Erwartungen vergaß. Plötzlich strich eine große Eule vom Garten her lautlos über mir ins Freie, eine zweite hinter ihr drein, noch größer als die erste. Sie tauchten im Augenblick im Dämmerlicht unter. Ich aber schaute den Tannengang entlang, in dem sie zu nisten pflegen, ob ihrer noch mehr ausfliegen möchten. Und siehe, da kam es von der Sonnenuhr her, ebenso lautlos wie die riesigen Vögel, weiß schimmernd zwischen den dunklen Wänden, und im flinken Schreiten wogte der Saum des Gewandes.

„Da bin ich", sagte sie und atmete hastig. „Spät, nicht wahr?" Ich aber stand auf und küßte ihr die Hand.

Sie ließ sich auf der Bank mir gegenüber nieder und blickte eine Weile schweigend über die weiten Ackerflächen hinüber auf den Berg. Statt des hellen gestreiften Leinenkleides, das sie tagsüber trägt, hatte sie einen Kittel aus weißem, weichen Zeug an; um den Hals schmeichelte sich eine gefältelte Krause.

„Ich hatte die Hoffnung, Sie zu sehen, fast schon aufgegeben, Anni", sprach ich.

Aber sie antwortete: „O nein. Sie wußten recht gut, daß ich mich einstellen würde. Warum auch nicht?"

Und dann plauderte sie. Plauderten wir miteinander. Von was allem? Ich erinnere mich nicht mehr. Obenhin und leicht wurde alles gestreift, Reisen, Musik, Theater, Oper, daß Kaiser und Könige von ihren Thronen gestiegen sind und ihren Kohl bauen, daß dafür Müller und Meier sich um die Krippe beißen und daß die Orlows und Demidows entweder noch ihre letzten Juwelen verspielen oder bereits als maîtres de danse

in den Bars figurieren. Halb Flirt, halb Ballgespräch. Und alles wäre verlaufen wie in der besten Gesellschaft, wenn ich nicht die Anrede gar zu oft gewechselt hätte. Einmal floß mir unwillkürlich ‚Gnädigste' von den Lippen, dann wieder sagte ich ‚Anni', und wenn ich am kühnsten war, ‚du'. Sie lehnte die Vertraulichkeit nicht ausdrücklich ab, aber sie glitt darüber hinweg und war um so kühler, je wärmer ich wurde. Ein einziges Mal ging sie aus sich heraus und war echt. Der Hund des Wächters bellte in der Ferne. Jäh verstummten wir. Da raunte ich ihr zu, indem ich mich zu ihrem Ohr hinüberneigte, ich hätte mich vom Wächter absichtlich und ausdrücklich in den Garten einschließen lassen, damit er späterhin keinen Verdacht hege oder gar nachforsche, wenn sich etwas in den Büschen rege. Sie nickte dazu, und wir lachten zusammen wie Kinder, denen ein Streich gelungen ist.

Schließlich stand sie auf von der Bank: „Gehen wir, Herr Baron!" Wir schritten auf behutsamen Sohlen den Tannengang entlang. Ich hatte das Gefühl, ich müsse sie zierlich bei der Hand führen wie in einem Menuett, und sie Herzogin oder Marquise oder wenigstens ‚teuerste Freundin' anreden. Ich sagte es ihr. „Tun Sie es doch, wenn es Sie danach gelüstet!" antwortete sie. „Sie müssen aber eingedenk bleiben, daß nicht ich mir den Rang zugeteilt habe, wie eine Hochstaplerin, sondern daß Sie selber ihn mir verliehen haben."

An ihrem Fenster setzte sie ohne Zögern den schmalen und leichten Fuß wieder in meine Hand. Ich spürte den Druck, als sie sich abstieß, um zum Fensterbrett zu gelangen. Irgendwie trat oder griff sie fehl, und ich hielt sie einen Augenblick lang im Arm. Ich fühlte ihren schlanken, weichen und doch festen Körper. Ein Schauer des Glücks überlief mich. Aber ich fand nicht den Mut und nicht die Kraft, sie zu halten und zu küssen. Es währte keine Sekunde, so war mir die gelinde Last abgenommen, Anni stand schon geduckt im Fenster und war sogleich in der Tiefe des Raumes untergetaucht. Ich

stand wie betäubt. Dies alles hatte ich schon einmal erlebt, aber es faßte mich aufs neue ungeheuerlich an. Ich taumelte und mußte mich wider die Wand stützen, um nicht zu fallen.

— — — — — — — — — — — —

30. Juni. — Es regnet. Unablässig rauscht es vom Himmel herunter. Für die Weiden soll es sehr notwendig sein, und mit der Heuernte hat es allenfalls noch Zeit. Aber ich! Mir scheint, ich war bisher vom Wetter sehr verwöhnt. Nun muß ich die Veränderung um so bitterer schmecken. Ich sehe Anni nur bei den Mahlzeiten.

Vom Regen eingeschlossen rückt man sich unwillkürlich näher. Auch Gottfried ist seltener draußen. Er arbeitet in seinem Schreibzimmer auf, was für den Kreistag und den Provinziallandtag liegengeblieben ist. Zwischendurch kommt er zu uns herüber. Dann setzt er sich zu Gertrud und hilft ihr ausrechnen, was Kleinvieh und Garten eingebracht haben. All dieses Zahlenwerk bekommt Dröge für die Steuererklärung; der Vierteljahrserste steht bevor. Und was ist der Fiskus neugierig! Am Ende muß es aber so sein.

Die Urtante legt Patiencen. Sie tut es mit einer wahren Kunst und kombiniert dabei, als handle es sich um eine Schachpartie. Dann kommt dennoch der Zufall, und aller Scharfsinn war umsonst. Ich lege frisch drauflos, und bei mir geht die Patience gut aus. Johanna näht oder stopft.

Dann wieder quartiere ich mich in der Bibliothek ein. Gottfried hält seinen Handbedarf in seinem Schreibzimmer, dies aber ist die eigentliche Bücherei für die schöne Literatur. Es hat bei den Sorplauker Immes zwei Bücherliebhaber gegeben, den Sohn des Feldmarschalls und Gottfrieds Großvater. Daher sind denn auch zwei Perioden Bücher zu unterscheiden, die großen Klassiker und die kleineren Herrschaften aus dem 5. und 6. Jahrzehnt des verwichenen Jahrhunderts. Zugleich mit den Büchern sind zwei Perioden Einbände und Gestelle ver-

treten, jene dauerhaft gebunden, mit Lederrücken und reichen Goldtiteln, untergebracht auf mächtigen Borden, die ihnen eigens auf den Leib gemessen scheinen, diese sozusagen belletristisch in billigen gerippten Kaliko gebunden, aber in hübschen Glasschränken aus hellem Holz. Auf den klassischen Gestellen gibt es Schätze, nach denen sich ein Bibliophile die Finger lecken würde, Erstausgaben von einzelnen Werken Goethes und Schillers und seltene Gesamtausgaben in geradezu köstlichen Einbänden, ich aber schmökere mich in die andere Periode hinein und lese Scott, Cooper und Marryat. Von Deutschen ist Alexis da und Holtei. Stifter fehlt; er würde am Ende in Ostpreußen frieren.

Abends hat man sich dann doch soweit ausgesprochen, daß an Whist gedacht wird. Die Urtante verlangt einfach danach. So spielen denn Klarisse, Johanna, Gertrud und Gottfried Whist. Dazu gibt es Backwerk und Grog. Ich braue ihn als alter Seemann, und zwar für mich besonders steif; denn ich fürchte, sonst allzu schwer einzuschlafen.

Ich habe nie Karten gespielt, allenfalls mal Poker. Nun soll ich zusehen und lernen. Ach nein! Aber ich erhebe entschiedenen Einspruch, als man meinetwegen aufhören will. Statt zuzuschauen bummle ich durch die Zimmer und betrachte mir im Saal die Ahnenbilder. Das elektrische Licht ist nicht sonderlich günstig dafür, aber ich will ja keine physiognomischen Studien treiben. Die Allongeperücken und die Offiziersuniformen stechen sogleich aus dem Schatten hervor, auch die Johanniterkreuze heben sich kräftig von den Fracks ab. Und erst die Damen, hofballmäßig ausgeschnitten! Gottfrieds verstorbene Frau ist sehr sanft und fein. Ein paar welke Efeuranken umgeben das Bild. Im ganzen sind aber die weiblichen Immes nicht erschütternd schön. Die hübscheste von allen hängt hoch oben in einer Ecke; über sie geht natürlich auch der meiste Klatsch. Es ist meine leibliche Frau Urgroßmama.

In der Bibliothek liegt mein Buch noch aufgeschlagen. Aber ich mag es nicht lesen. Seeräuber wie bei Marryat gibt es doch nicht mehr. Ich höre zu, wie der Regen rauscht. Und mit einemmal vernehme ich zwischen dem Planschen draußen Annis Stimme. Sie klingt sehr leise, aber nicht eigentlich entfernt. Es ist wieder irgendeine italienische Opernarie, die sie singt. Im Augenblick überdenk' ich mir den Grundriß des Hauses, und richtig: jenseits der hellen Bücherschränke muß Annis Zimmer sein. Wahrscheinlich ist es mit der Bibliothek durch eine Tapetentür verbunden, wie sie in Sorplauken auch anderwärts eingefügt sind. Jetzt mag sie durch die Schränke und Gestelle verbaut sein. Die Melodie träumt vor sich hin, ermattet zuweilen, steht dann wieder auf und erlischt zuletzt. Ich lausche noch eine Zeitlang und gehe schließlich. Ich sei müde, sag' ich zu den Spielern, trinke meinen kalten Grog und begebe mich auf meine Stube. So müde bin ich plötzlich, daß ich nicht einmal das Bild mehr anschaue, sondern ich lege mich hin und schlafe wie ein Stein.

— — — — — — — — — — — —

Mit Gottfried hinüber zum Vorwerk. Es hat zur Abwechselung aufgehört zu regnen. Die Erde dampft. Wir reiten bei der Grigoleitschen vorbei. Noch ehe wir hingelangen, gießt es wieder wie mit Scheffeln. „Schadet nichts," sagt Gottfried, „in zwei oder drei Tagen haben wir Sonne." Weiß der Himmel, woraus er diese Hoffnung schöpft! Ich glaube, daß unweigerlich die Sintflut kommt. Die Fohlen stehen trübselig da, die Köpfe dem Regen abgewandt, patschnaß. Es rieselt ihnen vom Rücken und von der Kruppe herab. Ich frage, ob sie nicht krank werden dabei. Gottfried verneint: „Das wäre! Ein kleiner Sommerregen! Wenn es ihnen zu kalt wird, machen sie sich schon selber Bewegung." Und wirklich: sie spielen uns ein Beispiel vor. Eines fängt unvermittelt an zu traben, grundlos und zwecklos, die anderen trotten hinterdrein. Sie haben ja nichts Gescheiteres oder

Besseres zu tun. Es wird ein spaßhafter Galopp aus dem Trab, und nun stürmen sie alle in sausender Fahrt dahin. Die Erde fliegt in Klumpen hinter ihnen drein, die Hufe patschen, daß es weithin spritzt. Eines überschlägt sich, steht wieder auf und ist ganz von Lehm beschmiert. Danach halten sie sich ebenso grundlos wieder an und weiden, zahm und ruhig.

Das Vorwerk sieht doppelt verwahrlost aus in dem trüben Licht. „Tolle Bude!" sagt Gottfried. „Sobald ich mal ein paar Dittchen überhabe, lass' ich abreißen und neu bauen." Das wilde Hundsvieh bellt; man hört es von weitem. Da erzählt er, als er ein Knabe gewesen sei, habe man das Vorwerk vermietet gehabt, an einen Viehhändler, wie sich hernach herausgestellt habe, an einen Viehschmuggler. Damals sei es von einem genau so wilden, bissigen Köter bewacht worden wie jetzt, bis eines Tages der Händler verschwunden sei, vermutlich an der Grenze bei einem Zusammenstoß mit Zollwächtern ums Leben gekommen, und der Hund, rasend vor Hunger und Durst, habe erschossen werden müssen. Wie wir gegen das Haus anreiten, blinkt wieder das Fenster im Giebel frisch geputzt und ist mit weißen Gardinen versehen, unten aber sind die Scheiben blind von Schmutz, und nicht die Spur eines Vorhangs ist vorhanden. Gottfried verwundert sich darüber und erkundigt sich bei der Instfrau, die in dem Hausflur Kinderzeug wäscht. Sie antwortet in einem schrecklichen Kauderwelsch, das ich nicht verstehe. Gottfried übersetzt es mir: sie selber seien arme Leute und brauchten keine Vorhänge, der Giebel aber sei für Anni, die feine Nichte, die bei der Fürstin Soundso in Warschau Kammerzofe gewesen sei.

Aus der Waschbütte des Weibes stinkt es, der Kot im Hof ist knietief, der schwarze Köter geifert an seiner Kette, die Schweine grunzen, — und Anni?!!! Polnische Wirtschaft, — nun ja! Aber damit ist nicht alles geklärt. Gottfried ahnt es. Er sagt: „Sie tut, als ob die Marjell eine Prinzessin wäre. Eine Art Absteigequartier! Dabei hat

das dumme Ding drüben in Sorplauken ihre hübsche Stube. Verrückt das alles. Und paßt mir nicht! Wird sobald wie möglich abgeschafft! Basta."

— — — — — — — — — — — —

3. Juli. — Heute morgen hat sich die Sonne freigerungen. Es ist wieder auf der Veranda gedeckt.

„Königgrätz!" sagte Gottfried, als er hinaustrat. „Ein guter preußischer Tag!" Und wahrhaftig, eine Viertelstunde später war er verlobt.

Die Urtante ist daran schuld, in doppelter Beziehung. Zuerst sagt sie über ihre Teetasse weg: „Darf ich mal, bitte, den Honig haben?" Da langen beide, Gertrud und Gottfried, nach der Honigkruke, und ihre Hände begegnen sich mittwegs. Gertrud sieht heute über die Maßen hübsch und lieb aus, die Wangen leicht gerötet, strahlende Augen, gesund, gesund, gesund und lebensstark. Und Gottfried freut sich an ihr. Scherzend ergreift er ihre Hand und schüttelt sie: „Guten Morgen! Guten Morgen!" und gibt sie so bald nicht wieder frei. Klarisse aber sagt: „Laßt sie doch ineinander!"

Und nun war es seltsam. Es wurde mit einemmal ganz feierlich. „Willst du, Gertrud?" fragte Gottfried. Und Gertrud nickte und gab lächelnd, weinend, und aus dem tiefsten Herzen heraus, ein leises „Ja" zur Antwort. Er aber küßte ihr nur die Hand. Auf eine gewisse Weise war es erschütternd. Und es ist herrlich so! Dies ist nun wirklich gut in Ordnung, und ich freue mich unsäglich.

Im übrigen ging der Tag seinen Gang wie sonst. Gottfried hatte seine Post zu erledigen, und Gertrud begab sich an ihre Geschäfte. Aber es leuchtete in ihr und in ihm von Glück. Sogar Johanna schien Farbe zu gewinnen in Antlitz und Augen. Ahnt sie neue, willkommene Sorgen und neue Liebesdienste, die sie wird leisten müssen? Nur die Urtante war unzufrieden. „Ich bin ein Ungeheuer", sprach sie. „Wenn diese Freude mein Herz nicht aus dem Takt gebracht hat, ist

Hopfen und Malz an mir verloren. Ich werde nun ewig leben." – – – – –

Das Verlöbnis soll so bekanntgegeben werden, daß Gottfried und Gertrud zwischen Heu- und Getreideernte die unerläßlichen Besuche fahren können. Vor der Hand sind wir, wie aus der heutigen Post hervorging, Sonntag ein Uhr zu Domänenpächter Toussaint eingeladen. Ich denke zu kneifen. Aber Wunder über Wunder! Tante Johanna will mitkommen! „Wenn mein Schwarzseidenes nicht zu altmodisch ist?" sagt sie.

— — — — — — — — — — — —

Abends bei Tische, während Anni mir gegenüber die dicke Milch reicht, fang' ich wieder davon an, daß ich im Garten schlafen möchte. Sie sieht mir hell und gerade dabei ins Gesicht. Sie wird kommen.

Gottfried aber rät mir ab: es sei noch zu kalt und zu feucht. – „Was tut's? Ich nehme meinen Flauschmantel." – Da meint er, die Gartennächte schienen mich melancholisch zu machen; ich sei schweigsam und grüblerisch geworden seitdem. Ich spüre, wie ich darüber unglaublich rot anlaufe, aber ich pariere mit dem Scherz, daß ich allen Grund hätte, auch in den Nächten die Landluft auszukosten, weil ich doch irgendeinmal an Abreise denken müßte, um einem würdigeren Besucher Platz zu machen.

Ganz ehrlich und von innen heraus erwidert Gottfried: „Warum abreisen? Du sollst bleiben, solange es dir beliebt. Das wäre noch schöner, wenn ein Imme auf Sorplauken keinen Platz haben sollte!" Und die Urtante sagt ganz ruhig: „Du wirst bleiben. Ich weiß es."

Sonderbar, wie solch eine Verlobung die Herzen ausputzt und auffrischt! Sie meinen es sehr ehrlich und herzlich, besonders Tante Klarisse. Aber ich – hier bleiben? – Darin irrt sie sich. Ich habe die gewisse Ahnung: auch Anni wird eines Tages den Sorplauker Staub von den Füßen schütteln.

Und ohne sie —? So heimelig es hier ist, — gewissermaßen als ewiger Besuch? — Undenkbar!

— — — — — — — — — — — —

Ich wartete auf sie an der alten Stelle, auf dem Ausblick. Es soll immer so bleiben, wie es das erste Mal und letzthin war. Nebel lag als eine graue, geradlinige Schicht auf den Feldern, sonst war die Sicht leidlich in der Dämmerung. Aber der Rasen war noch feucht, und es war kühl. Sie kam wieder weiß und leicht den Tannengang entlang, in ihrem dünnen Fähnchen schauernd und mit klammen Händen. Ich legte ihr meinen Mantel um die Schultern und hüllte sie darein. Wie ein Kind ließ sie sich alles gefallen und war federleicht, wie ich sie in die Falten des Flausches einschlug. Wie klein vermag sich eine Frau zusammenzuschmiegen!

Frierend will sie die Füße auf die Bank heraufziehen. Sie stecken in durchnäßten weißen Stoffschuhen. Ich aber ergreife sie: sie sind eiskalt, klein und edelgeformt. Ich reibe sie mit meinen warmen Händen und hauche sie mit meinem Atem an. Als sie langsam sich erwärmen, habe ich eine kindische Freude und werde immer eifriger bei meinem Liebeswerk. Anni kuschelt sich in den Mantel, und wie ein Dankesseufzen flüstert sie ein paar Worte vor sich hin, die ich nicht verstehe. Mit einemmal merke ich, daß sie weint, leise und kaum hörbar weint. Ich lasse sie in Frieden und mühe mich nur um so sorgfältiger um sie. Als die zarten Füße ganz warm frottiert sind, wickle ich die gesamte Person noch einmal gründlich ein und warte dann stumm. Sie schluchzt noch eine Weile in sich hinein. Schließlich aber sagt sie: „Verzeihen Sie! Man sollte nicht schwach sein, sondern immer an die Zukunft denken. Aber es war doch schön, einmal sich gehen lassen zu dürfen."

Ob sie so ungern in Sorplauken sei, fragte ich. Nein, antwortete sie, es sei ja ihr eigener Entschluß gewesen; am Ende werde man freilich in einer gebundenen Stellung nirgends

besonders froh sein, nachdem man anderwärts frei oder doch so gut wie frei gewesen sei. Ich nickte schweigend. Was hätt' ich auch erwidern können? Dann aber fing ich leise zu reden an und pries mich glücklich, daß ich ihr hier begegnet sei, und gestand ihr, daß ich sie liebe.

Ich hatte mit gesenktem Kopfe vor mich hingesprochen. Als ich aufschaute, blitzten mir ihre Augen aus der Mantelhülle scharf und unverwandt entgegen. War es noch wie ein Weinen um ihren Mund oder lachte sie? — Ich vermochte es nicht zu ergründen. Aber ich hielt ihren Blicken nicht stand. Was wollt' ich auch eigentlich? Ich sagte nur immer wieder vor mich hin: „Ich liebe dich, Anni. Ich habe dich liebgehabt von je."

Ich wagte es nicht, mich neben sie auf die Bank zu setzen. Ich blieb ihr gegenüber und war wie gebannt. Sie antwortete gar nichts, und ich fühlte nur, daß sie mich immerfort ansah. Plötzlich hatte sie sich leicht aus dem Mantel herausgeschält und stand unvermittelt auf den Füßen. „Wir wollen durch den Tannengang gehen, Herr Baron", sprach sie. Damit reichte sie mir die Fingerspitzen ihrer Linken, damit ich sie die Stufen von der Warte in den Garten hinabgeleitete. Im Schreiten forschte sie plauderhaft, wer denn diese französische Erinnerung in den rauhen Norden verpflanzt habe, und ich gab ihr die Auskunft, die ich wußte. Ich erzählte ihr von der feinen, rücksichtsvollen Neigung des Feldmarschalls zu seiner Gattin, und versäumte nicht zu geloben, daß ich die Frau meiner Liebe noch weit, weit zärtlicher umhegen wolle. Über das, was ich für mein Teil vorbrachte, hörte sie hinweg; es war, als wäre es nicht gesprochen. Aber nach dem Marschall erkundigte sie sich des näheren, nach ihm und seinen beiden Mätressen, deren Porträts oben in meiner Stube hängen. Sie gab zu, daß sie dem Bild der Ludmilla Zgarska irgendwie gleiche; sie habe es sich daraufhin betrachtet und sei selbst erstaunt gewesen. Ich erwiderte, dies sei es: ich

hätte als Nachfahr des Marschalls sein Blut in den Adern, und dieses Blut erinnere sich jetzt der alten Leidenschaft. Es habe sich sogleich geregt, als ich sie im Schlafwagen des Berliner Zuges erblickt hätte, und im Fiebertraum sei mir das Bild von Anbeginn vertraut gewesen. Dann habe sich ihre, Annis, Stimme mit dem Bildnis zu einer höheren Einheit verbunden, und schließlich, ganz langsam, sei ihre äußere Erscheinung in die alten Schemen und Schatten lebendig hineingewachsen. Und jetzt seien wir uns zugetan in einer Empfindung, wie sie auch auf dem Antlitz der Ludmilla Zgarska ausgedrückt sei, — in einer bittersüßen Liebe.

Sie lauscht mir aufmerksam, indem sie den Kopf auf eine unsagbar anmutige Weise zur Seite neigt. Dann aber spricht sie: „Es hört sich gut zu, wenn Sie erzählen. Aber Sie irren sich. Ich sagte es Ihnen schon einmal. Ich bin nicht mit Ihnen aus Berlin gefahren."

Doch, doch, beharre ich, und über eben der Ferse, die ich heute mit meinem Atem hätte wärmen und mit meinen Händen berühren dürfen, habe sie ein Loch im Strumpf gehabt, einen mattweißen, lieblichen Schaden, der kurz vor Königsberg wieder geheilt worden sei. Da lächelt sie, als ob sie sich entsänne, aber sie leugnet abermals: „Unmöglich, ganz unmöglich!"

Wir sind darüber zum Haus gelangt. Am Fenster flüstert sie mir eine gute Nacht zu und schwingt sich in meiner Hand empor. Ich spüre ihren leichten Tritt. Aber nur den Saum ihres Kleides fasse ich und drücke meine Augen darein. „Ich muß fort von hier und soll dich nicht mehr sehen", klage ich. „Wie soll ich das tragen?" Da streift mir ihre kühle Hand liebkosend über die Stirn, und sie raunt: „Dann ist es Tag."

Und ihre helle Erscheinung ist mir entschwunden, ist erloschen.

— — — — — — — — — — — —

Freitag. – Für den Sonntag haben wir uns einen Plan ausgesonnen. Ich werde nicht mit zu Toussaints nach der Domäne gehen, sondern mir von Gottfried den kleinen Korbwagen ausbitten. Darin werd' ich in den Wald fahren, vorausgesetzt natürlich, daß schönes Wetter ist, und ein Picknick abhalten, ganz allein vorgeblich, aber unterwegs wird sich Anni zu mir gesellen.

Vor Begegnungen werden wir leidlich sicher sein. Gottfried und die Damen werden bei Toussaints sein, die Instleute aber und das Hausperſonal werden nach Schornheim ausfliegen, zum Jahrmarkt oder, wie sie hier sagen, zum Turgus. Der Stellmacher hat schon Bänke auf ein paar Rüstwagen angebracht. Gleichzeitig ist in der Stadt Wehrwolf- und Kriegervereinsappell. Es wird also außer den Kranken und den ganz Alten kaum irgendwelche erwachsenen Leute in Sorplauken geben. Ich denke mir, Mamsellchen und Madsen werden wieder das Haus hüten; diese beiden aber lassen sich leicht vermeiden. Nein, ich habe auch keine Sorge vor derlei Unannehmlichkeiten, mir bangt es weit mehr vor dem Tage.

Ich fürchte mich im Grunde, mit ihr im hellen Licht zu sein. In den beiden verflossenen Nächten entzückte sie mich stets aufs neue. In der Art, wie sie mich von sich entfernt hielt, lag dennoch keine Kälte, sondern eine Zärtlichkeit, die alles zu versprechen schien und mir jedenfalls unendlich wohltat. Strömungen der Liebe waren darin, die den Zwischenraum überwallten. Vor dem Tage, vor dem Licht fürcht' ich mich.

— — — — — — — — — — — —

Ich habe mit Gottfried gesprochen. Er verstand sehr gut, daß ich nicht mit zu Toussaints fahren mochte, und fand auch meinen Picknickplan, nachdem er ihn anfangs belächelt und bekopfschüttelt hatte, gar nicht so übel. Er zeigte mir eine schöne Karte der Forstverwaltung, nach der man sich unter keinen Umständen mehr verirren kann, und stellte sie mir

für die Fahrt zur Verfügung. Wie es seine Art ist, war er schließlich voll Eifer, damit auch nichts von dem, was er etwa helfen könnte, unterlassen werde.

Dann aber redet er wahrhaft freundschaftlich mit mir. Er begreife sehr wohl, sagt er, daß ich in der langen Muße hier auf außergewöhnliche Ideen gerate, und wenn ich das Zeug zu einem Dichter oder Musiker hätte, möchte jetzt wohl die rechte Zeit sein, ein Kunstwerk hervorzubringen, — zu gebären, drückte er sich aus. Er fügte auch nachdrücklich und durchaus ehrlich hinzu, ich solle so lange bleiben, wie es mir gefalle, und ich würde ihm immer ein lieber Gast sein, — mein Gott, ein Glücklicher liebt ja alle Mitmenschen, und Gottfried ist, seit er sich gegen Gertrud erklärt hat, glücklich, — aber mein Leben müsse wieder einen Inhalt gewinnen. Politik berufsmäßig zu treiben, wie ich es bisher getan habe, dünke ihn eine der unerfreulichsten Möglichkeiten, das Leben zu verbringen, und er kenne viele wackere Männer, die sich zuerst aus redlicher Begeisterung, wennschon nebenher noch aus einem starken Geltungsbedürfnis heraus, der Politik gewidmet hätten, im Laufe der Zeit aber, angewidert von den Kleinlichkeiten des Parteitreibens, sich nach einer schlichteren, nicht jedem Angriff und Dreinreden ausgesetzten Tätigkeit wahrhaft gesehnt hätten. Wer aber noch die einfacheren Linien der Parteipolitik, wie sie einmal bestehen müsse, durch geheimnisvolle und geheime Organisationen zu verbrämen trachte, der scheine ihm notwendigerweise die vorhandene Verwirrung und Zwietracht noch zu vergrößern und zu verschärfen. Ob ich nicht lieber mithelfen wolle am Wiederaufbau, indem ich mich ganz einfach, wie die übergroße Mehrzahl der Deutschen, gut bürgerlich oder bäuerlich betätigte? Ob ich zum Beispiel nach dem Sorplauker Aufenthalt mich zur Landwirtschaft geneigt fühle? Und ob er etwa nach einem Besitz ausschauen solle, dessen Erwerb meinen Mitteln entspreche? Er werde mir gern mit Rat und Tat zur Seite stehen.

Ich ließ die Antwort in der Schwebe, sagte weder ja noch nein. Indessen er hat recht, – großenteils recht. Er unterschätzt nur immer wieder gar zu sehr die ihm irgendwie verhaßten Organisationen, die er nicht kennt, und die denn doch mehr Gutes wirken, als er annimmt. Das muß ich am besten wissen, der ich sie jetzt klar und ohne Voreingenommenheit sehe. Aber richtig ist: man darf sein Leben nicht ausschließlich auf sie einstellen, und etwa daneben lediglich Rentner, Nutznießer oder Drohne sein. Das wäre ein Verbrechen an Deutschland. Jetzt ist keine Aussicht, für es zu sterben, um so mehr ist es Pflicht, für es zu leben und tätig zu sein. Und das will ich auch. Irgendwie und irgendwo.

Ich werde binnen kurzem von Sorplauken abreisen und ein neues Dasein beginnen. Ob auf dem Lande – das bezweifle ich. Aber tätig, praktisch tätig werde ich sein. Das ist die Hauptsache.

Vorher jedoch muß ich mir über Anni im reinen sein. Wer ist sie? Was will sie hier? Und wenn sie einen finsteren Plan hat, muß ich ihn zunichte machen. Das ist meine nächste Aufgabe, und ich darf mich ihr nicht entziehen. Täte ich es, ich würde mir als ein Feigling und Verräter vorkommen!

Das war mir am unbehaglichsten während meiner Unterhaltung, daß ich Gottfried nicht offen in die Augen sehen konnte. Tu' ich ihm eigentlich unrecht? – Aber das sind Dinge, über die ich nichts vermag. Soviel ist mir jetzt klar: niemals würde ich Beziehungen zu Anni angeknüpft haben, wenn sie nicht eben von einem Geheimnis umgeben wäre. Ich glaube es ja zu kennen. Sie ist Polin und tut für Polen, was ich unbedenklich für Deutschland tun würde. Ich liebe sie darum eher noch mehr. Aber kein Überschwang und kein Rausch würden mich verleiten, Verrat zu üben. Ganz abgesehen davon, daß ich nichts Wissenswertes preiszugeben hätte. Ich stelle ihr nach, wenn es sein muß, auf Tod und Leben, und liebe sie dennoch.

— — — — — — — — — — — —

Sonntag, in der Frühe. — Es wird ein schöner Sommertag. Ich habe den Morgen herangewacht, kein Auge habe ich schließen können in dieser Nacht, obwohl wir nicht anders voneinandergegangen sind wie vorher. Und der Morgen kam dunstig und nebelig, die Sonne rang sich ganz langsam von den Wolken frei. Also wird es ein schöner Tag.

Wenn Gottfried und die Damen aufgebrochen sind, werd' ich mein Wägelchen anspannen lassen. Anni meint, ich solle aufs Dönhoffsche zufahren, dort würden wir den einsamsten Weg haben, und als ich erwiderte, Simoneit, der Förster, könne uns dort leicht begegnen, antwortete sie, der sei nun doch ganz bestimmt in Schornheim als Gruppenführer des Wehrwolf. Nun, wie sie will.

Ich betrachte mir wieder das Bild. Sie ist darauf vor einem rötlich getönten Hintergrund gemalt, der in die Blässe des Gesichts hineinleuchtet und auch in den Falten der weißen Halskrause und im Mullgetuff des Gartenhutes an ihrem Arm sich leise spiegelt. Diese Schatten schimmern bei aller Gedämpftheit warm. Aber Tag, volles Licht ist auch auf dem Bild nicht.

— — — — — — — — — — — —

Ich fuhr lange Zeit im Walde hin, ohne sie zu erblicken. Hinter jedem Busch müsse sie hervortreten, meinte ich, aber ich hielt stets vergebens Ausschau. Mit einemmal rief es hinter meinem Rücken: „Hallo! Hallo!" Da stand sie am Wegrand, weiß und zierlich im grünen, dämmerigen Holz. Aber das war nicht Anni, das war eine Dame, wie sie an einem schönen Sommernachmittag in einem Café des Kurfürstendamms Eisschokolade löffeln. Sie war ganz in Weiß. Wie eine Katze auf spitzen Pfötchen schritt sie in ihren Stöckelschuhen in den ausgefahrenen Radspuren des Weges heran und schwang sich in den niedrigen Wagen. Ihr schmales Gesichtchen schmiegte sich lieblich unter einen breitrandigen Strohhut, — ist es nicht der vom Bild? — der kleine Mund lächelte

mich froh an, und zwischen den dunkelroten Lippen glänzten die weißen Zähne. Ich küßte ihr die Hand. Der Mittelfinger hatte eine geschickt verbundene Wunde. Sie war sozusagen der körperliche Beweis, daß die Dame zu meiner Rechten Anni war. Tags zuvor hatte sie beim Abtragen einen Teller zerbrochen und sich daran geschnitten.

„Nun vorwärts!" sagte sie. „Recht, recht tief in den Wald hinein!" Ich trieb meinen Gaul an, und wir rollten flink auf der ebenen Straße dahin. Als wir uns Simoneits Försterei näherten, fragte ich: „Wollen wir einen Bogen um das Forsthaus machen? Wir können es im Viereck der Schneisen vermeiden." Anni aber erwiderte obenhin, einmal wisse sie bestimmt, daß Simoneit in der Stadt zur Stahlhelmfeier sei, und ferner werde niemand sie erkennen. „Oder kann man mich so gar nicht für einen herrschaftlichen Besuch halten?" neckte sie. Ich tue, was sie will.

Das Anwesen schläft in der mittäglichen Sonne. Die Türen sind versperrt, aber im Haus kläffen Hunde. Die Waldwiese flirrt und schwirrt von Bienen, Grillen und Schmetterlingen. Das Rundholz, das im Stapel hinter dem Zaun liegt, duftet stark nach Harz.

Wir huschen geschwind vorüber. Anni hat sich schweigsam in den Korbsitz zurückgelehnt und späht aufmerksam nach beiden Seiten des Weges aus. Sie hört kaum, was ich sage, noch weniger geht sie auf die Schmeicheleien ein, die ich ihr darbringe. Ich verstumme am Ende gleichfalls. Graue Fliegen sind um das Pferd her und peinigen es. Da steig' ich ab, lege die dicken Handschuhe an, die mir der Kutscher mitgegeben hat, und wische dem geplagten Tier das schöne zitternde Fell mit dem ölgetränkten Schwamm ab, wie er es mich gelehrt hat. Anni schaut achtlos zu; sie denkt an Dinge, die weitab sind. Das seh' ich ihr an.

Der Immesche Besitz wird von dem Dönhoffschen durch einen Graben getrennt, über den eine Bohlenbrücke führt.

„Mit Ihrer Erlaubnis, Herr Graf", sag' ich und salutiere mit der Peitsche den Grenzstein. Anni ist erstaunt, daß wir bereits soweit vorgedrungen sind, und bezeigt wenig Lust, weiter zu fahren. Sie heißt mich umkehren und gemächlich auf demselben Weg zurückkutschieren, um vom Wagen aus einen Platz für das Picknick zu suchen. Vorher sind wir, die Augen gegen die Sonne, an der Försterei vorüber, jetzt aber sehen wir das Haus, die Wiese und den Holzstapel ungeblendet vor uns. Anni steht im Wagen auf, als sie die geschichteten Stämme erblickt, und fragt: „Was ist das für eine Menge Holz?" Ich antworte, Pillwischken solle davon neu gebaut werden. „Nun, das tut gewiß not", murmelt sie. Aber sie läßt kein Auge von dem Holz, als sei sie ein Händler oder Sägewerksbesitzer. Im Forsthaus blaffen die Teckel, aber auch ein tieferer Ton mischt sich darein. Innerhalb des Zaunes, der die Stämme umschließt, trabt der Wachhund, der Bernhardiner, heran und bellt majestätisch und gemessen. „Pascholl, Cäsar!" ruft eine Mannsstimme. Es ist der alte Vater Simoneit. Er tritt auf die Schwelle der Försterei und zieht sein Käppchen. Anni erwidert gleich mir den Gruß. Ehe wir die Waldwiese hinter uns lassen, richtet sie sich noch einmal im Wagen auf und schaut lange zurück.

Das Gebell der Hunde verhallte, und wir fuhren schweigend dahin. „Auf diese Art," sagt' ich zuletzt, „werden wir das Picknick in Sorplauken bei der Sonnenuhr halten." Da erwachte sie aus ihrem Sinnen. „Dahinein!" befahl sie und ließ mich in die nächste Schneise, die wir kreuzten, einlenken. Der schmale Pfad führte ein wenig bergan; Birken und Fichten säumten ihn, und der Boden schien trocken und reinlich zu sein. „Wo wollen wir uns lagern?" fragt' ich.

„Wo du willst."

Es war das erste Mal, daß sie mich ‚du' anredete. Lächelnd sah sie mich dazu an, und ihr blasses Gesicht rötete sich auch nicht ein bißchen dabei. Aber sie schüttelte

leise den Kopf, als ich den Arm um ihre Schultern legen wollte.

In einem lichten Birkengehölz breiteten wir die Decken aus. Als Tisch diente uns, mit einem weißen Tuch bedeckt, ein verwitterter Baumstumpf. Er trennte uns voneinander; das hatte Anni klug eingerichtet. Trotzdem tafelten wir sehr fröhlich. Mamsell hatte für einen ostpreußischen Appetit eingepackt, nun reichte der Vorrat weitaus für uns zwei. Anni ließ es sich unsäglich wohl sein; sie streckte sich mit vollem Behagen auf der Decke aus und freute sich der Sonnenkringel, die zwischen dem grünen Laub hindurch über uns hinweghuschten, über ihr weißes Mullkleidchen und die feinen Beine, die in dünnen seidenen Strümpfen steckten. Einen Schuh hatte sie abgestreift und wippte ihn spielerisch auf der Fußspitze, bis er ihr entwischte. Sie ließ ihn liegen. Ihre Arme waren ganz bloß. Neben dem Weiß des Mulls schienen sie eigentümlich warm getönt in ihrer elfenbeinernen Blässe, und mehr noch hoben sich der Hals und der Nacken aus dem Ausschnitt des Kleides lebendig und von Blut durchpulst ab. Wiederum fiel es mir auf, wie dunkelrot ihre Lippen waren. Freilich war ihr Antlitz gepudert. Sie brachte ohne Scheu eine Quaste aus ihrer Ledertasche zum Vorschein und half nach, wo es nottat, indem sie sich in dem kleinen Spiegel auf dem Taschendeckel beguckte. Der Puder duftete sehr zart nach irgendeinem modischen Wohlgeruch.

Zuerst aßen und tranken wir und bedienten uns gegenseitig dabei. Wir waren alle beide ziemlich hungrig und durstig. Als sie mir über den Baumstumpf hinweg ein Ei reichte, das sie geschält hatte, sah ich sie zum ersten Mal an diesem Tage voll an. Ich hatte mich vor diesem Augenblick gefürchtet. Jetzt aber stieg es in mir befreiend auf: auch die Probe des Lichtes besteht sie. Ich bekannte ihr meine kränkende Besorgnis und bat sie um Verzeihung dafür. „Du schlägst dich mit Gespenstern herum," erwiderte sie, „du bist ein Deutscher."

Und sie bot mir unser Glas mit rotem Wein; denn es war natürlich nur eines für mich in den Frühstückskorb gepackt worden. Ich trank. Dann aber, als ich ihr das Glas zurückreichte, hielt ich ihre Hand fest und küßte sie. Vom Mittelfinger hatte sich der Verband abgelöst. Die Wunde zog sich in einem roten Streifen von innen nach außen. Auch sie küßte ich, nachdem ich sie lange betrachtet hatte. „Wer bist du nur, Anni?" sagte ich dabei vor mich hin.

„Ich bin ich", antwortete sie. „Glaube mir nur!"

Als ich sie nun in meine Arme reißen wollte, schlug sie mich mit ihren kühlen, ruhigen dunkelblauen Augen in Bann. Ich zürnte mir um meiner Feigheit willen, aber ich kam nicht an gegen meine Ohnmacht. Da goß ich mir das Glas schwuppend voll und stürzte den Wein hinunter. Dann warf ich mich längs auf den Rücken und starrte in das grüne Birkengeäst zu meinen Häupten. „Du spielst mit mir", grollte ich. „Warum auch nicht? Du darfst es getrost. Ich liebe dich ja, das weißt du." Erst nach geraumer Zeit versetzte sie leise: „Wenn ich dich doch lieben dürfte, wie ich es wünschte! Aber spielen wir nicht beide miteinander?" Das schien mir eine Redensart, und ich verharrte trotzig in meiner Lage.

Nun weiß ich nicht, wie es gekommen ist. Ich blickte nicht nach Anni, sondern hinauf in das zitternde Laub, aber ich sah sie trotzdem, im äußersten seitlichen Gesichtsfeld, durchaus klar zwar, aber gleichsam unwirklich. Sie hatte sich aufgerichtet, die Knie angezogen und die Arme darum geschlungen. Darauf neigte sie den Kopf und träumte lange vor sich hin. Schließlich aber hob sie langsam das Haupt, legte das Kinn auf die Knie und sann angestrengt in sich hinein. Nachlässig und mit blinden, tastenden Gebärden wehrte sie dabei die summenden Fliegen ab, einmal setzte sich ein Zitronenfalter auf ihren Scheitel. Es war, als ob sie in ihrem Kopf etwas forme oder gebäre, einen Plan oder eine Tat. Hinter der Stirn bildete es sich zurecht und wollte Gestalt annehmen.

Schon einmal, als wir bei Simoneits Försterei vorübergefahren waren, hatte sie so gesessen, bis sie endlich das vergebliche Grübeln aufgegeben hatte. Jetzt aber glückte es ihr, zu finden und zu verbinden. Auch körperlich tat es sich kund. Die Stirn glättete sich, die Brauen verloren ihre hochgeschwungene Spannung, und wie ein Strahl schoß es aus ihren Augen. Ihre Lippen lächelten Triumph, und sogar über ihre blassen Wangen huschte flüchtig die rote Farbe der Freude. Sie war sehr schön in diesem Augenblick, wunderschön.

Mir erging es seltsam. Ich war wohl noch wach, aber ich hatte die Nacht über kein Auge geschlossen, ich hatte nur wenig gegessen, dafür aber desto mehr und desto rascher Wein getrunken. Nun fiel mich eine plötzliche Müdigkeit desto gewaltsamer an. Ich gab ihr nicht Raum, aber sie hatte mich schon im ersten Angriff überwältigt, und nur ein ganz winziges Zentrum wacher Gedanken hielt sich beständig aufrecht. Einzig aus dieser Mitte heraus erlebte ich noch. Ob es nach Stunden geschah oder nach Minuten, gleichviel, — Anni wandte den Kopf zur Seite und betrachtete mich, halb traurig, halb zärtlich, wie mich dünkte. Dann stand sie leise auf, kniete neben mir nieder und neigte sich über mich. Ich atmete den Duft ihres Körpers; sinnverwirrend und warm rieselte er aus den Falten, aus dem Ausschnitt ihres Kleides hervor. Und dann küßte sie mich, flüchtig und doch fest, daß ich hinter ihren Lippen die Zähne spürte, ganz leise und dennoch inbrünstig. Aber das war nicht Anni. Das war das Bild, Ludmilla Zgarska, ihre Stirn, ihre Augen, ihre schmalen Wangen, ihre roten Lippen, ihr Hals, ihre Brüste. Das war auch ihr Kleid, ihr Hut. Da wogte eine dunkle Welle über mich weg, und ich versank mit meiner müden Seele im Abgrund eines seligen Nichts.

Ein kaltes Gefühl an der Hand weckte mich. Hussa, Dröges Vorstehhündin, stand schweifwedelnd vor mir; zum zweiten

Male hatte sie mich im Wald aufgestöbert. Anni war verschwunden. Jenseits des Baumstumpfes aber war noch die Decke gebreitet und trug die Spuren ihres Körpers.

Unfern gellte ein Pfiff, der offenbar dem Hunde galt, ein Pferd wieherte. Dröge hatte mit seiner rheumatischen Gattin nach dem Kaffee eine Ausfahrt im Dogcart unternommen. Gemächlich und gemeinsam kehrten wir heim.

Abends reichte das Zweitmädchen den Tee herum. „Wo ist Anni?" fragte Gertrud. – „Sie hat ihren freien Tag, gnädiges Fräulein." – „Richtig. Ist sie auch zur Stadt?" – „Nein, sie ist nach dem Vorwerk."

Ich ging an ihrem Fenster vorüber; es ist geschlossen. Soll ich auf sie warten oder nicht?

— — — — — — — — — — — —

Montag. – Ich habe die ganze Nacht auf unserer Bank gesessen. Sie ist nicht gekommen. Aber beim Frühstück hat sie wieder aufgetragen wie sonst. Und sie ist sie. Sie hat die kleine Wunde am Mittelfinger der rechten Hand.

XI

Herbert Imme hatte sich auf sein Bett geworfen. Die vergeudete Nacht verdroß ihn, er kam sich genarrt vor. Daneben nagte eine vage Eifersucht an ihm; sie hatte kein Ziel und war darum um so lästiger. Wo hatte sich Anni vom Abend bis zum Morgen aufgehalten? Er hatte darauf gebaut, daß sie zur Warte kommen würde, sie aber war wortbrüchig geworden.

Finster starrte er vor sich hin. Dann aber war er mit einem Male in den gestrigen Tag zurückgekehrt. Hinter geschlossenen Lidern kostete er die Stunden mit Anni nochmals nach. Wie ein Traum muteten sie ihn heute an. Wie in der Nacht, so war das Mädchen auch im Tageslicht von einem

ungewissen Schimmer oder Nebel umflossen gewesen, der es der Wirklichkeit entzog. Wiederum war es ihm auf eine geheimnisvolle Weise ferngeblieben, und wiederum hatte er den trennenden Abstand nicht zu überwinden vermocht. Aber er empfand nicht Schmerz oder Zorn darüber, sondern beschied sich dabei mit einer seltsam wollüstigen Zufriedenheit. Es war wohl die Angst in ihm, daß er Anni als Feindin erkennen, als Spionin entlarven müßte. Wenn es dahin kam, mußte er sie unschädlich machen. Das durfte nicht anders sein.

Er sann nach und prüfte sich peinlich, ob er ihr nicht bereits eine Blöße gegeben habe, — aber er tappte ja selbst im Dunkeln und wußte nicht, wo die Gefahren verborgen lagen. Aber sie! Sie! Sie ging ihre eigenen Pfade. Hatte sie Fährten gefunden, denen nachzuspüren sich lohnte? Den Triumph auf ihrem Antlitz hatte er gesehen, aus all seiner Schlafsucht heraus, dort unter der grünen Birke, über den weißen emporgezogenen Knien. Aufgeglommen aber war zuerst diese Flamme in dem Augenblick, als der Wagen bei Simoneits Försterei vorüberfuhr, als Anni die aufgeschichteten Stämme erblickte. Mit einem Schlag klärte sich ihm das nebelhafte Bild. Sie hielt den Holzstapel dort für das Versteck der gesuchten Maschinengewehre! Unzweifelhaft! Und ebenso zweifellos hatte sie dann die Kommission seit dem verwichenen Abend darüber unterrichtet. Wenn sie recht hatte mit ihrer Vermutung, war im Grunde alles verloren. Denn abgesehen davon, daß der verdächtige Platz sicherlich irgendwie bewacht wurde, hätte es viel zu viel Zeit gebraucht, die Waffen etwa noch jetzt anderwärts zu bergen; das war eine Arbeit vieler Stunden, vielleicht von Tagen. Jetzt konnte man nur noch abwarten und das Unheil herankommen und seinen Lauf nehmen lassen.

Hatte aber Anni mit ihrer Annahme überhaupt an das Geheimnis gerührt? Darauf kam es an. Einen Augenblick

war er versucht, sich von Gottfried die Gewißheit zu erbitten, aber er hatte selber den Vetter in aller Herrgottsfrühe nach Schornheim zu irgendeiner Sitzung vom Hofe fahren sehen. Kurz entschlossen rief er nach Madsen, um sich das Reitzeug bringen und den Fuchs satteln zu lassen. Er wollte Gottfried nach. Aber er hatte ganz vergessen, daß er seinen braven Diener beurlaubt hatte. Madsen schaffte seit kurzem vom ersten Sonnblick bis zum Abendrot in der Siedlung draußen. Er hatte sich sein mütterliches Erbteil von Hause schicken lassen und baute an seiner künftigen Heimstatt. Ein gelernter Zimmermann war er, und da es um sein eigenes Haus ging, verstand er sich auch zur Maurerarbeit. Damit hatte es also keine Not. Mit den andern Siedlern hatte er längst gute Kameradschaft geschlossen, und sie halfen ihm, wenn sie Zeit hatten, mit ihren Händen und ihren Gespannen. Die beiden Immes hatten ein Übriges getan. Gottfried gab ihm das Bauholz um den halben Preis, und von Herbert hatte zum Verlobungstag auf dem Festkuchen Mamsellchens ein Umschlag mit der Aufschrift ‚Meinem treuen Madsen' gelegen. Darin hatte sich ein Scheck befunden, über dessen Betrag Mamsellchen, nachdem sie über die Art des merkwürdigen Papieres von Madsen aufgeklärt worden war, beinahe sich entrüstet hätte. Das sei viel zu viel, meinte sie, selbst für Madsen, und er dürfe es nie annehmen; zwei Wirtschaften könnten vollständig damit ausgestattet werden. Noch vor dem Herbst sollte die Hochzeit sein.

Herbert suchte sich selbst zusammen, was er brauchte, und die Stute wurde von einem Hofjungen gesattelt. Er hatte sich anders entschieden; er wollte lieber Oberförster Bergsträsser aufsuchen. Der mußte ihm seine Sorgen bestätigen oder ihn davon heilen können.

Es war derselbe Weg, den er tags zuvor mit Anni gefahren war. Mit einer gewissen Feindseligkeit betrachtete er den Wald zur Seite. Baum und Busch schienen ihm

teilzuhaben an dem Verrat. An dem Holzplatz floh er wie gehetzt vorüber. Immer wieder bekam die Stute die Sporen und die Peitsche zu spüren, und er ließ ihr keine Zeit, sich einmal zu verschnaufen, bis sie schweißtriefend vor der Oberförsterei von den Hunden umkläfft wurde.

Bergsträsser wartete in einem hellen, sonnigen Zimmer am Frühstückstisch auf seine Frau und rauchte eine Zigarette; das junge Paar gehörte ersichtlich nicht zu den Frühaufstehern. So fand Herbert sogleich Gelegenheit, seine Befürchtungen darzutun. Er erzählte, er sei auf seinem Morgenritt an dem Holzstapel vorübergekommen, und habe ganz unwillkürlich dort das Versteck der geheimen Waffen vermutet; da sei ihm die bange Sorge aufgestiegen, ob nicht andere Leute, die die Sache viel näher anging, auf dieselbe Idee geraten möchten.

Der Oberförster hörte ihm aufmerksam zu, aber er glaubte ihn auch sofort beruhigen zu können. „Ich bin selbst erst zu kurze Zeit in der Provinz," versetzte er, „und darum weiß ich noch nicht so Bescheid, wie ich es mir wünschte. Die Herren hier sind, sehr mit Recht, außerordentlich zugeknöpfter Natur." Herbert nickte. Bergsträsser aber schaute sich vorsichtig ringsum und fuhr dann fort, indem er seine Stimme dämpfte: „Nur das eine ist mir bekannt, durch Hörensagen, wie auch durch Männer, die nach Namen und Rang im Bilde sein müssen, — alles, was uns zum Besten dienen kann, das liegt — oder ich will es vorsichtiger sagen, — das soll unter dem ‚Berge' selber liegen. Von alten Ritterzeiten her sind riesige Zisternen und geheime Gänge vorhanden. Sie führen hinunter nach der Sorpa und unter ihr hinweg weiter nach Sorplauken. Die mag man erweitert, erneuert, ausgebaut haben. Das ist die allgemeine Meinung, und ich halte sie für begründet. Ihr Vetter, Herr von Imme, würde Ihnen am besten Bescheid geben können. Aber ich glaube, er ist durch Wort und Eid gebunden."

„Und die andere Stelle dort unter dem Holz?" erkundigte sich Herbert immer noch unruhig. „Sie meinen, da sei keine Gefahr?"

„Bestimmt nicht, Herr von Imme. Ich würde sagen: mein Wort darauf! Aber da müßt' ich doch vermehrten Einblick haben. O nein, das wäre denn doch zu durchsichtig und zu — gefährlich. Denken Sie doch, wie leicht kann so ein Stapel Feuer fangen, durch Blitzschlag, durch einen fahrlässigen Waldbrand, durch ein Verbrechen! Das wird man nicht riskiert haben. Nie und nimmer!"

Herbert atmete auf. „Mir ist ein Stein vom Herzen herunter", sprach er. Ganz veränderten Tones bat er nach einer Weile: „Geben Sie mir doch, bitte, ein Glas Milch oder eine Tasse Tee, lieber Herr Bergsträsser! Ich habe weiß Gott nochmal Hunger bekommen beim Reiten." Gleich darauf trat die junge Frau über die Schwelle. Sie stellte sich aufs freudigste überrascht und hieß den frühen Gast herzlich willkommen. Aber sie hatte den Besuch längst durch die Gardine erspäht und vorsorglich ihr hübschestes Morgenkleid angetan. Es wurde ein höchst vergnügtes Frühstück in dem sonnigen Zimmer, und von verborgenen Waffen war nicht weiter die Rede.

Auf dem Rückweg hatte die Stute bessere Zeit als kurz vorher. Sie durfte nach ihrem Gefallen ausschreiten und übereilte sich nicht. Herbert saß lässig im Sattel. Er hatte noch das Geplauder und Lachen der reizenden Oberförsterin im Ohr. So sorgenvoll er den Kopf beim Herreiten hatte hängen lassen, so froh und munter schaute er heimkehrend um sich. Nüchtern betrachtet, war er zwar nur mit knapper Not und günstigsten Falles, wenn nämlich Bergsträssers Beschwichtigungen zu Recht bestanden, einer Gefahr entronnen, aber in einem jähen Stimmungswechsel wähnte er geradezu von dem Land, durch das er ritt, einen feindlichen Angriff siegreich abgeschlagen zu haben. Er freute sich darauf, es abermals und immer wieder

zu verteidigen, und nachdem alles so glücklich abgelaufen war, zürnte er auch der Geliebten nicht im mindesten mehr, daß sie sich listig seiner im Kampfe hatte bedienen wollen. Letztens war sie dennoch unterlegen.

Als er in den Sorplauker Hof einritt, spülten Anni und das zweite Hausmädchen, die derbe blonde Marjell, am Brunnen Wäsche. Er verneigte sich ganz leicht im Sattel und grüßte ein wenig von oben herab mit dem Reitstock. „Morjen, gnä' Herrche!" schmetterte die Marjell. Anni lächelte spöttisch. — — — — — — —

Mittags erzählte Herbert, wie er sich in der Frühe kurzerhand entschlossen habe, einen kleinen Morgenritt zu dem Besuch bei Oberförster Bergsträsser auszudehnen.

„Gott, na," brummte die Urtante, „was wird da die kleine Frau selig gewesen sein! Endlich hat sie sich wiedermal takeln und putzen können! Ich kann mir sie denken, duftig und luftig!"

Gottfried aber neckte gutmütig: „Und ihr beiden Herren habt natürlich sofort eine kleine Privatverschwörung gegen die Kommission angezettelt?"

Herbert nickte lustig. „Etwas ganz Ähnliches ist geschehen", erwiderte er. Er war gar nicht beleidigt. Er wußte ja am besten, was im Spiele war und immer näher rückte. Vor Tisch noch war er einen Augenblick lang versucht gewesen, sich doch noch dem Vetter anzuvertrauen, um ganz und gar sicher zu gehen, — jetzt aber setzte er seinen Kopf auf, die Sache allein durchzuführen. „Wird es meinem Stutchen schaden, wenn ich es nach Tisch noch einmal reite?" fragte er nach einer Weile.

„Behüte", antwortete Gottfried. „Wenn ich sie nicht losschlagen kann, nehm' ich sie ohnehin ins Gespann, und dann muß sie ganz anders heran als mit dir im Sattel. Es freut mich aber, daß du am Reiten Vergnügen findest. Auf dem Berg drüben wird gemäht. Das ist hübsch anzusehen."

„Vielleicht reit' ich mal hinüber", versetzte Herbert. „Der Berg hat es mir ja schon immer angetan." – – – – –

In einem ausgiebigen Mittagsschlaf holte er die versäumte Nachtruhe nach. Dann ritt er über die Sorpa hinüber nach dem Berg. Auf der schönen großen Wiese, die sich bis zum Fluß hinab erstreckte, klarrten die Mähmaschinen. Wie riesige Käfer, einer hinter dem andern herkriechend, fraßen sie vom grünen Gras und von den hellen, bunten Blumenflecken unablässig den Rand ab. Wenn sie vorüber waren, stelzten die Störche in ihren Spuren drein, spießten Frösche mit den langen Schnäbeln oder stachen wohl auch in ein Mäusenest hinein. Dröge hielt oben am Hang und sprach mit dem Kämmerer. Sofort, nachdem er Herbert erblickt hatte, setzte er seinen hochbeinigen Wallach in einen langsamen Galopp und begrüßte ihn kameradschaftlich-ehrerbietig. Es war, als begegneten sich morgens auf dem Exerzierplatz zwei Offiziere. „Wie schön, Herr Baron!" sagte er. „Sie haben es bei uns wachsen sehen, nun sind Sie auch bei der Ernte dabei." Er beschrieb mit dem Arm einen weiten Bogen ringsum und fragte: „Kann etwa Berlin und aller Großstadtunfug hiergegen bestehen?"

Herbert schüttelte den Kopf: „Nein, wahrhaftig nicht." Es gab auch für ihn in diesem Augenblick nichts Schöneres als die schlichte Landschaft zu seinen Füßen und die einfache, vernünftige Tätigkeit, die gleichsam als ein Dienst der Natur darauf ausgeübt wurde. Und mit einem besonderen, beinahe frommen Hochgefühl erfüllte es ihn, daß er sich vor vielen anderen berufen glauben durfte, diesen Boden vor dem möglichen feindlichen Angriff zu beschützen.

„Nun," fuhr Dröge fort, „Herr Baron Gottfried hat mir gelegentlich davon gesprochen, – soll ich mich nicht nach einem Besitz für Sie umsehen, Herr Baron? Ich handle selbst für meinen Neffen um ein Gut, kleineren Umfangs natürlich, wie es seinen Mitteln entspricht, im Kreise Pillkallen oben in

Litauen. Dort in der Nähe wäre auch etwas Passendes für Sie, Herr Baron. Alles ganz unverbindlich selbstverständlich."

Herbert schaute über das schöne, fruchtbare Land hin. Ja, in dieser Stunde lockte es ihn, Herr auf eigenem Boden zu sein; sicherlich wurde auf solche Art in einer Stunde des Schaffens zum Wiederaufbau Deutschlands mehr beigetragen als durch abertausend Reden und Zeitungsartikel. Dann aber reichte er dem Administrator die Hand. „Ich danke Ihnen für den guten Willen, Herr Dröge", antwortete er. „Aber es gibt zwei Sorten Menschen auf Erden, seßhafte und solche, die immerzu unterwegs sein müssen. Ich gehöre — leider! — zu den letzteren."

Die beiden Reiter waren den Wiesenhang hinangeritten und hielten nun oben bei den Linden vor dem Grigoleitschen Hause. Suchend ließ Herbert seine Blicke bis zu der kleinen Hochfläche auf dem Scheitel des Berges weiterschweifen. Er dachte daran, daß der Oberförster von großen Zisternen und Kasematten gesprochen hatte, die sich hier unter der Erde erstrecken sollten, und erinnerte sich auch, daß Gottfried einmal eine ähnliche Äußerung getan hatte. Irgendwie oder -wo — so meinte er, — mußten sich doch diese Bauwerke auch an der Oberfläche abzeichnen. Aber er entdeckte nirgends eine verdächtige Unebenheit. „Sagen Sie, lieber Herr Dröge," fing er mit einmal an, „ist Ihnen wohl etwas bekannt von alten Kellern und Gängen hier unter dem Berg? Mein Vetter sprach einmal davon, und ich interessiere mich für so geheimnisvolle Schlupfwinkel. Zuweilen findet man alte Waffen oder Hausgerät dort." Er faßte den Administrator straff ins Auge bei seiner Frage und beobachtete ihn scharf.

Aber Dröge blieb ganz ruhig. „Ach, Herr Baron," versetzte er, „das ist so das Gerede der Leute. Unterkellert war ja wohl das Kastell, das hier oben auf dem Berge stand, sicherlich, und da mag wohl auch etwas davon übriggeblieben

sein. Viel ist das aber ganz gewiß nicht. Das müßt' ich wissen. Denn ich habe hier nun wohl dreißig Jahre lang jeden Herbst und Frühling pflügen und graben sehen. Und gar unterirdische Gänge! Ich kenne kein altes Schloß, das sie nicht haben sollte. Am verdächtigsten sind aber immer die alten Klöster; da sind dann stets die Mönche durch die Gänge zu den Nonnen geschlichen. Und die Deutschordensritter hatten ja, soviel mir bekannt ist, auch die Mönchsgelübde, obwohl sie es gescheiterweise nicht gerade genau damit genommen haben. Denn erst wenn man ein paar Generationen hintereinander auf einem Fleck gesessen hat, wurzelt man im Boden ein."

Herbert nickte. Für ihn war nur soviel klar geworden, daß auch Dröge nicht zu den Eingeweihten gehörte. Mit keiner Wimper hatte der Administrator gezuckt, und glatt und behaglich waren ihm die Worte von der Zunge geflossen. Es war verwunderlich, daß der ortskundige Mann nicht in den Kreis der Vertrauten einbezogen worden war, aber das Geheimnis selbst wurde darum nicht im geringsten verneint.

Dröge aber plauderte im Weiterreiten: „Mir persönlich, Herr Baron, kämen so ein paar hübsche trockene Kellergänge, nicht zu kalt und nicht zu warm, trefflich zustatten. Als Scholar war ich in Thüringen auf einem Rittergut an der Saale, da hatten wir solche Gänge. Nie hab' ich einen schöneren Kartoffelkeller gesehen!"

Sie waren auf den Nebenacker gelangt. Eine Reihe von Frauen und Mädchen war beim Rübenhacken. Hell und fröhlich, wie seine Laune nun einmal war, musterte Herbert die bunten Kopftücher. Mit einmal aber umdüsterte sich seine Miene. Die Franzki vom Pillwischker Vorwerk, die ihm zunächst arbeitete, hob ihr Gesicht von ihrer Verrichtung und stützte sich auf ihre Hacke. Breit und dreist sah sie zu ihm auf, und ihr Mund verzerrte sich zu einem hämischen Grinsen. Sie war eine starke, ziemlich große Frau, nicht einmal

häßlich von Antlitz, aber in ihren Augen glitzerte es boshaft, und um ihre Lippen zuckte es roh und wild. ‚Wehe, wenn sie losgelassen!' dachte er vor sich hin.

Die Laune war ihm verdorben. Er verabschiedete sich hastig und ritt davon. Es wollte ihm nur schwer in den Sinn, daß Anni sich mit diesem widerwärtigen Weibe verbündet haben sollte. Aber es war nicht daran zu deuteln. Sie besuchte die angebliche Tante sogar öfter, als nottat, drüben in Pillwischken; offenbar bediente sie sich des Frauenzimmers als Mittelsperson. Er empfand ein jähes und starkes Mißbehagen. Es war wie ein Sturz aus dem Himmel. Plötzlich dünkte ihn sein ganzes herrliches Unternehmen, seine Beziehungen zu Anni vor allem, in einem gewissen Sinne nicht mehr durchaus sauber. Am liebsten hätte er die Finger daraus zurückgezogen. Aber wiederum packte es ihn von der anderen Seite: durfte er das jetzt? War es jetzt nicht vielmehr seine Pflicht, den Machenschaften der Polin auf den Grund zu kommen? Ja, redete er sich aufs neue ein, das Gegenteil wäre Verrat gewesen, und es galt gerade, auf jede Gefahr hin das Verhältnis fortzusetzen.

Aber für den Augenblick wollte er andere, reinlichere Dinge vor sich haben, geschah es auch nur, um die Franzkische mit ihrem brutalen Gesicht aus dem Gedächtnis zu verscheuchen. ‚Ich will mal nach meinem Madsen sehen', sprach er für sich. Er schämte sich ein wenig, daß er sich noch gar nicht den Ort angeschaut hatte, an dem der treue Mann künftig hausen wollte, und die Stute mußte, obwohl sie an der Brücke nur zu gern in die Straße nach dem Gutshof, nach ihrem Stalle eingebogen wäre, noch bis zur Siedlung traben.

Auf der neuen Stelle waren die Mauern bereits bis über Mannshöhe emporgewachsen. Ein Polier und zwei Maurer aus Schornheim arbeiteten daran, ein grauhaariger Rentenempfänger, der Vater eines Siedlers, mischte ihnen den Kalk. Sie übereilten sich allesamt nicht, aber Stein um Stein

wurde an seinen Ort gebracht und vermauert. Madsen selbst war dabei, mit seinem breiten Zimmermannsbeil einen Balken zu behauen. Es war auch nicht die Spur von einem herrschaftlichen Diener, der er doch gewesen war, mehr an ihm zu sehen. Im blauen Arbeitshemd, die Brust weit offen, die Mütze in den Nacken geschoben, die Ärmel zurückgestreift, war er ganz auf sein Werk gerichtet. So dunkelbraun war seine Haut gebrannt, daß man die Tätowierungen darauf kaum noch zu unterscheiden vermochte, auf dem einen Arm ein Schiff vor vollen Segeln, auf dem anderen ein D 7 und darüber die Reichskrone mit fliegenden Bändern. Sobald er Herbert zu Gesicht bekam, richtete er sich auf, senkte das Beil wie einen Degen und grüßte: „Guten Morgen, Herr Baron!" Die andern echoten: „Guten Morgen, Herr Baron!" und nahmen Anlaß, eine Pause einzuschieben.

Herbert erkundigte sich nach allerlei, was mit dem Bau zusammenhing, und erhielt Antwort. Alles schien aufs beste geordnet und eingeteilt zu sein. Da gab er Madsen die Hand und ritt weiter. Er fühlte irgendwie eine Art Neid. Wie sicher und bewußt lebte solch ein Mensch! Er verzettelte sich nicht in Träume oder verstiegene Leidenschaften und vergeudete nichts von der ohnehin kargen Kraft, die einem Dasein zugemessen war.

Weiterhin sah er einen Mann frischgemähten Klee auf einen kleinen Wagen laden, der mit einer Kuh bespannt war. Im Vorbeireiten rief er: „'Morgen!" Aber als der andere sich umwandte, schaute er in ein so männliches, klares und kühnes Antlitz, daß er sich unwillkürlich im Sattel verbeugte und vorstellte: „Imme." — „Leuenhoff", erwiderte der andere; er war in Schilfleinen gekleidet und trug einen breitrandigen Strohhut. Herbert hatte Gottfried den Namen nennen hören. Leuenhoff war Hauptmann außer Diensten und hatte im Krieg zuletzt ein Sturmbataillon geführt. Merkwürdigerweise war er zu keinem Verkehr im Sorplauker

Herrenhause zu bewegen; er hielt sich vielmehr durchaus zu den Siedlern.

Imme saß ab und reichte ihm die Hand: er freue sich der neuen Bekanntschaft. Der andere lachte freimütig. „Sie kommen aus Berlin, Herr von Imme," versetzte er, „und wie mir Madsen erzählte, mißfällt es Ihnen nach sieben oder acht Wochen immer noch nicht. Das freut nun wiederum mich!" Er hatte seinen Wagen beladen und trieb die Kuh an. „Kehren Sie auf ein paar Minuten bei mir ein, Herr von Imme!" sprach er. „Ihr Stutchen kann gut einmal saufen."

Herbert nahm an. Er schämte sich, daß er über die Siedlung nach so vielen Wochen Aufenthaltes eigentlich noch nichts Rechtes wußte, und ließ sich gern von Leuenhoff belehren. Neben den alten Frontsoldaten waren vor allem ältere Instmänner in der Siedlung angesetzt. Früher waren sie so lange wie möglich in ihren Dienststellen auf den Höfen geblieben und hatten auf diese Weise meist ihre Söhne zur Abwanderung, natürlich in die Stadt, genötigt. Jetzt traten die Söhne an die Stelle der Alten auf den Höfen, und die Alten nahmen zu ihrer Unterstützung noch die nachwachsenden Kinder in die Siedlung mit. Dort und hier wurde damit Platz für die Jugend, und die Großstadt mußte auf die Beute verzichten, die ihr sonst nicht entgangen wäre.

„Es kommt darauf an," sprach Leuenhoff, „daß das Bauernblut, das vor Zeiten einmal in uns allen geflossen ist, sich noch irgendwie lebendig erhalten hat. Ganz verstädterte Menschen versagen bei uns unbedingt."

„Und Sie?" erwiderte Imme. „Man hat sich doch nun einmal gewisse Ansprüche an das Dasein und den Verkehr zugelegt."

Der andere zuckte die Achseln. „Ja," gab er zu, „derlei Ansprüche hab' ich auch gestellt. Aber im Feld, je länger ich draußen war, hab' ich auf sie pfeifen gelernt. Ich habe zu-

letzt nur mit meinen Leuten zusammensein mögen. Die kannt' ich. Und was mir damals, als es jeden Augenblick hart auf hart ging, recht war, das sollte mir jetzt, wo es gelassen und bequem hergeht, nicht doppelt recht sein? Nun gerade! Alles andere ist doch schlechthin unlogisch, Herr von Imme."

Der Siedler hatte seine Kleefuhre in den Schuppen gebracht und die Kuh in ihren Stall geführt. Nun schöpfte er Wasser aus der Pumpe, tränkte den Fuchs und stellte einen Glaskrug voll auf den Tisch unter der breitästigen Pappel, die den Platz vor dem Hause beschattete. Schließlich holte er eine Flasche Fruchtsaft herbei.

Imme klopfte sich leise den Staub mit dem Reitstock von den Gamaschen. „Ich selber habe ähnlich empfunden", nickte er. „Aber auf die Dauer ist der Gesichtskreis solcher Leute, so hoch ich sie schätze, doch verzweifelt beschränkt."

„Der alte Einwand!" lachte Leuenhoff. „Zugegeben, sie wissen manches nicht. Aber sie wissen auch nicht alles besser. Selbst wenn sie es viel, viel besser wissen als unsereines, hören sie aufmerksam zu. Diese Art Menschen ist bescheiden, Herr von Imme. Wo gibt es das noch auf der Welt?"

Herbert fand sich unvermittelt in alte Gedankenkreise zurückversetzt, in denen er sich bis ganz vor kurzem noch munter getummelt hatte. „Natürlich," fragte er tastend, „natürlich ist die Siedlung im ganzen nationalsozialistisch gerichtet?"

Leuenhoff überlegte eine Zeitlang. Dann antwortete er: „Nein. Sie ist es auch nie gewesen. Ich muß es wissen, denn bis zu einem gewissen Grade gebe ich selber den Ton an in diesem ländlichen Konzert. Ich selbst bin der Ansicht, daß der Mensch ein unverbesserlicher, geborener elender Egoist sei. Daher bin ich antikommunistisch gesinnt. Im übrigen bin ich vor allem ein Deutscher, und deswegen sind wir gerade hier. Wer sich mit Politik befaßt oder befassen zu müssen glaubt, den bedaure ich manchmal. Manchmal möcht'

ich ihm auch ins Genick schlagen. Die Politiker haben regelmäßig ihre Ideen verraten, um ihrer Parteien willen."

„Sie sind ein Idealist, Herr Leuenhoff," versetzte Imme, „ein Prediger in der Wüste."

Der Siedler wurde ganz ernst. „Wissen Sie, Herr von Imme," erwiderte er, „so sehr daneben ist das mit dem Prediger nicht getroffen. Früher hatten solche Landgemeinden ihren Pfarrer. Er war mit ihnen Bauer und dennoch ihr unbedingt zuverlässiger geistiger Führer. Jetzt haben unsere protestantischen Pfarrer oft nicht mehr die äußere und die innere Kraft, weder zum Bauer, noch zum Führer, — ich weiß nicht warum. Ich aber will der Siedlung ein weltlicher Pfarrer sein, ganz im alten Stil. Und übrigens — im Winter lesen wir schon zusammen die Bibel."

In diesem Augenblick trat eine junge Frau in die Tür des Hauses. Leuenhoff führte sie zum Tisch und stellte sie vor. „Ich will Ihnen gestehen, Herr von Imme," fuhr er fort, „diese meine liebe Frau und Gefährtin macht es mir beträchtlich leichter oder vielleicht sogar erst möglich, hier zu leben und so zu leben, wie ich möchte."

Herbert küßte der jungen Frau die Hand. Er maß ihre Erscheinung mit großen Augen. Sie sah sehr schlank und zart aus, wiewohl ihr das Gesicht, der Nacken und die Arme von der Sonne tief gebräunt waren. „Im Sommer, als zeitweiligen Gast, vermag ich mir Sie zu denken, gnädige Frau," sprach er, „aber im Winter, in dieser Einöde, — unmöglich!"

Die Frau lächelte und deutete auf die Fichtenscheite, die an der Mauer des Schuppens bis dicht unter das Dach geschichtet waren. „Für den Winter ist das Holz da", sagte sie.

Leuenhoff aber sprach: „Ich will Ihnen eine Geschichte vom letzten Winter erzählen, Herr von Imme. Ende Januar schenkte mir meine Frau unser Jüngstes, ein unglaublich süßes Mädelchen. Das heißt: sie wollte mir es schenken. Die Sache

war wohl nicht ganz einfach. Neben der Hebamme, die weitab in Schornheim saß, meinten wir auch den Onkel Medizinalrat zu brauchen, denselben, der Sie kuriert hat, Herr von Imme. Der Fernsprecher war unterbrochen. Zwischen der Stadt und der Siedlung lag ein Schneetreiben, gegen das man zunächst weder mit Menschen- noch mit Pferdebeinen, auch nicht mit Motorrad und Kraftwagen ankonnte. Es war unmöglich; ich wenigstens hielt es dafür. Nur Kallies, ehemals Landbriefträger, im übrigen ostpreußischer Füsilier vom ersten bis zum letzten Tag und leider dann immer nur noch Feldwebelleutnant, meinte, er sei Meldegänger in der masurischen Winterschlacht gewesen; dagegen sei alles andere ein Kinderspiel und er wolle es schon schaffen. Und er schaffte es, brachte Doktor und weise Frau mit. Aber inzwischen hatte die Mutter Naujokat, die Frau des alten Invaliden, der Ihrem Madsen bauen hilft, das Kind so sauber zur Welt gebracht, daß den beiden auch gar nichts mehr zu tun übrigblieb. Heißes Wasser war nun einmal da, das Kind mußte doch gebadet werden, da brauten wir ihnen einen Grog und tauten sie auf. Kallies kam auch nicht zu kurz dabei."

„Alle saßen sie am Ofen," ergänzte die junge Frau, „und ich roch nebenan in meinem Bett die frische Schneeluft aus ihren Pelzen und Mänteln. Mutter Naujokat wollte mir auch einen Grog bringen, weil ich doch etwas marode war, und sogar der Onkel Doktor war nicht abgeneigt, mir ihn zu bewilligen. Schließlich fühlte er mir noch einmal den Puls, und der Kelch ging an mir vorüber. Denn Grog ist das einzige hier in Ostpreußen, womit ich mich nicht befreunden kann."

Plötzlich sprang sie auf. „Aber Sie müssen die Kleine sehen, Herr von Imme!" rief sie. „Unbedingt!"

Herbert fand an dem winzigen Wesen, das mit noch winzigeren Fingern in die Luft krallte und aus hellen, dümmlichen Augen ins Blaue starrte, nicht eben viel zu bewundern. Aber er erklärte es für wirklich ganz besonders reizend, und

machte einige ungeschickte Versuche, es zum Spielen zu ermuntern. Dann küßte er der strahlenden Mutter die Hand und verabschiedete sich kameradschaftlich von Leuenhoff.

Solange er in Sicht der Siedlung war, ließ er die Stute einen ordentlichen Trab gehen, im Wald aber bekam sie wieder die Zügel lang und durfte nach Gefallen bummeln. Er dachte darüber nach, ob er in diese Siedlung hineintauge. Nein, entschied er sich zuletzt, er paßte nicht hinein. Mochte es nun aus Trägheit oder auch aus einer gewissen Feigheit geschehen, — er verspürte keine Lust, seine Gewohnheiten so gewaltsam umzustellen, wie es hier gefordert wurde. Offenbar, tröstete er sich, war von dem ‚ursprünglichen Bauernblut' nicht mehr allzuviel in ihm lebendig.

Aber er hatte eine neue heimliche Freude an diesem Tage. Leistete er nicht auch diesem Unternehmen, dessen Sinn er durchaus billigte, einen Dienst, indem er die polnische Spionage, die sich mittelbar auch gegen es richtete, auf einen Irrpfad leitete? Daß dies gerade durch eine romantische Leidenschaft, wie sie nur einen Städter befallen konnte, geschah, und daß damit die bewegliche Nervosität der Stadt dem derben, ehrlichen Wesen des Landes zu Hilfe kam, das bereitete ihm ein Sondervergnügen. Der letzte Rest des Mißbehagens, das vor kurzem erst der Anblick der Franzkischen in ihm erregt hatte, fiel wieder von ihm ab, und zuversichtlich lächelnd, hocherhobenen Hauptes, und nach seinem vermeintlichen ersten Siege um so kampfbegieriger, kehrte er um die Vesperzeit nach Sorplauken zurück.

— — — — — — — — — — — —

Gegen Abend ballte sich ein Gewitter im Nordwesten zusammen. Gelbgerandet nahm es sich in der Ferne gefährlich aus und sandte auch eine ungeheure Staubwolke vor sich her. Sorplauken aber kam gnädig davon. Einzig eine Folge dünner Regenschauer zog darüber hin. Es gab jedesmal ein Getröpfel von zehn Minuten, und zur Abwechselung danach

zehn Minuten Aufheiterung. Über alledem kühlte sich die Luft empfindlich ab, und als Anni fragte, wo sie den Abendbrottisch decken solle, erhielt sie von Klarisse den Bescheid, sie möge im Saal anrichten. „Geliebter Vetter," setzte die Greisin hinzu, „heute wird es dich wohl nicht lüsten, im Garten zu schlafen? Oder willst du den Spartaner herausbeißen?"

Herbert zuckte die Achseln. „Dazu hab' ich nicht das mindeste Talent", versetzte er. „Ich ziehe mir ganz philiströs meine Stube vor." Er sah dabei Anni an. Sie senkte das Haupt wie zu einer Bejahung, sie hatte verstanden.

Nach der Mahlzeit spazierten Gertrud und Gottfried im Garten. Just hatte es zu nässen aufgehört. Herbert schwatzte mit der Urtante zur Zigarette und ließ sich von ihr erzählen, daß Frau Leuenhoff keineswegs vom Lande stamme, sondern vielmehr die Tochter eines Magdeburger Landgerichtsdirektors sei. Mitten in das Geplauder hinein schrillte vom Flur her der Fernsprecher.

„Der gnädige Herr wird am Telephon verlangt", meldete das Zweitmädchen.

„Er ist im Garten", erwiderte Klarisse. „Geh du hin, Herbert, und höre, was es ist. Wenn es not tut, können wir Gottfried ja immer noch rufen."

Herbert griff nach dem Hörer: „Hier Imme." — „Herr Baron Imme selbst?" — „Nein, Herbert Imme." — „Auch gut. Bitte Ihrem Herrn Vetter zu bestellen: der Bulle, den er sich hat ansehen wollen, wird in spätestens zwei Tagen verladen." — „Wird bestellt." — „Nicht wahr? Der Bulle wird in spätestens zwei Tagen verladen." — „Habe verstanden." — „Danke."

Als ein neuer Regen einsetzte, kehrten die Spaziergänger aus dem Garten zurück. Sie hatten sich nicht eben beeilt.

Gottfried nahm die Botschaft lächelnd hin. „Umgekehrte Welt!" scherzte er. „Jetzt ertappst du mich einmal auf Verschwörerallüren! Der Bulle — das ist nämlich nach unserem

Sprachgebrauch die Kommission. Es ist bequemer den Leuten gegenüber, die zuweilen ein Gespräch abnehmen müssen. Im übrigen ist es mir ganz recht so. Das ewige Warten konnte einen beinahe nervös machen. Die Herren sind willkommen. Sie werden sich nicht mit Ruhm bekleckern!"

XII

Nach so vielen halb und ganz durchwachten Nächten nahm sich die Natur gründlich ihr Recht. Herbert schlief bis tief in den Tag hinein. Als er endlich erwachte, fühlte er sich zwar noch in allen Gliedern ein wenig lahm von dem langen, schweren Liegen, aber es war ihm herrlich frisch zumute. Er öffnete das Fenster weit und ließ Licht und Luft ins Zimmer strömen. Zwischen den wehenden Gardinen turnte er eine Weile, bis alle Gelenke wieder geschmeidig ihren Dienst verrichteten, dann machte er sich mit heiterer Umständlichkeit ans Waschen, Rasieren und Ankleiden. Zum gemeinsamen Frühstück hatte er noch vollauf Zeit.

Mitten in diese Verrichtungen hinein klopfte es. Er wandte den Kopf und rief mit lauter, vergnügter Stimme nach der Tür: „Männer dürfen herein, Frauenzimmern ist der Zutritt verboten!"

Gottfried trat auf die Schwelle. „Guten Morgen," sagte er, „und verzeih die frühe Störung!"

„Du?!" erwiderte Herbert. „Dann ist etwas geschehen."

Der Gutsherr nickte: „Ja, diesmal hast du recht." In seiner gemächlichen, fast feierlichen Art schritt er in die Stube. Vor den beiden weiblichen Bildnissen blieb er stehen und rückte das der Ludmilla von Zgarska gerade. „Laß dich nicht stören", sprach er dabei. „Im Grunde hat es nicht viel auf sich. Aber es paßt zu deiner Theorie von den Heimlichkeiten. Simoneit telephonierte mir in aller Frühe. Cäsar, der große Bernhar-

diner, der den Holzstapel bewachte, ist in der Nacht vergiftet worden."

„Vergiftet?!"

„Ja. Simoneit kennt sich darin aus. Er hat oft für Raubzeug Gift zu legen. Ich könnte das Tier auch sezieren lassen, aber ich halte es nicht für nötig."

Herbert fühlte, wie ihm eine heiße Welle der Genugtuung das Antlitz rötete. „Und was hat das Attentat deiner Ansicht nach zu bedeuten?" fragte er.

„Das ist doch klar. Sie halten uns drüben für so dammlig, daß wir irgend etwas unter dem Rundholz verstecken. Offenbar vermuten sie die Waffen, die Maschinengewehre, von denen gemunkelt wird, darunter. Ist es nicht beinahe beleidigend, für so dumm gehalten zu werden?"

„Mein Gott, jeder nach seinen Fähigkeiten!"

Gottfried aber entrüstete sich ordentlich: „Der blindeste Hesse hätte dahinterkommen müssen, geschweige denn so ein paar gewitzte Kommissionsbrillen! Bist du nicht auch am Sonntag auf deiner Picknickfahrt daran vorübergekommen?"

Herbert nickte und band sich vor dem Spiegel immer wieder seinen Schlips. Sein Hochgefühl war mit einem Male wesentlich gedämpft. Er meinte jeden Augenblick, nun müsse der Vetter fragen, wer denn die Dame gewesen sei, die er bei Simoneit im Wagen vorübergefahren habe. Aber die Verlegenheit blieb ihm erspart.

„Also!" fuhr der andere fort. „Dann hast du ja die Gegend selber gesehen. Im Grund ist das auch alles Nebensache und geht uns nichts an. Nein, etwas ganz anderes ergibt sich aus der Geschichte, und deshalb bin ich zu dir heraufgekommen. Es ist nun klar, und darin hast du unbestritten recht: die Polen von drüben treiben bei uns Spionage. Davor sind wir ja jetzt gottlob gewarnt. Aber ich möchte für mein Leben gern dahinterkommen, wer da hier seine Hände im Spiel hat. Ich für mein Teil tappe ganz im Dunkeln. Nun,

Simoneit wird schon aufmerken. Er ist wütend, denn er hing an dem Hund. Und es ist nicht zu spaßen mit ihm."

„Ja, das wollt' ich dir mal eben sagen", schloß er ruhiger. „Ich meinte, es dir schuldig zu sein."

Er stand wieder vor dem Bild Ludmillas. „Der alte Herr hatte einen ausgezeichneten Geschmack", sprach er. „Altes, edles Blut! Rasse! Dabei ist das Gesicht im Grund unscheinbar. Findest du nicht?"

Herbert bejahte. Erlöst von seiner geheimen Sorge hatte er mit einemmal einen wundervollen Schlipsknoten zustande gebracht und schlüpfte in seine leichte Leinenjacke. „Gehen wir nun frühstücken?" fragte er.

Da klopfte es wieder an die Tür. „Herein!" rief er. „Herein, zum Teufel!"

Anni war es. „Das gnädige Fräulein Klarisse läßt sehr bitten", meldete sie. „Der Tee würde eiskalt."

Damit wollte sie sich zurückziehen. Gottfried aber hieß sie plötzlich warten. Er bat sie, näher und neben das Bild zu treten. „Welche Ähnlichkeit!" staunte er. „Es ist beinahe, Kind, als hätten Sie dem Maler gesessen. Herbert, sieh doch!" Das Mädchen versuchte erst blöde vor sich hinzuschauen, dann aber hob es den Blick trotzig und stolz empor und hielt der Musterung dreist stand. Herbert errötete; es wurde ihm ganz heiß. Gottfried aber verglich noch einmal ruhig und gründlich das Mädchen und das Bild. „Es ist gut, Anni," antwortete er dann, „wir sind sogleich unten." Aber er schüttelte stets von neuem den Kopf.

Sie stiegen miteinander die Treppe hinunter. „So toll find' ich die Ähnlichkeit gar nicht", wandte Herbert ein. Gottfried aber beharrte: „Doch, doch. Was bedeutet freilich einem verwöhnten Großstädter wie dir so eine kleine unbeträchtliche Marjell!"

Herbert lachte zustimmend. Es klang heiser, und er räusperte sich. — — — — —

Der Tag wurde sehr warm. Der Himmel hatte sich gänzlich entschleiert, und die Sonne brannte hundstagsmäßig hernieder. Auf den Wiesen wurde weiterhin gemäht. Auch von dem schönen Plan, der um das Grigoleitsche Anwesen und um die Linden mit dem Mühlstein herum lag, wurde der blumengesprenkelte Grasteppich durch die Mähmaschinen aufgenommen.

Herbert sah von der Warte aus zu. Er hatte wieder einmal nichts zu tun. Oder das war es: er hatte schon viel zu lange nichts mehr getan. Nun quälte ihn die Ungeduld ebensosehr wie die Tatlosigkeit, und er wurde auf eine fast unerträgliche Art zwischen seinen Stimmungen hin und her geworfen. Er kam sich leer und unnütz, entwurzelt und heimatlos vor, zugleich aber sah er den kommenden Dingen mit einer ungewissen, ziellosen Spannung, beinahe mit Furcht entgegen. In allen Nerven spürte er es, daß sich irgendeine Entscheidung vorbereitete. Sie ging nicht nur die fremde Kommission und den Sorplauker Brückenkopf, sondern ihn selbst und sein ganzes Dasein an. Und er wußte: sein Verhältnis zu Anni war der Mittelpunkt, in dem alle Fäden zusammenliefen und von dem sie wieder sich erstreckten. Dem Geschick hatte es beliebt, die beiden Angelegenheiten planvoll miteinander zu verflechten, so mußten sie denn wohl oder übel gemeinsam gelöst werden.

Neben ihm auf der Bank lag Scotts ‚Waverley'. Der Roman war ihm von Gottfried empfohlen worden. Wennschon sein eigenes Zeugnis nicht viel gelte, hatte der Vetter gescherzt, so sei doch das Buch auch von Goethe über den grünen Klee gelobt worden. Herbert hatte versucht zu lesen, aber es war für ihn kein Sinn in den Seiten zu finden gewesen. Er blätterte unwirsch darin. Hatte es jemals wirklich etwas gegeben, was dieser Räuberromantik in den Hochlanden nüchtern zugrunde lag? Wie lange mochte das her sein! Wie lange mußte es vor allem her sein, daß einer ein

solches Buch schreiben und daß ein solches Buch von der ganzen Welt verschlungen werden konnte! Mit einemmal stutzte er. War er selbst nicht im Begriffe, sich ähnlich romantisch zu gebärden? Hatte er nicht bereits nächtliche Stelldicheins mit geheimnisvollen Damen gehabt? Liebte er nicht selbst ein Mädchen der feindlichen Partei, ganz wie der Held des Romans? Aber alles war höchst alltäglich herangewachsen unter der Fuchtel eines Paragraphen des Versailler Vertrages und auf einem wohlgehaltenen ostpreußischen Herrenhof.

Er klappte das Buch zu, stand auf und schritt den Tannengang entlang. Plötzlich lachte er hellauf. Es war ihm, als habe er in einen Narrenspiegel geschaut. Zwei Käuzchen, die im dürren Gipfelgeäst saßen, rückten enger aneinander und steckten die Köpfe zusammen. Er drohte ihnen mit dem Scott: „Ihr da! Ihr da! Ihr gehört auch in das Szenarium!" Da machten sie runde, große Augen und trafen Anstalten davonzufliegen. Aber er beruhigte sie: „Bleibt ihr man sitzen! Ich räume den Platz!"

Bei der Mittagsmahlzeit war er fast ausgelassen. Er mußte sprechen, lachen, necken, scherzen, wenn er nicht aufstehen, davonrennen und irgendwie sich enthüllen, verraten sollte. Wie ein Prahler polterte er heraus, während Anni die Gemüseschüssel reichte: „Heute nacht will ich einen besonders schönen Sommernachtstraum draußen haben! Heute freu' ich mich auf den Garten!"

„Nun, nun!" erwiderte die Urtante. „Neuerdings spielt man den Puck nicht mehr als zierliches Elflein, sondern als rauhbeinigen Kobold. Laß dir keinen von dieser Sorte oder gar von einer noch schlimmeren Couleur begegnen!"

Gertrud lachte vergnügt und drehte dem Vetter ein Paar Eselsohren.

Klarisse aber fuhr fort, indem sie herzhaft zulangte: „Ein Gutes haben deine warmen Nächte übrigens gehabt:

der Blumenkohl ist endlich auch in Ostpreußen eßbar geworden."

Herbert hatte sich in den Stuhl zurückgelehnt und schaute Anni herausfordernd an. Sie aber zuckte mit keiner Miene, kein Blick huschte verstehend zu ihm herüber. Starr sah sie vor sich hin auf die Schüssel und reichte sie weiter. Ein trotziger, fast höhnischer Zug lag um ihre festgeschlossenen Lippen. Er hätte sie rütteln, schlagen mögen, um ihr eine Antwort abzuzwingen, aber sie blieb seiner Macht entzogen. Gleichmütig verrichtete sie ihre Obliegenheiten reihum am Tisch, zuletzt jedesmal bei ihm selber.

Nachdem abgegessen war, bummelte er, eine Zigarette rauchend, über den Flur, um ihr dort zu begegnen und sie zu stellen. Aber sie wußte es schlau so einzurichten, daß er auch dann nicht zum Ziele gelangte; entweder hatte sie das Zweitmädchen an ihrer Seite, oder sie verschwand mit dem Speisenbrett gerade in der Küchentür, wenn er die Treppe herunterkam. Als er schließlich von seiner Stube aus nach ihr klingelte, erschien die blonde Marjell. Anni bügele, erklärte sie auf seine Frage. Er ließ sich frisches Wasser vom Brunnen bringen.

Um die Zeit bis zum Abend zu ertragen, spielte er mit Johanna Schach. Er verlor beide Spiele, die erste Partie und die Revanche. An sich war er seiner Gegnerin an Spielstärke weit überlegen, aber er machte nach schönen Zügen die törichtsten Fehler, Johanna dagegen hielt stets ihren braven Durchschnitt inne. Beim Schach wurde sie bisweilen einigermaßen lebendig; sie hatte es mit ihrem Gatten gespielt und pflegte mitunter zu bemerken: „Das hat mich Jochen gelehrt", oder: „So hat mich Jochen auch einmal in eine Falle gelockt." Jochen war der Name ihres gefallenen Gatten.

Bei der Vespermahlzeit ließ sich Anni nicht blicken, aber am Abend wartete sie wieder auf. Sie trat gerade mit einer Platte auf die Veranda heraus, als Gottfried zu Tisch bat.

Er war spät vom Feld heimgekehrt und entschuldigte sich umständlich, daß er im Reitzeug erscheine. Da rief das Zweitmädchen aus der Tür: „Gnädiger Herr, das Telephon!"

„Ewig dieses Marterinstrument!" schalt Imme. Aber er ging auf den Flur hinaus, das Gespräch abzunehmen. Gleich darauf war er wieder da. „Die Fohlen sind ausgebrochen!" sagte er. „Grigoleit meldet es. Nach der Grenze zu. Schöne Bescherung!"

„Satteln!" befahl er in den Saal hinein. Und die blonde Kleine rannte davon: „Jawohl, gnädiger Herr. Satteln."

„Was heißt das — ‚ausgebrochen'?" fragte Herbert.

„Nun — eben ausgebrochen. Sie haben die Umzäunung durchbrochen, überrannt oder was weiß ich! Jedenfalls sind sie auf und davon. Wie du hörtest, aufs Polnische zu."

„Und was geschieht nun?"

„Mein Gott, man muß zusehen, sie wiederzubekommen, sie einzufangen."

„Kann ich dir nicht dabei helfen?"

„Um Gottes willen —! Verzeih, — nein. Wirklich nicht. Das hat seine Technik, die man kennen muß. Die Fohlen laufen nämlich blindlings immer weiter, solange sie spüren, daß ihnen einer auf den Fersen ist. Aber wenn es gelingt, ihnen den Weg abzuschneiden, sich an ihre Spitze zu setzen, dann trotten sie einem nach, gehorsam und unweigerlich wie die Keichel der Glucke. Die drei Grigoleits sind natürlich schon hinterdrein, Dröge, der Neveu und die flinksten Knechte werden sich auch auf die Spur setzen. Ich selber bin leider zu schwer, ich komme mit meinem Fuchs nicht schnell genug voran. Aber ich will wenigstens drüben sein. Da! Hörst du sie?"

Vom Hof her, über das Dach des Herrenhauses hinweg, schallten Stimmengewirr und Hufschlag herüber. Das helle Kommando Dröges übertönte den Lärm, und gleich darauf klabasterten eine Anzahl Reiter über das Hofpflaster zum Tor hinaus.

„Eßt nur immer!" fuhr der Gutsherr fort. „Hoffentlich glückt es!"

„Es ist gesattelt, gnädiger Herr", meldete atemlos die Marjell.

„Dann guten Abend!"

Er ging. Gertrud ließ es sich nicht nehmen, ihn vor die Tür zu begleiten.

„Nun – und wir?" fragte Herbert.

„Wir?!" erwiderte Klarisse. „Wir werden etwas von diesem Bauernfrühstück zu uns nehmen, ehe es kalt wird. Komm, Kind!"

Anni schien taub zu sein. Mit glänzenden Augen, die Wangen gerötet, stand sie da. Ihr Antlitz war von Freude und Erwartung gleichsam verklärt, und sie trug den Kopf stolz auf dem Nacken wie eine Siegerin. Die Urtante keifte: „Schläfst du, dumme Marjell?" Da erwachte sie aus ihrer Entrückung, aber ihre Haltung blieb aufrecht und frei, als sie ihren Dienst lässig aufnahm.

Nach der Mahlzeit begaben sich die Damen auf den Wirtschaftshof. Dröge hatte vor dem Abreiten angeordnet, daß der winterliche Auslaufplatz der Fohlen fertiggemacht werden solle, um sie darin unterzubringen, vorausgesetzt natürlich, daß man sie fing. Der Kämmerer war dabei, das Gatter nachzusehen und kleine Schäden daran abzustellen. Er tröstete die gnädigen Herrschaften und setzte seine ganze Zuversicht auf die Grigoleitsche. Die Söhne seien ja auch nicht übel, meinte er, aber der Mutter könnten sie nicht das Wasser reichen; sie reite wie der Teufel, und ihrem alten, klapperdürren Gaul komme in der ganzen Provinz kein Pferd an die Gurten.

Herbert vertrödelte sich unauffällig in den Garten. Er langweilte sich bei der trägen, bedächtigen Erzählung des Kämmerers. Von der Warte aus spähte und horchte er nach einer außerordentlichen Bewegung drüben auf dem ‚Berg', aber

alles lag ruhig im Frieden des Abends. Allgemach fiel die Dämmerung ein, und die Farben der Landschaft verschwammen grau und heimelig. Das tat wohl nach dem grellen Sonnenlicht des Tages; es löste Spannungen und beruhigte die Nerven.

Mit einemmal flatterte es licht den Tannengang herunter. Aber es blieb nicht geradeaus in der Richtung auf den Ausblick, sondern wandte sich seitwärts nach der rückwärtigen Pforte, die zur Sorpa hinabführte. Herbert erkannte Anni nicht eigentlich im Zwielicht, er ahnte eher aus dem Takt des Schreitens heraus, daß sie es war. Sie hatte einen Vorsprung vor ihm gewonnen. Erst jenseits des Flusses, als sie, die Straße vermeidend, den Wiesenpfad zu den Grigoleitschen Linden emporstieg, vermochte er ihr näher zu kommen. Dort erst wagte er, sie anzurufen.

Sie wandte sich und wartete schweigend, bis er herangekommen war. Nach dem Vorwerk wolle sie, zu ihren Leuten, antwortete sie auf seine Frage. Gemeinsam traten sie dann in den Schatten der hohen Lindenbäume ein. Die Fohlen hatten dem Ort auf ihrer Flucht einen wilden Besuch abgestattet. Der Trog, aus dem sie zu saufen pflegten, war umgeworfen. Er stand noch immer schief, so daß das Wasser beständig überfloß. Auf der Erde breitete es sich in großen Lachen aus und bahnte sich langsam einen Weg nach dem Abhang.

Im Haus der Grigoleits waren alle Türen weit geöffnet; keine Menschenseele befand sich darinnen. Anni lugte vorsichtig in den Flur und in die Stuben. „Niemand, niemand", flüsterte sie. „Alles ist hinter den Fohlen her." Aber als im Stall ein Schwein grunzte und sich an der Wand des Kobens schabte, erschrak sie gleichwohl.

Herbert führte sie beim Arm vom Haus weg nach dem Mühlstein unter den Linden. Sie war anders wie sonst, wirklicher, lebendiger. Weich, fast hingebend schmiegte sie sich an

ihn. Zugleich aber war eine Unruhe in ihr, die an ihr riß. Alles, was sie tat, geschah sprunghaft und aufgeregt.

Unter den Bäumen war schlecht sitzen. Das Wasser aus dem umgestürzten Brunnentrog war zwischen ihnen versickert. Aber in ihrem Schatten noch breitete sich der Saum der Wiese. Das gemähte Gras war bereits getrocknet und knisterte, wenn man es anfaßte.

„Heu!" sagte Anni. „Ich kenne keinen schöneren Duft als Heu. Wenn es eine Seelenwanderung gibt, so bin ich wohl früher einmal ein Pferd gewesen, ein kleines, zierliches Pony mit drollig langer Mähne. Ich träume zu oft davon, als daß es so gar nichts damit auf sich haben könnte. Heu! Ich liebe es schlechthin. Ich kann nicht widerstehen, ich muß mich hinlagern, hineinwühlen!"

Damit raffte sie ein paar Schwaden zu einem niedrigen Lager zusammen und warf sich längs darauf, die Hände unterm Kopf verschränkt und auf eine katzenhaft wollüstige Weise sich dehnend. Herbert kniete zu ihr nieder und nahm ihren Kopf zärtlich zwischen die bebenden Hände. Sie wehrte sich gar nicht, sondern schaute ihn mit blanken, strahlenden Augen unverwandt an. Plötzlich zog sie sein Gesicht zu sich herab und küßte ihn, wild und ungestüm, immer wieder. Ihre dunkelroten Lippen waren feucht und heiß, und das jagende Blut glühte ihr durch das dünne Kleidchen. Sie war wie in einem Taumel und erstickte ihn fast mit ihren Liebkosungen. Zögernd, beinahe widerwillig entzündete er sich an dem unbändigen Feuer. Er wollte nicht verzehrt sein von ihm, wollte nicht unterliegen, wollte gewinnen und erobern, Herr sein, — aber übermächtig schlugen die Flammen über ihm zusammen.

Der Abend wandelte sich gemach zur Nacht. Regungslos schauten sie zum Himmel empor. Hier und da flimmerte bereits ein Stern. Wenn sie atmeten, knisterte das dürre Heu. Fernab geigten ein paar Grillen. Die Welt schlief.

Aber in diese Stille hinein klang, wachsend an Stärke,

nachdem es einmal vernommen war, das Fallen von Tropfen. In regelmäßigen Zwischenräumen lösten sie sich von irgendwelchem Rand und fielen aus der Höhe herab. Nach der Farbe des Klanges geschah es auf einen gepflasterten Boden und in einen rings gemauerten Raum. Denn es gab zuerst ein breites Platschen und danach einen feinen Widerhall.

„Was ist das?" fragte Anni. Sie bewegte kaum die Lippen beim Sprechen, und ihre Worte waren kaum hörbar.

„Tropfen fallen", erwiderte Herbert. „Es ist das Wasser aus dem Trog; es wird sich hierherum versickern."

„Aber es klingt wie aus einem Keller."

Er wandte sich ihr lässig zu. „Nein doch," versetzte er, „wo soll hier ein Keller herkommen?"

„Aber es klingt doch so, aufs Haar so!"

„— Meinetwegen auch. Du sollst recht haben."

Er war unwillig über ihre Hartnäckigkeit. Wie konnte sie in dieser Stunde so dringlich nach so gleichgültigen Sachen forschen? Er hatte just hinter geschlossenen Lidern einen Traum der Erinnerung geträumt.

Anni schwieg und strich sich nur behutsam ein paarmal mit der Hand über die Augen. Nach einer Weile aber richtete sie sich unendlich leise auf und beugte sich über Herbert, — er schlief. Es dünkte sie wenigstens so. Da stahl sie sich von seiner Seite und klomm die wenigen Schritte zu dem Mühlstein unter den Linden empor. Eine Zeitlang betrachtete sie überlegend die Stelle. Das Licht war eben noch hell genug, um die Umrisse der Gegenstände unterscheiden zu können. Nach dem Baumstumpf, auf dem der Mühlstein lag, hatte sich das Wasser ein Rinnsal gespült. Klar hob sich die Spur von dem dunkleren Erdreich ab. Das Mädchen setzte den Fuß darauf, — glattes Mauerwerk. Es beugte sich vor und horchte, — hier fielen die Tropfen hinab, deutlich und laut, wiederum auf Steinwerk. „Ah!" schrie es halblaut auf. Und noch einmal,

lauter, voller: „Ah!" Dann lief es blitzgeschwind davon, den Weg nach dem Vorwerk entlang.

Diesmal aber hatte sich Herbert des Schlafes erwehrt. Annis Eigensinn hatte ihn unwillkürlich aus seiner träumerischen Schlaffheit ermuntert. Ganz hell und deutlich sah er sie unter den Linden niederknien, und mit ihr zugleich entdeckte er das Geheimnis. Die geheimen Gänge unterm Berg! Das riß ihn empor. Unter dem Mühlstein befanden sich die Kasematten, in denen die Waffen verborgen lagen! Dort war das Versteck, nach dem so heiß gesucht wurde! Und er selbst hatte die Spionin auf die rechte Spur geführt in dieser Liebesstunde, unwissentlich zwar, aber er blieb in die Schuld verflochten.

Die Erkenntnis warf ihn auf einen Augenblick ganz danieder. Das Herz stand ihm still, und er vermochte kaum zu atmen. Dann aber trieb ihn eine jähe Wut vom Boden auf. Blindlings stürzte er die Höhe hinan. Ein Draht, der die Wiese abgrenzte, sperrte ihm den Weg. Er schlug längs hin. Aber sogleich raffte er sich wieder auf. Oben auf dem Kamm des Hügels, ziemlich weit vor ihm, floh Anni dahin. Ihr helles Kleid leuchtete. Er mußte sie erreichen. Wie es ihm dann gelingen sollte, den Verrat zu verhüten, überlegte er sich nicht. Sie mußte schwören zu schweigen, oder sie mußte festgehalten, eingesperrt werden, bis die Kommission ihre Prüfung vorgenommen hatte, bis die Gefahr vorüber war. Im äußersten Falle — wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, — mußte sie sterben, von seinen Händen sterben.

Bei seinem Sturz hatte er sich das Knie verletzt. Es schmerzte ihn beim Laufen, aber er biß die Zähne zusammen und zwang sich darüber hinweg. Allerdings kam er auf diese Art Anni niemals näher, sondern stets blieb er in ungefähr derselben Entfernung hinter ihr.

Am Vorwerk strich sie seltsamerweise ohne Aufenthalt vorüber. Das Wohnhaus lag dunkel und tot da, nur der große schwarze Hund tobte an seiner Kette. Weiter und weiter eilte

sie, und nun wurde es klar: ihr Ziel war Simoneits Försterei, war der Holzstapel der Waldwiese. Was wollte sie aber dort? Lagen dort schon die Wachen und Beobachter der Kommission im Hinterhalt?

Aber ehe sie noch im Gehölz untertauchen konnte, dröhnten vom ‚Berge' her die ausgebrochenen Fohlen heran. In einem rasenden Galopp kamen sie über den großen Rübenacker daher. Sie hatten ein vorn zugespitztes Geschwader gebildet. Im Vortrab waren die keckſten und schnellſten Tiere, hinter ihnen brauste die breite Masse heran, und zuletzt schnaubten ein paar mattere Nachzügler, bereits überholt von verfolgenden Reitern, denen sie sich willig ergaben. Der Weg hatte mäßig tiefe Gräben, aber zu beiden Seiten waren die von den Feldern aufgelesenen Steine zu hohen Haufen geschichtet und noch üppig von Brombeeren überwuchert. Die Fohlen schlugen einen jähen Bogen um die Hindernisse, vor denen sie in der Nacht sich fürchteten. Da aber rasten ein paar Reiter querfeldein gerade auf die Wälle heran. Hier war endlich die Sehne, auf der man den im Kreisbogen galoppierenden Ausreißern die Spitze abgewinnen konnte. Die Grigoleitsche auf ihrem dürren uralten Halbblüter war die erste. Schnurgerade, in toller Fahrt, hetzte sie just auf den höchsten Steinhaufen los; dichtes Distelgestrüpp machte ihn noch höher in der Finsternis. Ging es mit rechten Dingen zu, so mußten Roß und Reiterin den Hals in der Dunkelheit brechen. Aber der Gaul nahm das Hindernis wie am hellen Mittag auf der Bahn. Während des Sprunges standen die Umrisse gegen den blassen Nachthimmel. Das Haar flatterte lose hinter der knochigen Alten drein, sie schwang die langen Zügelenden wie eine Peitsche, es war, als sprenge eine Hexe zum Blocksberg. Hinter ihr kam der dicke Dröge auf seinem hochbeinigen Fuchs. Er suchte sich in aller Eile eine leidliche Stelle zum Passieren des Weges aus; man hörte deutlich das anfeuernde „Hopp!" seiner hellen Stimme. Der dritte Reiter stürzte. Aber er rappelte

sich wieder auf. Der Gaul lief davon, den anderen nach. Damit war die wilde Jagd vorüber. Ganz vereinzelt hinkte noch ein Fohlen herbei. Es wieherte ängstlich hinter den anderen drein. Schließlich begann es an den jungen Rübenblättern zu knabbern.

Anni und Herbert hatten beide, jedes an seiner Stelle, die tolle nächtliche Flucht vorübertoben lassen. Staub und Dampf schwebten noch in der Luft, als sie ihre Wege wieder aufnahmen. Der gestürzte Reiter schlich über das Feld davon, auf die Sorpabrücke zu.

Anni wußte nicht, daß sie verfolgt wurde. Vielleicht hätte sie auch Herbert in seinem dunklen Zeug bei dem ungewissen Licht nicht zu unterscheiden vermocht. Auf dem Waldpfad nun gar war er unsichtbar für sie, während ihr helles Kleid sich im Schatten desto deutlicher abhob. Sie schritt jetzt vorsichtiger aus. Das Sträßchen war arg von Holzfuhren aufgewühlt, dürre Äste lagen zwischen den tiefen Geleisen, und Wasserpfützen breiteten sich zuweilen weithin aus. Einmal hielt sie inne und pfiff auf einer Trillerpfeife. Es gab nur einen dünnen Ton, aber er hallte dennoch weit wider in dem schweigenden Wald. Sie lauschte. Aber niemand antwortete. Noch einmal pfiff sie. Und zum dritten Male. Aber alles blieb stumm.

Dann jedoch brach es plötzlich herein, ebenso jäh, ebenso gewaltsam wie kurz zuvor die Flucht der Fohlen. Mit einem fernen Hundegebell fing es an. Danach bahnte sich etwas im Dickicht seinen Weg, lärmend und laut, ohne alle Rücksicht. Es handelte sich nicht mehr um Verstecken und Vorsicht, sondern darum, herauszugelangen aus der Gefahr. Näher und näher kam es. Anni rief einen Namen. Aus dem Holz erwiderten zwei keuchende Sätze. Es waren polnische Laute, von einer Frauenstimme gesprochen. Darauf wandte auch sie sich und floh zurück. Aber im Laufen schrie sie der anderen ein paar fliegende Worte zu, und jene antwortete kurz. Gleich-

zeitig jedoch heulte und jaulte ein Hund heran, ein niedriger, aber starker Dachshund. Er schlug seine Zähne in Annis Kleid und zerfetzte es. Dann sprang er geifernd hoch an ihr. Sie kehrte sich um, um sich seiner zu erwehren. Aber er ließ nicht nach. Und von rückwärts rief eine Stimme: „Halt!" und nochmals: „Halt! Oder ich schieße!!" Und zum dritten Male: „Halt!!" Das war Simoneits Stimme.

Herbert lief auf Anni zu. Wollte er sie aufhalten? Wollte er sie schützen? Er wußte es nicht. Aber da sprang es ihn selber aus dem Holz heraus an. Ein Weib warf sich ihm in den Weg, ein Fluch zischte ihm entgegen. Er schlug einen vorgehaltenen Arm beiseite. Aber sogleich spürte er einen Stoß oder Hieb gegen den Leib. Noch zwei Schritte taumelte er vorwärts, dann fiel er vornüber aufs Gesicht. Im Sinken blendete ihn der Pulverblitz eines Schusses. Er hörte den peitschenartigen Knall und sah, etwa zwanzig Schritt vor sich, Anni im Feuer zusammenbrechen. Sehnsüchtig streckte er noch die Hände nach ihr aus, aber in demselben Augenblick zuckte es ihm triumphierend durch den Sinn: ‚Simoneit ist der beste Schütze ringsum. Seine Büchse hat reinen Tisch geschafft.'

XIII

In Sorplauken wurden die drei hellen Bogenlampen des Hofes auf ihren hohen Masten eingeschaltet. Einer von den jungen Grigoleits hatte die Meldung gebracht, daß die Fohlen wieder eingefangen seien. Die Instleute waren samt Weibern und Kindern wach geblieben und besprachen vor ihren Türen frühere Fluchtversuche und wie es damals gelungen war, die Tiere zu überlisten. Ein paar halbwüchsige Jungen, die über die Brücke nach dem ‚Berg' hinübergelaufen waren, schrien die Kunde aus: „Sie kommen! Sie kommen!"

Als erster traf der Gutsherr ein. Er war dem Haupttrupp vorausgetrabt. Nach ihm aber drängte es sich in einer ungeheuren Staubwolke dampfend, schnaubend, wiehernd die Straße von der Sorpa herauf. Die Grigoleitsche und Dröge, hinter ihnen drei Gespannknechte auf ihren derben Sattelpferden, sperrten den Weg nach vorwärts und gaben das Schrittempo an. Der Halbblüter der Grigoleitschen war nicht sonderlich naß, aber der Fuchs des Administrators hatte sich in einen Schimmel verwandelt: von den Ohren bis zu den Fesseln war er von weißem Schaum und Schweiß bedeckt. Unregelmäßig, das eine Mal dicht zusammengepreßt, sich schiebend und stoßend, ein andermal vereinzelt, trotteten die Fohlen hinterdrein. Sie führten sich sehr fromm und brav auf, als hätten sie niemals reifende Weizenfelder verwüstet oder sich am Stacheldraht den Bug blutig gerissen, und schauten mit ihren großen, gutmütigen Augen erstaunt in das helle Licht. Willig ließen sie sich in dem Gatter bergen, und nur die mutwilligsten benutzten noch die Gelegenheit, einander ein wenig zu beißen und mit den zierlichen Hufen zu traktieren.

Dröge saß bei Imme auf der gemauerten Rampe und wartete pustend, bis die Ausreißer gezählt waren. Fürsorglich hatte die Gattin dem schwitzenden Mann einen Mantel um die Schultern gelegt. „Aber wo ist denn Gerhard?" fragte sie ängstlich. Gerhard war der Neffe und Eleve.

„Der?" erwiderte der Administrator. „Der ist koppheister gegangen, gerade wie wir den Viechern die Tete abgewannen. Ich glaube, ich habe so was links seitwärts gesehen. Der Gaul ist da, der Bengel fehlt."

„Mein Gottchen, es wird ihm doch nichts passiert sein?"

„Was soll ihm passiert sein? Höchstens hat er das Genick gebrochen. Aber er wird schon nicht, meine Beste. Die Grigoleits sollen sich nach ihm umsehen, wenn sie wieder hinübereiten."

Die rundliche Frau schlug die Hände über dem Kopf zu-

sammen. „Wenn das seine Mutter wüßte!" klagte sie. „Der einzige Junge!"

Aber Dröge versetzte gleichmütig: „Die Mama weiß es ja nicht. Wozu die Aufregung?"

Mit Genugtuung nahm er den Bericht der Grigoleitschen entgegen. Von den Zwei- und Dreijährigen, die sich allein den Ausflug gestattet hatten, – die Einjährigen waren überhaupt nicht ausgebrochen, – fehlten vier Stück. Drei waren unterwegs lahm gesehen worden, das letzte aber lag vermutlich irgendwo mit kaputten Gliedern, oder es war auch schon tot. Es war unwahrscheinlich, daß es noch einsam herumirrte; Fohlen trennten sich nie von der Herde.

„Gottlob," sagte Imme, „es hätte schlimmer kommen können." Dann reichte er der Grigoleitschen die Rechte und lobte sie: „Der Herr Administrator hat mir erzählt, Sie hätten es geschafft, Grigoleitsche, Sie und Ihr alter Steepler. Ich danke Ihnen."

Die Frau aber beugte sich geschwind über seine Hand und küßte sie. „Ach, gnä' Herrche," antwortete sie, „wenn es man den Fohlche nicht geschadet hat, das ist die Hauptsache. Mir altem Weib hat es so was wie ein Spaßche gemacht." Dabei lachte sie übers ganze Gesicht.

„Ostpreußen!" sprach Dröge. Dann aber verabschiedete er sich, um sich von seiner Gattin gründlich abreiben zu lassen.

Die Lampen auf den hohen Masten erloschen. Müde standen die Fohlen in dem Auslauf. Sie suchten auf dem sandigen Boden vergebens die schöne Weide ihrer Roßgärten.

— — — — — — — — — — — —

Hauptmann Leuenhoff, der Siedler, und Simoneit fuhren gegen Mitternacht in Sorplauken mit einem Panjegespann vor. Auf dem Brettwagen lag, sorglich auf Stroh gebettet, Herbert Imme. Er war bewußtlos, aber er atmete noch. Simoneit hatte aus der Siedlung, die seinem Hause zunächst lag, Hilfe geholt. Sie verstanden sich dort alle ein wenig auf

solche Handreichungen, und der Verwundete war notdürftig verbunden worden.

Auf einem zweiten Fuhrwerk lag Anni — tot.

Gottfried Imme hatte sich nach dem aufregenden Fohlenabenteuer noch nicht niedergelegt. Der Förster erstattete ihm, der zugleich Amtsvorsteher des Gutsbezirkes war, seine Meldung. Es galt, rasch zu handeln. Der Vetter wurde auf seine Stube getragen und auf seinem Bett niedergelegt. Madsen und Gertrud wurden geweckt und sollten ihn betreuen. Aus der Siedlung war auch bereits ein reitender Bote nach Schornheim unterwegs, um den Arzt heranzuholen. Der Fernsprecher war nachts außer Betrieb. Anni wurde in die Obstkammer des Kellers getragen; dort war es kühl.

Simoneit berichtete: Nach der Vergiftung des Bernhardiners habe er es für angezeigt gehalten, mit vermehrter Wachsamkeit auf dem Posten zu sein, und deshalb bei Anbruch der Dunkelheit noch einen Gang um den Holzplatz getan; dabei sei ihm nichts aufgefallen. Aber bald hernach hätten seine beiden Dachshunde, die im Hofraum der Försterei eingesperrt gewesen seien, Laut gegeben und sich gar nicht beruhigen wollen. Er habe das auf ein Wild geschoben, das außen am Zaun vorüber sei. Mit einmal jedoch sei draußen heller Feuerschein aufgeleuchtet. Da sei er hinaus, törichterweise zunächst ohne Büchse und ohne die Hunde zu lösen. Tannenzapfen und Stroh hätten gebrannt, und es habe dazu nach Petroleum gerochen, sei also eine richtige Brandstiftung gewesen. Er habe das Feuer mit den Füßen auseinandergestoßen und zertreten, dann aber sei er ins Haus zurück und habe seinen alten Vater mit Wasser hinausgeschickt. Er selbst sei nun mit der Büchse und den beiden Hunden losgezogen, weil er den Leuten vom Vorwerk niemals getraut habe, in der Richtung auf Pillwischken. Den einen Hund habe er am Riemen geführt, den anderen gelöst. Dieser hätte im Holz eine Spur gefunden und verfolgt, hätte auch zu verbellen angefangen, mit einmal aber sei er

stumm geworden. Zugleich aber habe er, Simoneit, auf dem Wege eine hellgekleidete Person erblickt, die erst auf ihn zugelaufen, dann wieder vor ihm geflohen sei, zuletzt aber im Verein mit zwei anderen sich abermals gegen ihn gewandt habe. Da habe er auch den zweiten Hund vom Riemen gelöst und sich zum Schießen fertiggemacht; er habe dreimal ‚Halt' gerufen und nach dem dritten Mal geschossen, indem er auf die zuerst erblickte helle Person gehalten habe. Diese sei denn auch im Feuer zusammengebrochen und liegengeblieben, auch eine zweite Person sei gestürzt, die dritte aber ins Holz entwichen. Er habe ihr den Rehpostenlauf nachgeschickt, während er zuvor mit einer Kugel geschossen habe, aber keinen Aufschrei oder sonst etwas vernommen, zum Zeichen, daß er getroffen habe. Die erste, helle Person sei Anni, das Stubenmädchen aus dem Herrenhaus und die Nichte der Leute vom Vorwerk, gewesen, sie habe einen Schuß durch die Brust, die andere sei der Herr Baron Herbert. Wie die Siedler beim Notverband festgestellt hätten, sei er durch einen Messerstich im Unterleib verwundet.

Gottfried nahm die Aussage zu Protokoll. Er verstand das Geschehene nicht. Die Ereignisse brandeten gegen ihn an, und er hatte Mühe, sich ihrer zu erwehren. Aber er war der gesetzliche Amtsvorsteher und hatte vorerst seine Pflicht zu erfüllen. Mit knappen Worten schrieb er nieder, was Simoneit bekundete. Er hieß Leuenhoff, der alles mitangehört hatte, es sich gleichfalls einprägen. Dann bat er die beiden, ein paar Augenblicke zu verziehen, und stieg die Treppe hinauf.

Herbert lag auf seinem Bett. Die Lampe war abgeblendet. Gertrud saß im Schatten am Kopfende, Madsen auf dem Stuhl unten bei den Füßen. Man hörte den Atem des Verwundeten stoßweise an- und abschwellen. Das Gesicht war totenblaß.

„Wir haben ihn nur ausgekleidet", flüsterte Gertrud. „Das Blut scheint gestillt zu sein. Mehr kann man jetzt nicht tun."

Gottfried nickte. „Liebster, was ist nur geschehen?" fragte sie. Schweigend zuckte er die Achseln. Dann küßte er ihr die Stirn und ging wieder. Er vermochte nichts zu nützen; man mußte auf den Arzt warten.

Anni war auf einen niedrigen Tisch gebettet, auf dem die Aprikosen und Pfirsiche zum Nachreifen ausgebreitet zu werden pflegten. Mamsellchen und das Zweitmädchen hatten ihr das Bettzeug und die Kissen aus ihrem Zimmer geholt. Die Decke war bis zum Halse emporgezogen, die schlanken, schmalen Hände lagen gefaltet darauf. Die Brauen über den geschlossenen Lidern waren ein wenig unwillig gekraust, der Mund war schmerzlich verzogen. Hell und unbarmherzig leuchtete die kahle elektrische Birne über der Toten; ein grauer Nachtfalter schwirrte darum herum. Die rosige, frische Mamsell und die derbe blonde Marjell hielten sich weinend umschlungen; mit großen fragenden Augen schauten sie zu Imme empor. „Gnä' Herrche," erdreistete sich schließlich die Mamsell, „was soll das? Was ist das?"

„Ich weiß es nicht, Mamsell", erwiderte Gottfried. „Aber vielleicht werden wir es erfahren."

Im Flur warteten Simoneit und Leuenhoff. „Wir wollen sogleich hinüber nach dem Vorwerk", sprach Imme. „Alles, was da geschehen ist, liegt auf dem Weg von der Försterei dahin. Ich meine, die Leute dort sind irgendwie beteiligt oder müssen doch etwas wissen. Sagen Sie dem Nachtwächter, Simoneit, er solle den Jagdwagen anspannen. Ich fahre selbst."

„Zu Befehl, Herr Baron."

Der Gutsherr wandte sich an Leuenhoff: „Ich bitte auch Sie mitzukommen, Herr Leuenhoff."

„Meinen Sie, daß es nötig ist, Herr von Imme?"

„Ach nein. Auf offenen Kampf lassen sich die Herrschaften ja gemeinhin nicht ein. Immerhin — —!"

„Ich stehe zur Verfügung, Herr von Imme."

Der Förster kam wieder von den Ställen zurück; er hatte

seinen Auftrag ausgerichtet. Schweigend harrten die drei Männer, bis der Wagen hinter den verschlafenen Gäulen her über das Pflaster heranholperte. „Es ist kalt," schauerte Imme plötzlich, „wir wollen uns eine Pfeife anzünden." Dann kletterte er auf den Bock und nahm die Zügel zur Hand. –

Der Mond war vor kurzem aufgegangen, es war leidlich hell. Die Pferde schlugen alsbald einen flotten Trab an. Niemand redete. Jeder sann hinter der qualmenden Pfeife stumm den Dingen nach. Das Vorwerk lag verdrossen auf der Hochfläche. Schon von weitem war das Heulen und Bellen des Hundes zu vernehmen.

„Recht so!" brummte Leuenhoff. „Über dem Köter hören sie unseren Wagen nicht."

Eine Strecke vom Gehöft entfernt stiegen sie ab. „Strängen Sie die Gäule ab, Simoneit," sprach Imme, „sie sind gutmütig und bleiben stehen." Er begab sich mit dem Förster nach der Rückseite des Wohngebäudes. Leuenhoff wartete vorn am großen Tor. Die rückwärtige Tür war versperrt. Simoneit klopfte zuerst mit der Faust, dann mit dem Kolben seiner Büchse. Nichts regte sich drinnen, nur der Hund bellte desto wilder. Er war von seiner Kette gelöst und sprang wie toll gegen die Latten des Tores an. „Schießen Sie das Tier tot," befahl der Gutsherr. „Dann sehen Sie zu, ob Sie von vorn hineinkommen. Ich bleibe hier."

Die Büchse knallte, und der Hund verstummte mit einem heiseren Gurgeln. Gleich darauf rief der Förster um die Hausecke herum: „Tor und Tür sind offen, Herr Baron. Wir warten auf Sie."

Gottfried tat die wenigen Schritte. „Franzki!" rief er in den Flur hinein. Als niemand antwortete, öffnete er die Stubentür zur Rechten und danach zur Linken die Tür zur Küche. Beide Räume waren leer, auch in der Giebelstube fand sich niemand, – das Haus war verlassen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit einem Seufzer reckte sich der Medizinalrat vom Bett des Verwundeten empor. Der Rücken schmerzte ihn nach der langen Untersuchung. Gertrud und Madsen schauten ihn erwartungsvoll an. Aber er gab keine Antwort auf die stumme Frage. „Ruhe! Unbedingte Ruhe!" flüsterte er, während er noch einmal den Puls des Bewußtlosen fühlte.

Unten im Amtszimmer, dem Gutsherrn gegenüber, zuckte er die Achseln. „Soweit ich nach meinen Kriegserfahrungen zu urteilen vermag," sagte er, „ist wenig Hoffnung. Die Leber ist durchbohrt und nicht von einer glatten, sauberen Kugel, sondern von einer breiten Klinge, einem Brotmesser offenbar. Die Blutung nach außen hat nicht viel zu bedeuten, aber innen scheint es böse auszusehen. Der Puls ist jedenfalls schlecht, sehr schlecht, miserabel!"

„Lassen Sie uns dem Königsberger Chirurgen telephonieren!" versetzte Imme. „Wenn er abzukommen vermag, ist er nach Tische hier."

Der Arzt nickte: „Ich wollte es vorschlagen, und falls Sie einverstanden sind, Herr Baron, sprech' ich mit ihm, sobald die Post ihren Betrieb beginnt. Ich fürchte nur, auch das wird umsonst sein."

„Dann haben wir wenigstens das Mögliche getan." — —

Der Königsberger Professor traf noch vor Tisch mit seinem Assistenten im Kraftwagen ein. Für einen Imme, hatte er geantwortet, müsse sich ein Lehrer der Albertina immer frei machen können. Leider vermochte auch er mit all seiner Kunst nichts mehr auszurichten. Jeglicher operative Eingriff verbot sich angesichts der bedrohlichen Schwäche des Patienten von selbst. Gedämpften Tones teilte er Gottfried den betrüblichen Befund mit. Dann nahm er, mit weltläufiger Gewandtheit seinen lebhaften und etwas burschikosen Verkehrston mildernd, an dem beklommenen Mittagsmahl teil und betrachtete sich noch mit Verwunderung das Stück Versailles im Park. Am Spätnachmittag fuhr er zurück.

Während die Ärzte noch berieten, begannen auch Staatsanwalt und Untersuchungsrichter ihrer Ämter zu walten. Die Tatsache der böswilligen Brandstiftung am Holzstapel auf der Waldwiese stand unzweifelhaft fest. Es fanden sich petroleumgetränkte Tannenzapfen und Späne aufgeschichtet, und nur der Umstand, daß das ohnehin leicht brennbare Holz im Übereifer allzu reichlich befeuchtet worden war, hatte eine ernstliche Feuersbrunst verhindert. Hierzu bekundete späterhin die Grigoleitsche, sie habe beim Sonnwendfeuer des Abends noch einmal nach den Fohlen gesehen; da sei die Franzki vom Vorwerk mit ihrem Mann und den größeren Kindern, die auch beim Feuer gewesen wären, an ihr vorübergekommen, ohne ihrer hinter den Pferden gewahr zu werden, und habe zu dem Manne auf polnisch gesagt: „Hast du es gesehen? So muß man es machen. Schicheln und Petroleum darüber! Das brennt wie der Höllenteufel." Aber auch ohne diese Aussage lenkte sich der Verdacht auf die Pillwischker. Sie waren seit dem Abend des Fohlenausbruchs mit Kind und Kegel und dem wertvollsten Teil ihres Hausrates spurlos verschwunden. Offenbar hatten sie die Flucht längst vorbereitet und waren in der Aufregung jener Stunden unbemerkt auf einem befreundeten Fuhrwerk davongefahren. Daß wiederum das Ausbrechen der Fohlen in ihren Plan gehört hatte, erwiesen mehrere abgesägte Pfähle im Drahtzaun. Es war nur noch nötig gewesen, die Tiere aufzuscheuchen und gegen die lockeren Stellen zu treiben, dann war die erwünschte Unruhe geschaffen, in der man anderwärts um so ungestörter handeln konnte. Zum endgültigen Beweis hatte am Unglücksabend Dröges Neffe, der Eleve, eine letzte Begegnung mit der Frau des Franzki gehabt. Er hatte bei seinem Sturz mit dem Pferd das Schlüsselbein gebrochen und war nicht weit gekommen, als er sich quer über das Feld heim hatte schleppen wollen. Erschöpft hatte er auf einem Rain sich niedergelassen, da war die Franzki von der Försterei her vorübergelaufen. Er hatte sie angerufen, um durch sie Bot-

schaft nach Sorplauken zu schicken, aber sie war eilends weitergerannt nach Pillwischken zu.

„Warum nun dies alles, Herr Baron?" fragte der Staatsanwalt; er kam von dem Landgericht binnenwärts.

Imme reichte ihm ein Schriftstück. „Dies hab' ich heute morgen zugestellt bekommen", sagte er. „Die Investigationskommission wird mir für morgen gemeldet. Verlassen Sie sich drauf, sie wird den Holzstapel um und um wenden. Aber man hat noch sicherer gehen wollen. Der Brand hätte Explosionen verursacht, die irgendein Zeuge gehört hätte, und vor allem hätten wir nicht im letzten Augenblick noch zupacken und das vermeintliche verbotene Gut anderswo bergen können."

Der Richter aus Schornheim nickte; er wußte Bescheid. Der Staatsanwalt aber machte große Augen. „So also steht die Sache!" staunte er. „Und nun?"

Der Gutsherr zuckte die Achseln: „Die Herren mögen tun, was sie nicht lassen können! Ich hätte nie geglaubt, daß sie uns für so töricht halten würden. Nun sollen sie sich blamieren! Was geht es uns an? Das Schlimme ist, daß mein Vetter an diesem leeren, öden Gerede und Gefasel sterben wird."

Simoneit wurde vernommen. Klar und bestimmt wiederholte er seine Bekundungen vom Morgen. Befragt, weshalb er geschossen habe, antwortete er, er habe gemeint, in Ausübung der ihm von seinem Gutsherrn und Amtsvorsteher, dem Herrn Baron von Imme, übertragenen forstpolizeilichen Pflichten so verfahren zu sollen, überdies habe er sich schließlich drei Leuten gegenüber gesehen, die ersichtlich im Zusammenhang mit der Brandstiftung gestanden hätten, und damit in Notwehr gehandelt. Bei dem herrschenden Lichte und auf dem beschatteten Waldwege habe er weder das Geschlecht noch gar die Gesichtszüge unterscheiden können.

Herbert Imme war vernehmungsunfähig. Der Medizinal-

rat hielt es für wahrscheinlich, daß er, ohne noch einmal zum Bewußtsein zu gelangen, verscheiden werde.

Als Gerichtsarzt nahm Trabitius die Untersuchung von Annis Leiche vor. Simoneits Kugel war unterhalb der rechten Brust eingedrungen, hatte die Lunge durchbohrt und das Rückgrat zerschmettert. Der Schuß war unbedingt und sofort tödlich gewesen. Der Körper, der von großer Schönheit war, erwies sich als der einer etwa dreißigjährigen Frau. Alles, insbesondere der Zustand der Hände und Füße, deutete darauf hin, daß die Verstorbene in der Lage und gewohnt gewesen war, der Pflege ihres Äußern jede nur erdenkliche Sorgfalt zu widmen. Selbst wenn man in Betracht zog, daß sie als Jungfer oder Stubenmädchen nur mit feinen und sauberen Arbeiten befaßt gewesen war, erschien der Befund verwunderlich. Weit eher als auf eine Person dienenden Standes hätte er auf eine Dame der Gesellschaft schließen lassen. Ob demnach die Papiere, die Imme von ihr in Verwahrung hatte und die sie als ein Mädchen von 21 Jahren verzeichneten, wirklich ihr zugehörten, konnte zweifelhaft sein. Die Personalbeschreibung war vieldeutig und weitmaschig, und das Lichtbild stimmte jedenfalls mit der Toten überein. Die Wäsche, die sie in ihrem Stübchen hinter dem Rosenstrauch aufbewahrt hatte, trug keinerlei Zeichen und war neu. Auch die Besichtigung des Vorwerks löste das Rätsel nicht. Das Giebelzimmer, das stets geputzte Scheiben und weiße Gardinen aufgewiesen hatte, war offenbar der Bereich Annis gewesen. Im Gegensatz zu dem fürchterlichen Schmutz, der zu ebener Erde herrschte, war es zierlich eingerichtet und barg als Prunk- und Hauptstück einen großen, geschliffenen Toilettenspiegel. Von der Marmorplatte waren freilich die Geräte entführt und von dem weißen Gitterbett die Decken, von den Fenstern die Vorhänge fortgerissen, aber über dem ganzen Raum schwebte noch ein zarter Duft. Eine Spur wohlriechenden Puders war vor dem Spiegel verschüttet.

„Was geht uns dies alles an?" sprach schließlich der Schornheimer Richter. „Wer sie ist, werden die polnischen Behörden, die ihr den Paß ausgestellt haben, am besten wissen. Uns braucht es nicht zu kümmern. Das Lichtbild ist richtig, basta! Im übrigen ist der Fall ja ziemlich klar. Sie, Herr Kollege, erheben Anklage gegen Franzki und Frau wegen Brandstiftung und erlassen einen Steckbrief hinter dem edlen Paar. Selbstverständlich wird es nie gefunden; es ist längst drüben im Polnischen. Ob Sie Simoneit anklagen, steht in Ihrem Ermessen. Meines Erachtens hat der Förster in Notwehr gehandelt."

„Das ist auch meine Ansicht," stimmte der Staatsanwalt bei. „Aber der Herr Baron Herbert Imme?"

„Mord oder Totschlag. Fünfhundert Mark Belohnung demjenigen, der den Täter beistellt. Meiner Meinung nach ist es wiederum Franzki oder auch die Frau, die ja der aktivere Teil der Ehe gewesen zu sein scheint. Es kommt natürlich nie heraus. Und es handelt sich ja doch um ganz andere Dinge. Haben Sie je gehört, daß Polen drüben seit Kriegsschluß jemals ruhig gewesen ist? Ruhig und zufrieden? — Nein! Es liegt den Menschen dort im Blute. Sie sind wie Frauenzimmer launisch und stets auf Abenteuer aus. Darum haben sie auch beständig ein schlechtes Gewissen. Aber von sich schließen sie auf andere, und dann spielen sie solche Spionagekomödien, wie wir sie eben erlebt haben. Wir sind hier an der Grenze. Das ist alles. Und gar hier! Sorplauken mit seinem Brückenkopf ist der wichtigste strategische Punkt in der ganzen Provinz. Das wissen wir doch hüben und drüben. Darum ist es gegangen, darum allein!"

Die Gerichtsherren verabschiedeten sich. Zuletzt gaben sie noch Annis Leiche zur Bestattung frei.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Tags darauf stellte sich der Anmeldung gemäß die Abordnung der Investigationskommission in Sorplauken ein. Drei Offiziere, ein Holländer, ein Franzose und ein Belgier, statteten,

begleitet von einem Beauftragten des Reichswehrministeriums, Imme einen höflichen Besuch ab, zeigten ihm auf einer vortrefflichen Karte, die sie bei sich führten, die Waldwiese bei Simoneits Försterei und erbaten sich von ihm die Erlaubnis, den auf dieser Stelle befindlichen Holzstapel durchforschen zu dürfen; es sei ihnen zu Ohren gekommen, daß unter den Stämmen eine Anzahl schwerer Maschinengewehre und die dazu gehörige Munition verborgen gehalten würden. Der Gutsherr erwiderte gemessen, die Herren würden vergebens suchen, aber er wolle und könne sie nicht hindern, ihre Pflicht zu erfüllen. Er ersuche sie, mit dem Herrn Administrator Dröge das Nötige zu vereinbaren.

Der Wortführer der Kommission, der Holländer, verneigte sich dankend. Er bedaure, noch einen zweiten Wunsch kundgeben zu müssen, fuhr er fort. Drüben auf dem sogenannten Berg seien nach den Nachrichten der Kommission Unterstände oder Kasematten eingebaut. Ob etwas darin verborgen werde, entziehe sich natürlich einstweilen jeder Kenntnis, aber er mache darauf aufmerksam, daß allein schon das Vorhandensein von derartigen unterirdischen Bauten eine gewichtige Verfehlung gegen die Bestimmungen des Versailler Vertrages darstellen werde.

Imme hatte erstaunt den Kopf gehoben. „Und wo sollen sich diese Baulichkeiten befinden, wenn ich fragen darf?" begehrte er zu wissen.

„Unter einem Lindenrondell, in dessen Mitte ein Tisch aus einem alten Mühlstein aufgestellt ist", sprang der Franzose ein.

„Ich kenne den Fleck", antwortete Gottfried kopfschüttelnd. „Und da Sie es für Ihre Schuldigkeit halten, meine Herren, auch dort nachzuforschen, füge ich mich darein. Vielleicht machen Sie mich dabei mit Dingen bekannt, die selbst mir bisher verborgen waren, obwohl ich seit Jahrzehnten schon auf Sorplauken sitze. Ist dies alles?"

Die Herren bejahten.

Imme stand auf und sagte zum Abschied: „Wenn ich um eines bitten darf, so ist es dies: schonen Sie, soviel Ihnen erlaubt scheint, die alten Linden! Sie sind mir lieb, und ich würde sie sehr ungern fällen sehen."

Der Holländer verneigte sich abermals. „Seien Sie versichert, Herr Baron," versetzte er verbindlich, „es wird das Mögliche geschehen, um Ihren Besitz unverändert zu erhalten." — — —

Dröge führte die Herren zuvörderst nach der Försterei. Alsbald entwickelte sich auf der Waldwiese ein lebhaftes Treiben. Die Arbeiter, die aus Schornheim auf einem Lastkraftwagen herbeigeschafft worden waren, bekamen weidlich zu tun. Kein Stamm blieb auf dem anderen, und schließlich wurde an den verschiedensten Stellen die Erde aufgebuddelt. Herr Aubert, der Gast des ‚Norddeutschen Hofes', beaufsichtigte die Veranstaltung.

Währenddessen fuhren die drei Offiziere mit ihrem deutschen Begleiter nach dem ‚Berg'. Ein zweiter Arbeitertrupp wartete schon mit Spitzhacken und Schippen auf sie.

Das Gemäuer unter den Linden war leicht gefunden. Freigewaschen von dem Wasser, das sich aus dem Trog ergossen hatte, lag es offen da. Es wurde auch keineswegs nötig, eine von den Linden zu fällen. Mit einiger Mühe zwar, aber ohne sonderliche Gewaltanwendung wurde eine Backsteinschicht durchschlagen. Eine enge Kluft tat sich darunter auf, just so knapp in ihren Ausmaßen, wie man die Ruhestätte eines Toten einzurichten pflegt. Es mußte indessen ein vornehmer Herr gewesen sein, der hier vor vielen, vielen Jahren gebettet worden war. Die Trümmer eines steinernen Sarkophages lagen, von Feuchtigkeit zermorscht, auf dem Grunde der Gruft. Auch die Seitenwände mochten einst ausgemauert gewesen sein, jetzt aber war der Stein verwittert, und nur die dunkle Erde umgrenzte, von den Wurzeln der Linde zäh durchwachsen, ringsum das Grab.

Mit großen Augen spähten die fremden Herren in die Tiefe. Auch Dröge schaute verwundert drein. „Ein Grab!" sagte der Holländer. „Wie kommt das hierher?"

„Auf dem ‚Berg' stand in alten Zeiten ein Kastell", gab Dröge Auskunft. „Da wird man auch die Toten in der Nähe begraben haben."

Vorsichtig warf ein Arbeiter die steinernen Trümmer von unten mit der Schippe herauf. Man erkannte verwischtes Bildwerk, Teile eines Helmes, einen gewappneten Fuß und einen Schwertgriff. Der Holländer hob ein größeres, besonders gut erhaltenes Stück auf. „Ein Wappen!" erstaunte er.

„Ja," versetzte Dröge, „es ist das Immesche Wappen, die Biene."

„So lange sitzen die Barone von Imme auf diesem Gut?"

„Ja. Seit den Zeiten des Ritterordens."

„Ah! Und man hat mir gesagt, dies sei altpolnischer Boden! Siehe da! So lange! Und, mein Herr, was bedeuten wohl diese Buchstaben unter dem Wappenschild? Sie sind kaum mehr zu lesen. Aber ich erkenne doch ein ‚P' im Anfang und später ein ‚G' und ein ‚O'."

„Das ist der Immesche Wappenspruch: pungo – ich steche."

„Pungo," wiederholte der Holländer nachdenklich, „– ich steche." – – –

Während sich Dröge mit dem Neutralen unterhielt, waren die beiden anderen Offiziere in die Grube gestiegen und hatten allenthalben die Wände mit Spaten betastet und beklopft. Sie kletterten wieder hervor, sprangen abermals hinein und krochen schließlich endgültig heraus. „Nein, meine Herren," redete sie der Holländer entschiedenen Tones an, „hier liegt ein Irrtum vor. Sehen Sie ringsum diese uralten Linden! Solche Bäume wachsen niemals auf Kasematten oder anderem Mauerwerk, sondern ihre Wurzeln greifen tief. Man hat uns falsch berichtet."

Er wandte sich höflich an Dröge und fuhr fort: „Wenn sich die Dinge auf dem Holzplatz ebenso wie hier verhalten, beglückwünsche ich den Herrn Baron. Ich hoffe, daß es so sei."

Dröge verbeugte sich knapp und antwortete: „Und ich versichere Ihnen, daß es so ist."

Die Offiziere fuhren wieder zur Försterei hinüber. Auch dort hatte man bisher nichts Verdächtiges entdeckt, aber man war noch wacker beim Suchen. Nach Feierabend kamen die Siedler herüber und bewunderten den aufgewandten Fleiß. Sie lachten sich eins und ermunterten die Arbeiter mit derben Scherzen, ja nicht nachzulassen. Auch Dröge ritt auf seinem hochbeinigen Fuchs noch einmal heran und besah sich den Zauber.

„Man macht sich lustig über uns", murrte der Franzose. Er hatte leise und französisch gesprochen, aber aus den Reihen der Siedler kam fröhlich die Antwort: „Aber natürlich, mein Herr!" So viel Französisch verstand man am Ende noch; man war ja lange genug in Frankreich gewesen.

Noch ein paar Löcher wurden in den Boden gegraben, immer wieder auf einer neuen Stelle, — dann wurden die Arbeiter heimgeschickt. Der Deutsche hatte bereits förmlich gebeten, ihn zu beurlauben, auch der Holländer langweilte sich maßlos. Die anderen beiden Offiziere aber musterten immer aufs neue und immer unzufriedener den weiten, zerwühlten Platz. Schließlich bestiegen alle drei ihren Kraftwagen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als der Tag sich zum Abend neigte, drohte Herbert Immes Herz zu versagen. Der Medizinalrat und Madsen waren bei ihm. Auch Gottfried hatte sich eingefunden, um nach dem Vetter zu sehen. Seufzend machte der Arzt eine Kampferspritze zurecht und verabreichte sie dem Sterbenden. „Im Grund ist es eine Torheit", flüsterte er. „Es geht unaufhaltsam zu Ende. Aber sei's drum!" Kopfschüttelnd zog er sich danach zurück und setzte sich in einen bequemen Stuhl;

er war todmüde. Madsen hockte am Fußende des Lagers auf einem Schemel, Gottfried saß am Bett.

Es war ein beklommenes Schweigen in der Stube. Nur der leise, röchelnde Atem des Kranken unterbrach die Stille. Minute auf Minute verging. Einmal schob sich nach einem verstohlenen Klopfen Dröge behutsam durch die Tür. „Wie geht es Herrn von Imme?" fragte er. Gottfried zuckte die Achseln und stand auf. Am Fenster erstattete der Administrator Bericht: die Kommission sei unverrichteterdinge abgezogen; weder bei der Försterei noch auf dem ‚Berg' habe sie etwas Verdächtiges gefunden.

„Und was war auf dem ‚Berg' unter den Linden?"

„Sie haben ein Grab aufgedeckt, das Grab eines Ihrer Vorfahren, Herr Baron. Ich habe die Stücke der Grabplatte gesichert. Das alte Wappen ist fast noch unversehrt."

Der Gutsherr nickte erfreut. Er war gern auf den Spuren seiner Voreltern unterwegs. „Ich danke Ihnen, lieber Herr Dröge", versetzte er. „Sie kennen ja meine Liebhaberei. Zu besserer Zeit reit' ich hinüber."

Mit herzlichsten Wünschen verabschiedete sich der Administrator. Imme setzte sich aufs neue an das Bett.

Die Sonne hatte nun ihren Weg so weit vollendet, daß sie durch das Laub der Bäume hindurch in das Zimmer gelangen konnte. Die huschenden Lichter glitten an den Wänden entlang und spielten auf dem weißen Laken des Lagers und um das Antlitz des Kranken. Gottfried sah, wie blaß er war, wie die Schläfen, die Augenhöhlen und Wangen immer tiefer einfielen und die Stirn und die Nase immer steiler und fremder daraus sich emporhoben. Das war der Tod. Aber noch ging der röchelnde Atem, kaum hörbar zwar, aber doch einigermaßen gleichmäßig. Kummervoll wandte er den Blick ab, zu Boden. In all dem aufgeregten Hin und Her der letzten Tage hatte er sich stets vergeblich den Kopf zerbrochen, durch welches Verhängnis wohl Herbert in die Netze des polnischen Spionage-

anschlages geraten sein möchte. Er zweifelte nicht, daß der Vetter dabei eine rühmliche, abwehrende Rolle gespielt habe, und bat ihm im stillen ab, daß er ihn bisweilen vielleicht nicht ganz ernst genommen hatte. Denn so falschen Anschauungen sich Herbert über die vermeintlichen geheimen Verteidigungsmaßnahmen auf deutscher Seite hingegeben hatte, so offensichtlich recht hatte er gehabt in allem, was über die Grenze hinüber nach Polen hineinreichte. Die Franzkis von Pillwischken samt ihrer angeblichen Nichte Anni, die als Stubenmädchen in das Sorplauker Herrenhaus geschmuggelt worden war, hatten unbestreitbar in polnischem Auftrag gehandelt. Das ganze, fein eingefädelte Unternehmen hatte sich als ein Schlag ins Wasser erwiesen und war so kläglich wie lächerlich gescheitert. Eben jetzt wurde der Mißerfolg auch offiziell durch die Investigationskommission bestätigt. Aber wie in aller Welt war Herbert in dieses Getriebe hineingezogen worden? Wie hatte seine nervöse, überspannte Phantasie so tragische Wirklichkeit werden können? Das blieb rätselhaft.

In diesem Augenblick raunte Madsen aufgeregt: „Herr Baron!"

Gottfried schaute empor. Madsen war aufgestanden und wies mit zitterndem Finger auf den Kranken; dem guten Menschen liefen die hellen Tränen über die Wangen hinab, — Herbert hatte die Augen weit offen. Er erkannte auch den Vetter und den treuen Diener. Man sah es daran, wie seine Blicke unmerklich von einem zum andern wanderten. Es zuckte ein paarmal um seine Lippen, aber sprechen konnte er nicht.

Gottfried nahm seine Hand; sie war schon kalt und schwer. In die Augen des Todwunden trat jetzt ein Suchen und Fragen. Es irrte hin und her, bat und flehte. Imme überlegte: woran konnte dem Sterbenden in dieser Stunde noch gelegen sein? Was zu erfahren konnte er in diesem letzten Erwachen begehren? Und er fand es. „Ich kann dir Gutes

melden", sprach er eindringlich. „Die Kommission hat gesucht, aber nichts gefunden. Sie ist unverrichteterdinge abgezogen."

Verstehend leuchtete es in dem matten, versinkenden Blick auf.

Und Gottfried setzte, einer plötzlichen Eingebung folgend, hinzu: „Ich danke dir! Wir alle danken dir!"

Da war es, als gewännen die Augen des Kranken einen fast frohen Glanz. Aber vielleicht huschte nur ein Sonnenstrahl über sie hinweg.

„Wer hat dich verwundet?" fragte Gottfried nach einer Weile. Es erschien ihm aus vielen Gründen höchst wichtig, über die Geschehnisse Klarheit zu erlangen.

Aber nein, damit wollte Herbert nicht behelligt sein. Matt schloß er die Lider. Er schlief nicht. Er spürte, wie die laue Luft vom offenen Fenster hereinströmte. Sie tat ihm wohl, und er mühte sich, sie tief einzuatmen. Aber die Wunde erlaubte es nicht. Sanft ließ er sich von dem leisen Zugwind fächeln. Aber er war viel zu müde, um zu denken. Was ging ihn dies alles noch an? Er erinnerte sich, Anni war im Feuer gefallen. Dann war Simoneit bei ihr niedergekniet, und er, Herbert, hatte ihn ‚Blattschuß' rufen hören. Danach war von einem Brand auf dem Holzplatze die Rede gewesen. Zuletzt waren ihm die Sinne vergangen. War es nicht gut so? Anni war tot, dämmerte es vor ihm hin, und auch er würde sterben. Und das war ein schönes Ende für das Lied. Im übrigen hatte Gottfried gesagt: „Ich danke dir! Wir alle danken dir!"

Das hallte immer wieder in ihm nach, wie von Glocken gesungen. Immer voller brauste der Klang. Plötzlich jedoch waren es andere Glocken. Sie läuteten roten Sturm von den Türmen. Er sah die Ferne, die Zukunft. Feind an der Grenze! Feind im Land! Da aber tat sich der ‚Berg' auf, und es brach aus ihm hervor, zahllose Scharen von Männern,

in Ritterrüstungen, in Lederkollern, in bunten Röcken und Pickelhauben, vor allem aber feldgrau, feldgrau und im Stahlhelm. Und nicht nur Männer, sondern auch Waffen, Waffen über Waffen! Schwerter, altmodische Flinten und Kartaunen, aber vor allem die neuen feinen, sinnreichen Maschinengewehre, die Schnellfeuerkanonen und die schweren, groben, plumpen Haubitzen und Mörser. Und der ‚Berg' selbst war wie von Stahl, und an ihm brach sich ohnmächtig die Welle der Feinde und ebbte murrend dahin zurück, von wo sie herangebrandet war.

Immer noch hielt Gottfried die Hand des Vetters. War es ein Zufall oder strömten ihm die Gedanken des Sterbenden in einer letzten, starken Aufwallung zu? Auch er schaute die Zukunft. Auch er vernahm den Alarmruf: Feind im Land! Aber erbarmungslos nüchtern und klar spielte sich alles vor ihm ab. Es war wie damals beim Russeneinfall. Zuerst waren der Schrecken, die Bestürzung und die Ratlosigkeit da. Um nur nicht müßig zu gehen, verrichtete man die gewohnte Arbeit, bis sie kam, die bittere Stunde der Flucht. Was aufpacken? Was zurücklassen? Das halbe Leben blieb doch dahinten; es haftete im Haus und im Garten und hatte seine Wurzeln tief im Acker. Vorwärtsgepeitscht von falschen Nachrichten und von den ersten Vorposten des Einbruchs, stießen sich die endlosen Züge der Flüchtlinge gegenseitig von den Straßen, verstopften die Brücken und verkeuchten sich im Staub und im Schlamm der Wege. Und der ‚Berg' drüben tat keinerlei Wunder. Er gab kein Knabengewehr her aus seinen Kasematten und gewährte nirgends Schutz. Kahl und arm stand er da, der hätte umgürtet und durchwühlt sein müssen von festen Werken, wie ein Haus in der Einöde geschützt ist vor den Räubern mit eisernen Türen und Fenstergittern. Aber dennoch wehrte er sich. Was an preußischen, an deutschen Männern lebte ringsum, warf sich willig nieder neben die kleine, geringe Macht der Reichswehr

und versperrte mit seinem Leibe die Pforte der Heimat. Es mußte ein ungleiches Ringen gegen die vollendeten Kampfmittel drüben geben, gegen Flieger und schwere Artillerie, und die Opfer mußten fallen wie nur je im großen Kriege. Aber vielleicht waren es wiederum die wahrhaften Männer, die ganz wenigen, die auch hier den Streit entschieden, so wie dereinst in den Endschlachten eine Kompagnie um einen oder zwei echte Soldaten und ein Regiment um ein Dutzend davon sich geschart und standgehalten hatten. Und wenn die Opfer umsonst gebracht wurden, – vielleicht – nein, hoffentlich! erwachte dann das ganze große Deutschland und entsann sich – endlich, endlich! – der Brüder im Osten und fegte mit Allgewalt den heimischen Boden wieder rein vom Feind!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein wohlbekanntes Geräusch klang vom Garten herauf. Es war, als kreische ein Pumpenschwengel. Die Perlhühner zogen zu Nest und stießen ihre seltsamen Schreie aus. Herbert schlug schwerfällig, mühevoll, aber wie ein Genesender zum Licht, die Augen auf. Der Ton versetzte ihn in die Tage seiner Gesundung zurück. Gegenwart verwob sich mit Vergangenheit, der Begriff der Zeit löste sich auf.

Die Sonne hatte durch das schwankende Geäst hindurch einen Weg zu dem Bild an der Wand drüben gefunden und umschmeichelte es spielend. Er folgte den Strahlen. Blaß und schmal das Antlitz, die reine Stirn, die zarten, eigenwilligen Brauen, die feine Nase, der Mund klein und sehr rot, mattweiß Hals, Nacken und Brust. Dann war der Schein gestorben.

Unten aber am Bett stand Madsen, der treue Madsen. Das war gut. Im Grund war es das einzig Gute.

Er erfaßte ihn mit einem vollen Blick, um ihn nicht zu verlieren. Plötzlich sagte er mit einer unsäglichen Anstrengung und verhältnismäßig laut: „Na, Madsen, denn wollen wir mal los!" Mit diesen Worten hatte er am Skagerrak, und

vorher und späterhin, kurz immer, wenn es in seinem schönen, straffen Beruf ernst geworden war, für sich und Madsen, seinen Meldegänger, vom Leben Abschied genommen, um nur noch der Pflicht zu gehören.

„Zu Befehl, Herr Baron", antwortete Madsen.

Herbert vernahm noch die Antwort. Sie hätte gar nicht anders lauten können. In seinen Augen glänzte es noch einmal froh auf, als schaue er über eine leichtbewegte See nach einem klaren, hellen Horizont. Dann erloschen sie.

Ende

Herbert Imme war am frühen Vormittag begraben worden. Er hatte ein äußerst zahlreiches Ehrengeleit gehabt. Von fern und nah war alles, was auf sich hielt, zur Bestattung des Barons Imme zusammengeströmt, alle großen Besitzer und nicht minder die kleinen Bauern, soweit sie in der Heuernte abkommen konnten. Stahlhelm und Wehrwolf hatten auf dem Weg zum Friedhof Spalier gebildet, und eine Abteilung des Schornheimer Reichswehrbataillons hatte die drei Salven abgegeben. Auch von Berlin war eine Abordnung mit einem mächtigen Lorbeerkranz erschienen.

„Ist es euch recht, so gehen wir nachher noch einmal hinüber", sagte Gottfried bei der Vespermahlzeit. Die Damen waren einverstanden. Vorsichtshalber ließ er für Klarisse den kleinen, niedrigen Parkwagen anspannen. Die Greisin hatte den Neffen, der ihr so lange gänzlich unbekannt geblieben war, auf ihre Art liebgewonnen gehabt und war mehr durch seinen jähen Tod mitgenommen, als sie wahr haben wollte.

Dröge begegnete ihnen. Er kam auf seinem hochbeinigen Fuchs vom Feld. Ritterlich saß er ab und küßte den Damen

die Hand, indem er sein rundliches Gesicht in geziemende Beileidsfalten legte. „Die Leute sind fleißig gewesen," meldete er, „wir bekommen heute die letzten Fuder von den großen Schlägen herein."

Wie zur Bestätigung seiner Worte knarrten, hochgetürmt und kunstvoll aufgebaut, die heubeladenen Wagen heran. Oben auf den Fudern lagen die Marjellens nebeneinander und sangen ihre melancholischen Lieder. Vier stattliche Pferde waren vorgespannt. Auf dem Sattelpferd aber saß der Gespannknecht und knallte mit der Peitsche. Als er den Gutsherrn erblickte, zog er den Hut und grüßte.

Imme dankte freundlich. — — —

Dicht an dem moosbewachsenen Gatter des Friedhofes war Anni beerdigt. Ihre Ruhestatt war die letzte in einer Reihe. Imme hatte ihr vom Gärtner einen schönen, großen Kranz binden lassen. Nun welkte er langsam dahin.

Herbert war neben das Doppelgrab der beiden Immeschen Knaben gebettet. Der Hügel war ganz bedeckt von Blumen, Lorbeer und Laub. Ein paar Augenblicke verweilten die drei Frauen und Gottfried mit gefalteten Händen davor. Obwohl die helle Sonne am Himmel stand, gaben die dichten Wipfel wenig Licht auf den stillen Fleck. Ein empfindlicher Ost war seit dem Morgen aufgekommen. Er wühlte in den Zweigen der Pappeln und pfiff kühl durch die Hecke.

„Es wird Herbst," sagte Klarisse schauernd, „wir wollen wieder hinüber." Mit ihrem Stock vor sich hinkrückend und indem sie sich auf Johannas Arm stützte, ging sie zu ihrem Wagen.

Gertrud und Gottfried folgten langsam nach. „Tante Klarisse hat recht", nickte Imme. „Kaum haben wir den vollen Sommer, so kommt schon der Herbst."

Er legte der Braut ein Tuch um die Schultern. „Wird es dir nicht zu kalt werden bei uns, Gertrud?" fragte er.

„Nein", sagte sie nach einer Weile ernst. „Es ist schön hier, sehr schön."

„Wir sind dicht an der Grenze. Wir können leicht einen neuen feindlichen Einfall erleben."

„Das verhüte Gott!"

Sie sah fast feierlich zu ihm auf und fuhr fort: „Ich weiß sehr wohl, was ich tue. Ich bleibe bei dir — und hier."

Er küßte ihr die Hand. „Dann ist es gut", sprach er. „Dann laß uns versuchen, unsere Pflicht zu tun im Großen und im Kleinen!"

In der Allee bogen sich die Kronen der Bäume im Wind. Ein paar Blätter wirbelten zur Erde, auf die frischen Gräber. Aber draußen auf den weiten Äckern reifte der Weizen in der Sonne.

BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Biblioteka Główna UMK

300000253364

Rudolph Stratz

Hexenkessel

Roman

Geheftet 3,50 M. · Ganzleinen 5,50 M. · Halbleder 7,50 M.

„Hexenkessel" ist das richtige Wort für Deutschlands Hauptstadt in den wüsten Jahren der Nachrevolutions- und Inflationszeit. Treffpunkt für alles Gesindel der Welt: Valutaspekulanten, politische Emissäre, Flüchtlinge aus dem Osten. Das im Grunde doch deutsche Gesicht dieser Stadt überwuchert von Fremden, die teils im Gewühl unterzutauchen, teils aus dem Unglück des deutschen Volkes ihren Vorteil zu schlagen suchen. Mitten hinein in diese furchtbaren Jahre setzt uns Stratz' meisterhafte, buntbewegte Erzählung. Menschen verschiedenster Art versteht er lebendig zu machen: den jungen, frischen deutschen Werkstudenten, die leidenschaftlich hassende Russin und den ganzen Hintergrund seltsamer Gestalten der russischen Kolonie, einem besonders wilden Teil des damaligen Berlin. (Deutsches Adelsblatt)

Rudolph Stratz

Filmgewitter

Roman

Geheftet 3,50 M. · Ganzleinen 5,50 M. · Halbleder 7,50 M.

Rudolph Stratz begibt sich mit seinem abenteuerreichen Roman in den unterhaltsamen Trubel der Künstler und Techniker der flimmernden Leinwand. Wie ein Film gedreht wird und was für interessante und ergötzliche Typen es unter den Filmstars gibt, das erfährt man ganz genau. Bewundernswert ist die Fähigkeit von Stratz, Situationen und Figuren plastisch zu zeichnen und Szenen zu sprühender Lebendigkeit zu bringen. So liest man den mit humorvollen Schilderungen aufgehellten Roman in einem Zuge durch.
(Hamburger Nachrichten)

Verlag Scherl / Berlin

Sophie Kloerss

Der Jungflieger

Roman

Geheftet 2,70 M. Ganzleinen 4,50 M.

Dieses Buch atmet den Geist unserer Zeit und ist aus dem Leben heraus geschrieben, daß man versucht ist zu glauben, es seien wirkliche Erlebnisse, die zu diesem Roman den Stoff gegeben haben. Ganz ausgezeichnet schildert die Verfasserin das Milieu der Flugschule in Warnemünde, in der die jungen Piloten unter Führung eines alten erfahrenen Kampfsfliegers ausgebildet werden. Die menschlichen Konflikte im Leben der Hauptgestalt sind mit feinem Verständnis gezeichnet. Sophie Kloerss, die in ihren sämtlichen Romanen ein so liebevolles Verständnis für die Jugend beweist, hat in diesem letzten Werk das Wesen der neuen Generation, ihre Schwierigkeiten und Zukunftsmöglichkeiten begriffen, mit einem prophetischen Geiste, dessen erste Erfüllungen wir jetzt schon staunend erblicken. (Königsberger Allgemeine Zeitung)

Walter Julius Bloem

Motorherz

Roman

Geheftet 3 M. Ganzleinen 5 M.

Einer aus der jungen Generation schrieb diesen Roman seines eigenen Sports in leidenschaftlichem Erleben: Thomas Themal, der verwegene Hitzkopf, mit nichts so eng verwachsen wie mit seiner Maschine, der ältere Bruder, Dozent an der Universität, Gewinner des von beiden geliebten Mädchens, der mit gewohnter Kühle die Vorteile des Sportlebens abwägt, und neben ihnen die verwöhnte Professorentochter, die vom Sport kostet, um abzufallen, sobald die Schwierigkeiten einsetzen, die gereifte Frau, die im Kampf um ihre Liebe sich zu den höchsten Leistungen emporringt: sie werden in der Tiefe ihres Wesens erhellt. (Westfälische Zeitung, Bielefeld)

Verlag Scherl / Berlin

Peter Oldfield

Der gestohlene Geheimvertrag

Ein Völkerbundroman

Aus dem Englischen übersetzt von Hans W. Fell

Geheftet 3 M. Ganzleinen 5 M.

Genf, Sitz des Völkerbundrates, ist der Schauplatz dieses politischen Kriminalromans. Ein zwischen zwei Ministern geschlossener Geheimvertrag von weittragender Bedeutung wird von unbekannter Seite gestohlen; der Friede der Völker ist bedroht, wenn das Dokument in die Hände bestimmter Regierungen fällt. Ein junger englischer Diplomat erhält den Auftrag, den Vertrag wieder herbeizuschaffen; er findet in einer ebenso reizenden wie tapferen amerikanischen Journalistin eine Bundesgenossin, mit der er im Verlauf der sich überstürzenden Geschehnisse in immer gefährlichere Abenteuer verstrickt wird. (Osnabrücker Zeitung)

A. Conan Doyle

Die verlorene Welt

Abenteuerroman

Übersetzt von Karl Soll

Mit 8 ganzseitigen Zeichnungen von R. Duschek

Geheftet 4 M. Ganzleinen 6 M.

In dem neuen Werk Conan Doyles besitzen wir tatsächlich das Ideal eines Abenteuerromans. Phantastisches Geschehen wird geschildert, wird aufgetürmt, in verwirrender Vielheit geboten. Das Sujet ist unerhört originell: Im Urwald Brasiliens leben noch auf einem kaum zugänglichen Hochplateau die Riesensaurier vergangener Erdperioden. Forscher erklimmen das Plateau, und nun sind wir mitten drin in den Abenteuern. Man kommt kaum zu Atem, wenn man dieses fabelhafte Buch liest. Und es ist keineswegs kolportagemäßig geschrieben, sondern meisterhaft beherrscht im Stil und Ausdruck. (Berner Tagblatt)

Verlag Scherl / Berlin

Biblioteka Główna UMK
300046751630

Stadtbücherei Elbing
Zweigstelle
Pangritz Kolonie

Stadtbücherei Elbing
Zweigstelle
Pangritz Kolonie

Biblioteka Główna UMK
300046751630